Einzelne Romane und Lieferungen werden in dieser Gesammtausgabe nicht abgegeben.

Digitized by Google

F. W. Hackländer's Werke.

XXXI. Band.

Digitized by Google

F. W. Hackländer's

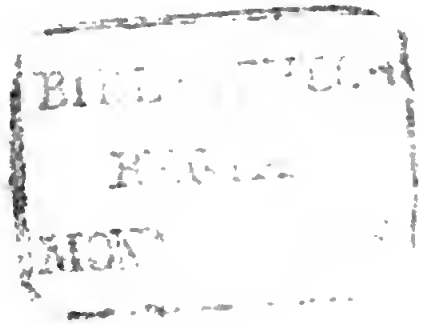
Werke.

Erſte Geſammt-Ausgabe.

Einunddreißigſter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1860.

Digitized by Google



Schnellpreſſendruck der J. G. Sprandel'ſchen Officin in Stuttgart.

Der Neue Don Quixote.

Zweiter Band.

Digitized by Google

Vierzehntes Kapitel.

Polnischer Punsch.

Um die wichtige Episode des gemischten Thee's, die nun begann, im würdigen Romanstil einzuleiten, müßten wir ungefähr sagen: Da öffneten sich beide Flügelthüren, und hell bestrahlt von der zahlreichen Wachskerzen blendendem Schein, die Wangen sanft geröthet von der eben gepflogenen Unterhaltung mit der dürren Justizräthin und der blassen Kaufmannswittwe, erschien der schöne Pole, Graf Czrabowski, am Eingange des Saales. — Aber wir verschmähen dergleichen bestechendes Beiwerk und schreiben einfach der Wahrheit gemäß, daß er, den alle Blicke erwarteten, jetzt auf ungezwungene Art in das Zimmer trat, ein siegreiches Lächeln auf den Zügen, die Lippen leicht geöffnet, damit man die weißen Zähne sehen konnte, und darauf mit einem zierlichen Complimente, das wie ein Blitz über sämmtliche achtzehn Damen dahin fuhr, auf Clementine Weibel zuschwebte, ihr die Hand küßte und sich ganz ungemein freute — so sagte er — sie endlich wieder zu sehen.

Sie antwortete durch jene gewisse Bewegung junger Damen, die den altmodischen Knix verdrängt hat und wobei die Ausführung so erscheint, als würden sie durch eine Springfeder in die Höhe geschnellt; dann führte Clementine den Grafen an den größeren Tisch,

wo ſogleich an verſchiedenen Stellen mehrere Lücken entſtanden, Stühle einſchieben zu können; daß er dabei ihre Hand nicht los l ſah Herr Schilder mit wahrem Ingrimm.

Darauf ſetzten ſich beide an irgend einer paſſenden Stelle, man Stühle einſchob, und nun machte die junge Dame ihren (in der Schnelligkeit mit dem ganzen Kreiſe bekannt. Alle bemü ſich, ein ſo gewinnendes Compliment wie nur möglich zu machen, Ausnahme des Herrn Schilder, der nur kurz mit dem Kopfe n und des Herrn Larroz, der gar nicht vorgeſtellt wurde.

Letzteren aber fixirte der Graf ein paar Sekunden lang ſehr merkſam, was dieſer aber ganz ungezwungen erwiderte, woraı einem aufmerkſamen Beobachter nicht entgehen konnte, daß 2 mit dem Reſultate ihrer Betrachtungen nicht ſehr zufrieden zu ſchienen.

Wer kümmerte ſich aber darum in dieſem Augenblicke? War der gemiſchte Thee glänzend wieder aufgefriſcht worden, hatte ſich die Unterhaltung auf wahrhaft wunderbare Weiſe animirt. Graf ſprach rechts und links, über den Tiſch hinüber, ſogar an kleinen Tiſch hinter ſich, der ſeit Clementinens Weggehen dem N verfallen war. — Und wie wußte er das unbedeutendſte Geſpr thema auszubeuten; wie gönnte er Jedem ſeinen Antheil d fragte bald da, bald dort, erzählte, ließ ſich erzählen und war ſo blendend und geiſtreich, daß ein junges Mädchen, die im S meinen wenig beachtet wurde, zu ihrer Nachbarin ſagte: „es l ſchauere ſie förmlich, und jetzt fühle ſie erſt, wie ein Mann eige ſein müſſe.“

Die Aermſte hatte freilich bis dahin noch keinen Begriff j gehabt. Aber auch Andere, die ſchon mehr Erfahrung hatten zum Beiſpiel die blaſſe Kaufmannswittwe, fühlten ſtill ſeufzend d und geſtanden ſich, daß ſo ein geheimnißvoller Fremder doc ganz anderes Weſen ſei.

Was ſich aber am köſtlichſten bei Graf Czrabowski aus

das war der eigenthümliche Accent, mit dem er sein sonst sehr geläufiges Deutsch aussprach. Er zischte bei manchem Wort so deliciös zwischen den Zähnen, er versetzte die Artikel auf eine so wundervolle Art, daß man ihn gar zu gern sprechen hörte. Ja, ohne unserer wahrhaftigen Geschichte vorzugreifen, können wir hier schon sagen, daß die Art, so zu sprechen, wie es der polnische Graf that, förmlich Mode wurde und man lange noch manchen geckenhaften jungen Menschen fand, der sich dasselbe angewöhnte und nun ebenso unwiderstehlich zu sein glaubte wie der wunderbare Fremde.

Jetzt war die Zeit gekommen, wo sich der gemischte Thee in ein Souper verwandeln sollte. Dazu brauchte man den Salon, in welchem sich die Felspartieen befanden, um hier kleine gedeckte Tische aufzustellen. Es galt nun vor allen Dingen, die älteren Damen mobil zu machen und sie in das Wohnzimmer hinein zu treiben, wo unterdessen Babette und die Putzfrau durch übermenschliche Anstrengungen in kurzer Zeit den großen und kleinen Theetisch abgeräumt hatten.

Clementine Weibel, die den Wink ihrer Schwester Emilie, welche sich unter der Thür des Salons sehen ließ, verstanden, schlug ein allgemeines Spiel vor, woran auch die ältere Gesellschaft Theil nehmen sollte. Dies bezweckte, dieselbe aus dem Salon heran zu ziehen, und während sie diesem Rufe folgend sich langsam in Bewegung setzte, um zur jüngeren Generation zu stoßen, umkreisten hinten Herr Banquier Springer, sowie der Hausherr die hartnäckig Zurückbleibenden, um sie nach Art einer Schafherde, wenn auch nicht gerade durch Bellen und Beißen, vorwärts zu treiben.

Nachdem dies gelungen, wurden die Portieren herabgelassen, und während darauf im Salon ein unerhörtes Klappern und Klirren von Tellern und Gläsern vor sich ging, proponirte Clementine Weibel ein allgemeines Gesellschaftsspiel und lud den Grafen Czrabowski durch einen zärtlichen Druck auf den Arm ein, sie dabei zu unterstützen.

Dieser war auch sogleich bereit dazu und rangirte die Gesellschaft

mit ungemeiner Energie in so weitem Kreise wie möglich, bei dem e aber doch so enge herging, daß eine innige Berührung mit den Nac barn unvermeidlich war. Die blasse Kaufmannswittwe hatte es dur Gewandtheit und Ausdauer so weit zu bringen gewußt, daß sie a die rechte Seite des Grafen gepreßt wurde, während dieser selbst neb dem Stuhle des Fräulein Clementine Weibel fast ganz verschwand.

Herr Schilder saß auf Kohlen; es kochte eine ganze Hölle i seinem sonst so sanften Herzen. Er sah, wie ungeheuer vergnü Clementine war, wie sie über Alles lachte, sogar über das, was d Kaufmannswittwe sagte, die sie sonst nicht ausstehen konnte; er sa wie sie bei jedem dieser heftigen Lachanfälle gegen den Stuhl d Grafen prallte, wie sie diesen dann jedesmal um Verzeihung bat, u wie ihr dieselbe dann auch mit dem süßesten Lächeln gewährt wurd Er blickte im Kreise umher nach einem Freunde, nach einem Hels und seine Blicke blieben abermals auf dem unbeweglichen Gesichte d Herrn Larioz haften, der hinter dem Stuhle Clementinens stand u mit einem eigenthümlichen Gesichtsausdruck auf das Paar niedersah.

Daß es über alle Beschreibung heiß in dem Zimmer war, bra chen wir wohl nicht zu sagen; aber Niemand schien von der Hitze angegriffen zu werden, wie der unglückliche Schilder; er athm mühsam, der Schweiß rieselte ihm von der Stirn, und dabei war so zerstreut und nur mit einem einzigen Gedanken beschäftigt, so d als ihm seine Nachbarin, eine wohlconditionirte Postsekretärstoch im Laufe des Spieles den Grafen Czrabowski schenkte, er lauter, gerade nothwendig war, hinausrief: „Hol' ihn der Teufel!"

Glücklicherweise unterbrach wenige Zeit nachher das Oeffnen Portieren seine Tantalusqualen, um ihn anderen und nicht min grausamen zu unterwerfen. Das Souper begann, und wie es von selbst verstand, führte der Graf Clementine Weibel an einen kleinen Tische, und so gern Herr Schilder ebenfalls dorthin gef wäre, so hatte er doch nicht den Muth dazu; es war ihm noch Trost, daß sich die blasse Kaufmannswittwe von irgend einem Lie

nant ebenfalls dorthin führen ließ; denn er betrachtete diese mit richtigem Gefühl als eine Art Hemmschuh für die Beiden, als ein Etwas, das mit der Wirkung kalten Wassers dazwischen trat, wenn sich vielleicht im Laufe des verführerischen Gesprächs die Köpfe zu sehr erhitzen sollten.

Es geschah übrigens mit dem Gefühle der Verzweiflung, als Herr Schilder nach einer aufmunternden süßen Miene der Frau Rechtsconsulentin den Arm der Sekretärstochter ergriff und dieselbe mit fast ängstlicher Hast nach einem Tische schleppte, wo noch zwei Plätze frei waren, von denen aus man aber genau sehen konnte, was an dem Tische, wo sich der Graf und Clementine befanden, vorging.

Der junge Fabrikant war um so unruhiger, als er umherspähend Herrn Larioz vermißte, von dem er annahm — er wußte eigentlich selbst nicht genau, weßhalb — daß derselbe mit seinen eigenen bitteren Gefühlen über den polnischen Grafen harmonire.

Der lange Schreiber war aber, wie er das bei Soireen im Hause seines Prinzipals zur Zeit des Soupers immer zu thun pflegte, in das Schlafzimmer der Kinder gegangen, wo er mit Fritzchen und Louisen sein bescheidenes Nachtessen einnahm.

Das Souper nahm indessen seinen gewöhnlichen Verlauf; die Felspartieen leisteten das Uebermögliche, und man begriff kaum, wie sie hierzu noch im Stande waren, da sie noch vor einiger Zeit so furchtbare Verheerungen bei dem Theetische bewerkstelligt hatten; die Herren bedienten die Damen und die Damen wiederum die Herren; man trank sich Gesundheiten zu, und Alle entwickelten einen guten Appetit mit Ausnahme des Herrn Schilder, der nicht nur fast keinen Bissen aß, sondern auch auf die klarsten Fragen die unklarsten Antworten gab. Dabei verwandte er kein Auge von dem Tische, an welchem Clementine Weibel saß, und wenn er auch nichts Besonderes dort entdeckte, so kam es ihm doch vor, als brauche die junge Dame immer einige Vorbereitungen, wenn sie sich erheben wollte, um irgend etwas zu holen.

Digitized by Google

Nach dem Souper kamen abermals Spiele an die Reihe, ur
ſpät gegen Mitternacht ſollte die Soiree wie immer mit einem Punſch
beſchloſſen werden. Auf die Anfertigung dieſes Punſches baute He
Schilder einige kühne Hoffnungen; er glaubte darin Vorzügliches z
leiſten und wurde bei den meiſten befreundeten Familien aufgeforde
ſich dieſem Geſchäfte zu unterziehen. Es war das ein Augenbli
fern von dem Geräuſche der Welt in der ſtillen Küche zugebracht, n
ſich ſchon Gelegenheit fand, ein freundliches Wort anzubringen.

Je mehr die Zeit zu Anfertigung des Punſches heran nahte, u
ſo näher hielt ſich Herr Schilder bei der Gruppe, wo Clementi
Weibel ſaß, an ihrer Rechten der polniſche Graf, an ihrer Linken e
Lieutenant — eine Gruppe, bei der ſich auch die Kaufmannswitt
befand, ſowie Madame Springer, und wo es außerordentlich vergnü
und luſtig zuging.

Nun iſt es aber für Jemand, der ſich in einer gedrückten Sti
mung befindet, ſehr ſchwer, luſtig zu ſein. Die harmloſeſten, ja, hei
ſein ſollenden Aeußerungen kommen in ſolchen Augenblicken bitter u
gereizt hervor, und ſelbſt das Lächeln, das man auf ſeinen Züg
ſehen läßt, erſcheint mehr wie ein Grinſen der Verzweiflung. H
Schilder hatte ſonſt ganz gute Einfälle, aber heute wollte kein einzi
gelingen; er kam ſich ſelbſt unbegreiflich fade vor und mußte es ei
ben, daß ſie, in deren Augen er ſo gern geglänzt hätte, ſich von i
wegwandte, und daß allein der polniſche Graf ihm ein kleines Läch
zollte, das aber ebenſo gut für ein Lächeln des Mitleids gel
konnte.

Aber bei der Punſchbereitung, das nahm er ſich feſt vor, da wo
er der jungen Dame einige paſſende Worte ſagen.

Mochte der Rechtsconſulent in dem Herzen des Fabrikanten le
oder mochte er auch die lachende Gruppe gern geſprengt ſehen o
ſonſt ſeine Nebenabſichten haben — genug, er wandte ſich mit i
freundlichen Lächeln, welches die Lippen eines Hausherrn beſtän
ziert, an Clementine Weibel und ſagte ihr ziemlich laut, ob ſie n

wie gewöhnlich dem Herrn Schilder helfen wolle, ſeinen ſo bekannten und vortrefflichen Punſch zu brauen.

Clementine ſchaute im Kreiſe umher, das heißt, ſie wandte nur ihren Kopf, ohne dabei mit den Augen die Blicke des intereſſanten Fremden zu verlaſſen, und ſagte: „Ach ja — mit Vergnügen.“

„Mein Freund, der Herr Schilder,“ ſetzte der Rechtsconſulent händereibend hinzu, „iſt groß in der Anfertigung des Punſches; er muß das Geheimmittel haben, denn wenn wir auch alle ſein Recept kennen, iſt doch Niemand im Stande, dieſes Getränk ſo wohlſchmeckend wie er anzufertigen.“

„Die Uebung, Herr Doktor, die Uebung,“ entgegnete der junge Fabrikant geſchmeichelt. Er fühlte ſich in dieſem Augenblicke überglücklich, doch wenigſtens etwas Anerkennenswerthes für die Geſellſchaft leiſten zu können. Wenn nur einiges Gefühl in ihrem Herzen war, ſo mußte ſie ihm jetzt einen freundlichen Blick ſchenken, um ſo mehr, als ſich nun auch die Lieutenants, ſowie der langhaarige Maler vernehmen ließen und eingeſtanden, daß ſie ſelten etwas Famoſeres getrunken als den Punſch des Herrn Schilder.

Da nahm der herzerobernde Fremde das Wort und ſagte mit ſeiner affektirt ſanften Stimme, welche übrigens von den blitzenden Augen Lügen geſtraft wurde:

„Auch ich werde mich ſehr erfreuen, ein Punſch von Herrn Schilders Fabrikation zu trinken — wirklich ſehr erfreuen, das Recept zu kennen: denn bis jetzt habe ich gedacht, wir allein ſeien im Stande, ein Punſch zu machen.“

„Das glaube ich auch wohl!“ rief eifrig der Maler. „Auf meinen Reiſen (er ſprach gern von ſeinen Reiſen, obgleich eigentlich Niemand wußte, welche Länder er bereist hatte), traf ich mit vielen Ihrer Herren Landsleute zuſammen, die einige Mal das Ausgezeichnetſte in Punſch leiſteten.“

„Polen und Rußland,“ entgegnete ſtolz der Graf, „ſind eigentlich das Land der Pünſche.“

Als er das ſprach, überſchauerte es die blaſſe Kaufmannswittwe, und auch Clementine Weibel fühlte ſich angenehm erregt. — „Pünſche" hatte er geſagt, ach, und er ſprach dieſes Wort ſo deliciös aus! — Pünſche! Es klang das ſo weich, ſo wohllautend und doch wieder ſo melancholiſch. — O, es war ein einziger Menſch, der liebenswürdige Fremde, dachten drei Viertel der anweſenden Damen, und viele derſelben, die ihn das zauberiſche Wort hatten ſprechen hören, ſpitzten ihren Mund und ſagten mit einem himmelnden Blick: „Pünſche — Pünſche!"

Da ſprach die alte ſtrenge Juſtizräthin wohl unbedachter Weiſe die ſchrecklichen Worte: „Es wäre wohl nicht unintereſſant, einmal einen polniſchen Punſch zu verſuchen."

Und alsbald erklang es von allen Seiten: „Ach ja, Herr Graf, ein polniſcher Punſch!"

Junge Damen, die heute Abend noch nicht des Glückes theilhaftig geworden, mit dem Helden der Geſellſchaft ein Wort zu reden, näherten ſich ihm mit flehend aufgehobenen Händen und ſprachen ſo begeiſtert, als hofften ſie ein Stückchen Seligkeit zu erlangen: „Ach, bitte, bitte, beſter Graf, einen polniſchen Punſch!"

„Ein polniſcher Punſch!" ſagte der langhaarige Maler beiſtimmend.

„Ein polniſcher Punſch!" meinte die Frau Rechtsconſulentin, da ſie ſah, wie ihr Gemahl finſter die Lippen zuſammenbiß.

„Gewiß, ein polniſcher Punſch!" ſprach auch Madame Weibel mit dem energiſchen Tone ihrer Stimme.

Und „polniſcher Punſch, polniſcher Punſch!" klang es wie Hohngelächter der Hölle in den Ohren des unglücklichen Herrn Schilder.

Daß Graf Czrabowski dem allgemeinen Drängen nachgab, verſteht ſich von ſelbſt. Nur Clementine Weibel machte einige beſcheidene Einwendungen — Einwendungen, die den armen Fabrikanten vielleicht wieder etwas hätten aufrichten können, und wie die Liebe ſo gern zum Verzeihen geneigt iſt, ſo ſprach es ſchon in ihm: „O Gott, ſie will keinen polniſchen Punſch, ſie will am vaterländiſchen feſthalten!" Da

Digitized by Google

sah er, mit welchen Blicken sie diese Einwendungen begleitete, als sie sprach: „Aber, Mama, das geht ja nicht; der Punsch wird in der Küche gemacht, wir können den Herrn Grafen doch nicht in die Küche führen, in die Küche, wo es, wie du wohl weißt, am Abend einer Soiree nicht immer so aussieht, wie es sollte."

Darauf nickte der Herr Graf mit dem Kopfe und entgegnete lächelnd: „Ich werde nichts sehen als" — der Blick, den er bei diesen Worten auf das junge Mädchen warf, war wahrhaft mörderisch — „als — als die Sachen, die wir zu diesem Punsche gebrauchen."

Da hierauf die Schwiegermutter befriedigt mit dem Kopfe nickte, eilte Clementine triumphirend in die Küche, um das Nothwendige herzurichten und dabei in der Geschwindigkeit so viel aufräumen zu lassen, als nur irgend möglich war. Obgleich sie dicht bei Herrn Schilder vorbei kam, obgleich dieser sie mit seinen Blicken bannen zu wollen schien, sah sie ihn doch gar nicht; sie dachte nur an die Küche, an den polnischen Grafen und an den polnischen Punsch. — Glückliche Clementine!

Wie der junge Fabrikant nach diesem für ihn so entsetzlichen Auftritte aus dem Salon ins Wohnzimmer kam und von dort in das Eßzimmer gelangte, wo die Putzfrau mit Abräumen des Buffets beschäftigt war, das wußte er eigentlich selbst nicht. Er ging wie in dichtem Nebel und streckte zuweilen seine Hände aus, als müsse er sich durch das Gefühl orientiren. Auch durch das Eßzimmer ging er und kam an die Thür zum Schlafzimmer der Kinder, die er öffnete und, vielleicht ohne es selbst zu wollen, dort eintrat.

Fritzchen und Louise saßen an ihrem Tische neben Herrn Larioz; dieser hatte ein großes Buch vor sich, worin sich buntgemalte Ritter zu Fuß und zu Pferde befanden, die er den Kindern erklärte. Bei dem Eintritt des Herrn Schilder blickte er in die Höhe und schien nicht einmal überrascht, als er dessen verstörtes Gesicht sah; er nickte bloß mit dem Kopfe und bot dem Eintretenden einen Stuhl, den dieser auch annahm und sich seufzend darauf niederließ.

Sind die Geſellſchaftsſpiele vorüber?" fragte Herr Larioz, worauf der Andere antwortete: „Ja, es iſt Alles vorüber."

Dieſes „Alles" ſchien der Schreiber ſo zu verſtehen, wie es Herr Schilder gemeint; denn er wandte ſeinen Kopf hin und her und ſagte, nachdem er einen langen Blick auf den jungen Mann geworfen: „Ja, ja, die Welt liegt ſehr im Argen; man muß aber nicht Alles ſo ſchwer nehmen."

„Ja, wenn man's nur leicht nehmen könnte! Es iſt eigentlich närriſch von mir, nicht wahr, daß ich die Geſellſchaft verlaſſe und Sie hier in ihrer ſtillen Einſamkeit überfalle? Ich weiß auch nicht, wie das gekommen iſt; ich wollte nur dem polniſchen Punſch aus dem Wege gehen."

„Dem polniſchen Punſch?" fragte Herr Larioz und blickte in die Höhe.

„Ach ja, Herr Graf Czrabowski thut der Geſellſchaft die Ehre an, in der Küche mit Fräulein Clementine einen polniſchen Punſch zu brauen."

„Ah ſo, ah ſo!" erwiderte Herr Larioz und ſchaute gedankenvoll nach der Thür, aber nicht nach der, zu welcher Herr Schilder eingetreten war.

„Tante iſt in der Küche," ſagte Louiſe, „da will ich ihr helfen gehen."

„Ich auch," meinte Fritzchen.

Und beide Kinder waren im Begriff, von ihren Stühlen herab zu ſteigen. Der lange Schreiber blickte fragend auf ſein Gegenüber, und Herr Schilder wollte ſchon ziemlich erleichtert ſagen: „Thut das, Kinder," als er den Blicken des Anderen begegnete und darin etwas zu leſen ſchien, was er erſt dann verſtand, als Herr Larioz nun mit großer Ruhe ſprach: „Man muß in der Welt klar ſehen, das iſt die Hauptſache — bleibt nur da, Kinder, ihr würdet draußen nur geniren."

Hätte das jeder Andere im Hauſe geſagt, ſo würden die Kinder erſt recht in die Küche gegangen ſein; aber vor dem großen ernſten

Manne hatten ſie einen ſo außerordentlichen Reſpekt, daß es nur eines Wortes von ihm bedurfte, um ſie zum Gehorſam zu zwingen.

Wenn Herr Schilder den Blick des Schreibers verſtanden hatte, ſo wußte dieſer auch genau, was die Angſt bedeuten ſollte, mit welcher der Fabrikant nach der Thür ſchaute, die nicht einmal feſt verſchloſſen war und die auf den Hausflur und von da in die Küche führte. Dabei dachte Herr Larioz: Es iſt doch Alles Lug und Trug in der Welt, keine Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit mehr zu finden! Habe ich doch ſelbſt geſehen, wie die draußen zuerſt mit dem vortrefflichen Schilder ſüße Blicke gewechſelt, dann es ebenſo mit ein paar Lieutenants gemacht, ſowie mit dem langhaarigen Maler, und jetzt braut ſie in der Küche einen polniſchen Punſch! — O, über dieſe Welt!

Er blickte, wie er oft zu thun pflegte, vor ſich hin und ſchaute weit, weit in andere Sitten und andere Zeiten. — „Sollte man nicht ſein Schlachtroß beſteigen?“ murmelte er in ſich hinein; „ſollte man nicht ſein gutes Schwert ziehen und, ſich deckend mit dem feſten Schilde, hinein ſprengen in das elende Gewimmel, das da unter unſeren Füßen ſeine unſauberen Fäden zieht? — Ja, bei Gott und San Jago! Das ſollte man thun, aufdecken alle die Heimlichkeiten, ſo viel es möglich iſt, und Lug und Trug zerſtören.“

Darauf athmete er tief auf und ſagte mit ruhiger Stimme: „Ich werde mir in der Küche ein Glas Waſſer holen.“

Herr Schilder nickte befriedigt mit dem Kopfe und folgte dem langen Schreiber mit dankbaren Blicken, der ſich nun langſam erhob, die Thür weit öffnete und hinaus ſchritt.

Unterdeſſen waren Clementine und der Graf Czrabowski mit der Anfertigung des polniſchen Punſches beſchäftigt. Babette hatte alle Ingredienzien auf den Küchentiſch geſtellt und ſich dann pflichtſchuldigſt entfernt. Die Beiden waren allein in dem halb dunkeln, räucherigen Gemach, und nur dumpf hörte man aus den Geſellſchaftszimmern

das Lachen und Plaudern der Gäste; doch machten dieſe immer noch einen ſolchen Lärm, daß es jedes andere Geräuſch übertönte. Clementine zerſchnitt Orangen, drückte ſie in die Suppen-Terrine aus und der Graf ſagte: „Ach, welch deliciöſer, wunderbarer Geruch das iſt! Man glaubt im ſchönen Süden zu ſein, in Italien, wandelnd in Myrten- und Orangenwäldern.“

„Sie waren in Italien?“ fragte ſie.

„Ja und nein,“ gab er zur Antwort; dann ſetzte er mit einem Seufzer hinzu: „Ich war allein da, und allein umher irren, ohne ein Herz, das im Stande iſt, uns zu verſtehen, ohne Jemanden, der zu uns ſpricht: Ach, wie iſt das ſo ſchön! — da zählt eine ſolche Reiſe gar nicht.“

„Ach, ich glaube das,“ entgegnete Clementine ſeufzend und wandte ihren Kopf ein wenig herum, worauf ſie faſt erſchrak, als ſie dicht vor ſich die blitzenden Augen des Fremden erblickte.

„Nur zu Zwei kann man genießen,“ fuhr dieſer fort, ſetzte aber gleich darauf in leichterem und gefälligem Tone hinzu: „Warum dieſe Melancholie, die mich ſo oft und ſchmerzlich überfällt, vor Ihnen zeigen, mein ſchönes Fräulein? Was kümmert uns die Vergangenheit, was kümmert uns Italien? Iſt doch die Gegenwart ſo wunderſchön!“

Er ſtand ſehr dicht bei dem jungen Mädchen, als er das ſprach.

„Aber was machen Sie?“ fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, als er ſah, daß Clementine ihre vom Orangenſaft naſſen Finger an einem Küchenhandtuch abtrocknen wollte. „Welche Verſchwendung, dieſe köſtlichen Tropfen!“

Raſch hatte er ein feines Battiſttuch hervorgezogen und warf es leicht und gewandt über die beiden Hände des jungen Mädchens, ergriff dieſelben und bemühte ſich mit manchem Druck, die Stelle des Küchenhandtuches zu verſehen. Es war das ein etwas gefährliches Manöver, und Clementine athmete tief und ſchwer auf, das Blut ſchoß ihr ins Geſicht und ihre Augen flammten.

Der Graf hatte ſein Tuch ſorgfältig wieder abgewickelt, brachte

es dann an ſeinen Mund und ſchien begierig, den Duft der Orangen einzuſaugen. „Sehen Sie," ſagte er darauf, „was Sie hinweg werfen wollten, hat mich für mehrere Tage glücklich gemacht — für mehrere Tage, denn noch lange wird mich der Duft dieſes Tuches an einen ſeligen Augenblick erinnern."

Clementine war unruhig, ihre Hand zitterte, als ſie nun eine der Flaſchen emporhob, um die Flüſſigkeit auf den Orangenſaft und den Zucker zu gießen.

„Ich muß Sie unterſtützen," ſprach der Graf mit leiſer, ſchmeichelnder Stimme, „das iſt Ihrer Hand zu ſchwer." Damit legte er ſeinen linken Arm um ihre Taille, aber nur in der Abſicht, um mit den Fingerſpitzen ihre Hand zu halten, die wirklich auffallend zitterte.

Die zweite Flaſche goß er ſelbſt in die Terrine, aber mit ſeiner rechten Hand, denn ſein linker Arm war beſchäftigt.

„Wie das betäubend iſt!" ſagte das junge Mädchen, nachdem ſie ſich einen Augenblick tief auf die ſtark duftende Flüſſigkeit hinabgebeugt. — „Ach, ſo betäubend."

Auch er war ihrem Beiſpiele gefolgt und hatte den Kopf niedergeſenkt, ſo tief, daß ſeine Lippen ihr Haar berührten.

„O, man kann das nicht lange aushalten," fuhr Clementine fort, nachdem ſie ein paar Sekunden in dieſer Stellung verharrt. „Das verwirrt ordentlich die Sinne. Ah!" machte ſie und warf ihren Kopf heftig zurück. Da er in dieſem Augenblicke nicht das Gleiche that, ſondern nur ſein etwas bleiches Geſicht gegen das glühende des jungen Mädchens wandte, ſo war es von ihrer Seite wirklich ganz abſichtslos und unwillkürlich — wir wollen das wenigſtens annehmen, — daß ſich ihre Lippen fanden und auch ſogar einen kleinen Moment in dieſer Bewegung verharrten.

Da hörten die Beiden eine tiefe Stimme hinter ſich ſagen: „Das iſt alſo ein polniſcher Punſch?"

So überraſcht werden iſt immer eine höchſt mißliche Sache; es gibt da freilich allerhand Auswege, aber ſie ſind nicht immer mit Vortheil

anzuwenden; man kann die Sache höchst gleichgültig nehmen, als habe der, welcher uns überrascht, mit seinen vielleicht sehr vortrefflichen Augen sich doch nur geirrt; doch gehört dazu eine außerordentliche Frechheit, die nicht Jeder besitzt; man kann die Geschichte in Lachen verkehren; sie kann es für einen etwas albernen und unziemlichen Scherz declariren; doch bedarf es dazu einer Geistesgegenwart, die in diesem Umfange ebenfalls nicht Jedermanns Sache ist; man kann mit einem Schrei aus einander fahren, der eine Theil kann sich flüchten, der andere mit einem gewissen bekannten Gesichtsausdruck überrascht stehen bleiben, und das ist die gewöhnliche Lösung solcher verdrießlichen Rencontres; aber es ist ein bischen compromittirend.

Der Graf und Clementine, eigentlich sie allein, behandelten die Sache auf die letzt angegebene Art; er hätte vielleicht zum ersten oder zweiten Auskunftsmittel seine Zuflucht genommen; da aber das junge Mädchen mit einem lauten Schrei von der Küche in die Speisekammer flüchtete, so blieb ihm nichts übrig, als ziemlich verblüfften Angesichts die strenge Miene des langen Mannes anzuschauen, den er vorhin im Gesellschaftszimmer in der Fensterecke gesehen, und dessen Züge ihm schon damals nicht besonders gefallen.

„Das ist also ein polnischer Punsch, Herr — Graf?" wiederholte der Eingetretene, indem er mit der rechten Hand den armen Herrn Schilder abwehrte, der sich erregt vordrängen wollte, obgleich er nicht alles gesehen, was der Schreiber erschaut.

Graf Czrabowski hatte übrigens im nächsten Augenblicke seine Fassung wieder gewonnen und versuchte es, sich aus der Affaire zu ziehen. Doch schüttelte Herr Larioz mit einem verächtlichen Gesichtsausdruck seinen Kopf und sagte: „Das mag anderswo gebräuchlich sein, auf solche Art mit jungen Mädchen Punsch zu brauen; bei uns in anständigen Häusern aber denkt man, es sei sehr frech, sich so zu benehmen."

„Ja, sehr frech," sprach auch zitternd vor Zorn Herr Schilder, der sich nun gewaltsam vordrängte und dicht vor den interessanten

Fremden hintrat. — „Sehr frech, ich wiederhole es und will es zehn Mal wiederholen, und ſo laut als ich kann.“

Leider that er das Letztere in vollem Umfange, ſo daß ſich Herr Larioz veranlaßt ſah, ihn um Mäßigung zu erſuchen. Und daran hatte der Schreiber Recht, denn wer bei ſolchen Veranlaſſungen anfängt zu ſchreien, gibt ſich eine Blöße, die ein geſchickter Gegner gleich zu benutzen verſteht.

Und ein ſolcher Gegner war der Herr Graf Czrabowski; er fuhr lächelnd durch ſein Haar, er drehte lächelnd an ſeinem zugeſpitzten Schnurrbart, er ſagte lächelnd: „Das nenne ich Gaſtfreundſchaft, einen einzelnen harmloſen Fremden ſo zu überfallen!“

Hätte nur zuerſt Clementine und nachher Herr Schilder nicht ſo laut geſchrieen! Aber in den Geſellſchaftszimmern war es mit einem Male ſehr ſtill geworden, und jetzt öffnete ſich die Thür vom Salon auf den Gang, und Madame Weibel ſchlich heraus, welcher ihr Schwiegerſohn mit gerunzelter Stirn folgte.

Die Beiden traten in die Küche; Niemand wagte eine Frage zu ſtellen, man ſah ſich erſtaunt an. Herr Larioz ſtand mit hoch erhobenem Kopfe an der Thür, Herr Schilder haſchte nach Athem, während er ſeine beiden Hände krampfhaft ſchloß und öffnete; der Graf ſpielte verlegen mit ſeiner Uhrkette, und Clementine war verſchwunden.

Die Schwiegermutter war die Erſte, welche ihren Mund öffnete und fragte: „Wo iſt meine Tochter?“

Ein paar Sekunden lang antwortete Niemand, dann ſagte Herr Schilder, indem er heftig ſchluckte: „Sie hat ſich, als wir in die Küche traten, dort in die Speiſekammer geflüchtet.“

„Geflüchtet?“ rief Madame Weibel, und ſie legte einen Ausdruck auf dieſes Wort, der offenbar ſagen wollte: „Seit wann findet ſich ein Mitglied der Familie Weibel in die Nothwendigkeit verſetzt, ſich zu flüchten?“ — Und dann fuhr ſie fort, indem ſie ihre ſpitze Naſe gegen den langen Schreiber richtete: „Was haben Sie eigentlich in meiner Küche zu ſuchen?“

„Was ich dort ſuchte, habe ich gefunden," entgegnete Herr Larioz mit großer Ruhe.

Der Rechtsconſulent hatte bis jetzt kein Wort geſprochen, nur hatte er ſämmtliche Anweſende mit ſtrengem Blicke betrachtet, der ſich aber in einen ängſtlichen verkehrte, als er hinter ſich die Salonthür geöffnet und das Geſicht der blaſſen Kaufmannswittwe ſah, die neugierig heraus horchte.

„Gehen wir hinein," ſprach er eilig, „gehen wir alle hinein — dummes Zeug! Ich bitte, meine Herren, gehen wir hinein!"

„Und Fräulein Clementine?" fragte Herr Schilder einigermaßen zur Unzeit.

„Laſſen Sie meine Tochter, wo ſie iſt," ſagte ſtreng Madame Weibel. „Und Sie," wandte ſie ſich an Larioz, „haben doch wohl gehört, was Ihnen mein Schwiegerſohn befohlen? Machen Sie, daß Sie aus meiner Küche fortkommen, — Sie —!" Dieſes „Sie" war mit einem ſo giftigen Blicke begleitet, daß jeder Andere unfehlbar davor zurückgewichen wäre.

Der lange Schreiber aber, der dieſen Blick kannte und nicht fürchtete, zuckte lächelnd die Achſeln und ſprach zu Herrn Schilder: „Kommen Sie, ſonſt haben wir Beiden noch das größte Unrecht begangen."

„Das haben Sie auch," entgegnete ungemein erbost die Schwiegermutter; denn ihrem geübten Verſtande war es ſchon im erſten Augenblicke klar geworden, um was es ſich handelte. „Was haben Sie an Küchenthüren zu horchen und noch Andere dazu zu veranlaſſen!"

Der Rechtsconſulent, der klüger war und ruhigeres Blut beſaß, als ſeine Schwiegermutter, wollte ſich begütigend ins Mittel ſchlagen, doch war es zu ſpät. Clementine, die jedes Wort verſtanden hatte, und der es in der Speiſekammer anfing zu eng und unbehaglich zu werden, glaubte den Zeitpunkt gekommen, wo ſie mit einigem Eclat ſiegreich hervorbrechen könne. Und das that ſie denn auch; ſie ſtürzte

weinend an den Hals ihrer Mama, indem ſie ſagte: „Ach ja, es iſt nur die helle Bosheit von dem Schreiber, er hat an der Küchenthür gelauſcht und uns abſichtlich erſchreckt. — O, das iſt ſchändlich.“

„Ja, es iſt ſchändlich,“ murmelte der polniſche Graf, der bis jetzt für gut befunden hatte, ſtillſchweigender Zuſchauer zu ſein.

„Ja, ſehr ſchändlich!“ ſprach die Schwiegermutter mit Pathos. „Schändlich über alle Beſchreibung — Sie langer, nichtsnutziger Menſch!“

Es war gut, daß der Rechtsconſulent in dieſem Augenblicke ſeine Hand auf den Arm des Herrn Larioz legte und ihm ernſtlich ſagte: „Ich wünſche jetzt Ruhe, wir wollen das morgen unterſuchen,“ — worauf der Schreiber einen tiefen Athemzug that und ſich dann verneigte.

Leider hatte die Toilette des Fräuleins Clementine Weibel in der rauchigen Speiſekammer einigen Schaden gelitten, was nicht dazu beitrug, die gute Laune der beiden Damen zu erhöhen. Clementine wollte in ein fortgeſetztes Weinen verfallen, was ſich aber der Rechtsconſulent verbat, indem er ſie erſuchte, ihre Toilette ſo gut als möglich zu corrigiren und dann zur Geſellſchaft zurückzukehren. Er zitterte, wenn er daran dachte, daß man drinnen Vermuthungen ſchöpfen könne, oder daß die blaſſe Kaufmanns-Wittwe etwas verſtanden. Deßhalb ſagte er mit ſehr eindringlicher und feſter Stimme, obgleich er ganz leiſe ſprach, zu Madame Weibel: „Frau Schwiegermutter, Sie mögen zufälliger Weiſe anderer Anſicht ſein, aber ich erſuche Sie dringend, in den Salon zurückzukehren und den Leuten drinnen, die wahrſcheinlich die Köpfe zuſammen ſtecken, irgend etwas Glaubwürdiges zu erzählen. Oder wollen Sie“ — ſetzte er mit zuſammengebiſſenen Zähnen hinzu — „morgen ein Stadtgerede haben, das vielleicht der Wahrheit ſehr nahe kommt? — Bitte, ſagen Sie mir ſpäter Ihre Meinung, aber jetzt gehen Sie.“

Eine Sekunde lang maß ihn die erzürnte Dame von oben bis unten, und dann ſagte ſie: „Gut, Herr Schwiegerſohn, das Maß iſt überfüllt.“

Damit rauſchte ſie hinaus.

„Und Sie, Herr Graf,“ wandte ſich der Hausherr mit höflichem, aber trockenem Tone an den etwas verblüfft daſtehenden intereſſanten Polen, „darf ich Sie wohl bitten, zur Geſellſchaft zurückzukehren?“

„Wenn Sie mir erlauben, Herr Doktor,“ entgegnete der Fremde nach einer Pauſe, wobei er den Verſuch machte, einen Blick von Clementinen aufzufangen, die aber kluger Weiſe das Taſchentuch vor die Augen hielt, „ſo ziehe ich mich heute Abend zurück und werde mir morgen erlauben, Sie zu beſuchen, um eine kleine Erklärung über die eben gehabte Scene entgegen zu nehmen.“

Er warf den Kopf etwas ſtolz in die Höhe, und Herr Larioz zuckte bedeutſam mit dem rechten Arm. Nach einem abermaligen vergeblichen Verſuche, einen Blick von dem jungen Mädchen zu erhalten, ſetzte er ſeufzend und mit Beziehung hinzu: „Nach dem, was ich heute Abend erlebt, iſt mir Stille und Ruhe angenehm.“

Damit machte er dem Hausherrn eine Verbeugung, ging hinaus, ließ ſich von der lauſchenden Babette Paletot und Hut geben und verſchwand.

Zweimal zuckte Clementine zuſammen und ſchien im Begriffe, das Tuch von ihren Augen zu entfernen, um ihm einen Blick nachzuſenden, doch ſiegte ihre Klugheit, und ſie vergrub ihren Kopf noch tiefer in die Hände.

„Wir wollen morgen weiter darüber ſprechen,“ ſagte alsdann der Rechtsconſulent zu ſeinem Schreiber; gehen Sie noch eine kleine Weile zu den Kindern oder —“

„Nach Hauſe, ich verſtehe,“ erwiederte lächelnd Herr Larioz, indem er ſich umwandte, um noch für einen Augenblick in das kleine Schlafzimmer zu treten. Das, was er geſehen und gehört, hatte ihn tief erſchüttert; er hatte es nicht für möglich gehalten, daß man ſo Recht in Unrecht verwandeln könne. Ja, ſprach er ſeufzend, die Welt iſt voll Argliſt und Trug, und es gehört ein langer Kampf und ein kräftiger Arm dazu, um daraus ſiegreich hervor zu gehen. Aber

Sieg oder Untergang, das ist meine Losung. — Und ich kann einmal diesem finsteren Getreibe nicht zuschauen, ohne hinein zu sprengen und „Licht und Recht" rufend, die Gegner mit geschlossenem Visir nieder zu stoßen. — Gott und San Jago werden mir helfen.

Herr Schilder war mit Clementinen allein in der Küche zurück geblieben. Ob der Rechtsconsulent den Fabrikanten absichtlich nicht in den Salon genöthigt, wissen wir nicht anzugeben, aber wir vermuthen es. Er stand zwischen der Thür und dem Küchenschranke und betrachtete ziemlich verlegen die Nägel seiner Finger; sie war in der Nähe des Anrichttisches, wo sich noch der halb fertige Punsch befand, und schluchzte lauter als vorhin. Daneben vernahm man das Zischen des kochenden Wassers in dem Kessel auf dem Feuer, der zuweilen vergnügt seinen Deckel lüftete, als wollte er sagen: Schaut nur daher, mein Wasser kocht schon lange, wollt ihr es nicht aufgießen zur Freude der dürstenden Menschheit?

Trotzdem, daß Clementine in Schmerz versunken zu sein schien, hatte sie doch Fassung genug, um genau zu überlegen, wie die ziemlich verfahrene Sache noch zum Besten zu lenken sei. In Fragen wie die vorliegende verzweifelt ein Mädchenherz selten, und auch Clementine schöpfte Hoffnung in dem wirklich kummervollen Blicke, mit dem der junge Fabrikant sie betrachtete, was zu bemerken ihr Raum genug blieb zwischen Finger und Schnupftuch. — Was thun? sich in eine Erklärung einlassen? den Feind langsam mit Worten angreifen? — Das konnte vielleicht zu einer augenblicklichen Versöhnung führen; aber Clementine wollte mehr; sie fürchtete sich vor dem Gerede der Welt, sie sah den einzigen Weg, auf dem es ihr gelingen konnte, ihre Feinde nicht nur zum Schweigen zu bringen, sondern auch vor Neid vergehen zu machen. Aber dieser Weg, der allein zu einem glücklichen Ziel führen konnte, bestand in einer förmlichen Ueberrumpelung des ziemlich wehrlosen Feindes, und muthig wie sie war, beschloß sie diese Ueberrumpelung.

Nach einem lauten Schluchzen und nach einer Attitude, bei der

ſie das Geſicht mit empor gehobenen Händen gegen die rauchige Decke der Küche wandte, warf ſie ſich ſchmerzbewegt und wie aufgelöst vor Kummer gegen den erſtaunten Fabrikanten, der die Wahl hatte, ſie entweder vor ſich auf den Boden niedergleiten zu laſſen oder in ſeinen Armen aufzufangen.

— — Er that das Letztere; ja, er that noch mehr: er wandte ſeinen Blick nicht ab, ſondern er ſchaute dem ſchönen Mädchen in die von Thränen glänzenden gefährlichen Augen, die ſie von unten herauf ſchmachtend auf ihn richtete; auch verſchloß er ſeine Ohren nicht, ſondern er nahm ihre Worte, obgleich ſie ihm wie ein ſüßes Gift erſchienen, in ſein Herz und — — war verloren.

„Und Sie konnten glauben," ſchluchzte ſie mit einem ſehr gut gemachten krampfhaften Zittern ihres Körpers, „was Ihnen ſchlechte Menſchen zugeflüſtert? — Sie, dem ich ſo viele Beweiſe meiner — — Freundſchaft gegeben? — Sie konnten mich verdammen? — Sie, an deſſen Urtheil mir ſo viel liegt? — O, wie iſt die Welt ſo ſchlecht!"

Bei den letzten Worten machte ſie einige ſchwache Anſtrengungen, ſich los zu winden, doch der arme Herr Schilder, wie eine Fliege im Netz der klugen Spinne gefangen und ſich freuend über ſeine Gefangenſchaft, hielt ſie feſt und feſter, ja, er wagte es, ſeinen Kopf hinab zu beugen und ſie auf die Stirn zu küſſen. Wie ſchreckhaft zuckte ſie zuſammen! Wie war ihm dieſes ſchreckhafte Zuſammenzucken ein ſicherer Beweis, daß ſich der lange Schreiber vorhin geirrt und daß dieſes Mädchen nicht im Stande ſei, ſich von einem hergelaufenen Grafen bei der Zubereitung eines polniſchen Punſches küſſen zu laſſen! Ja, er fühlte ſich außerordentlich glücklich, ſein Herz ſchlug ſchneller, und er ſagte mit bewegter Stimme: „Seien Sie ruhig, Clementine, es war ja nur meine Liebe zu Ihnen, die mich hieher trieb, und nur an Sie will ich glauben, wenn ich ſo glücklich ſein darf, Ihre Gegenliebe zu erhalten."

Da wand ſie ſich leicht aus ſeinen Armen, ſchaute ihn mit einem

Digitized by Google

unausſprechlichen Blicke an und liſſpelte ſanft erröthend — wir können nicht anders, als uns in dieſem ſchönen Augenblicke des Romanſtyls zu befleißigen — ſie wand ſich alſo aus ſeinen Armen, ihr Blick war unausſprechlich, ſie erröthete und liſpelte die bedeutungsſchweren Worte: „Sprechen Sie mit meiner Mutter!“

Damit entſchlüpfte ſie ins Nebenzimmer, wo Babette ſchon lange bereit ſtand, um die Toilette der jungen Dame, ſo viel es thunlich war, wieder in Ordnung zu bringen.

Herr Schilder blieb am Anrichttiſche ſtehen; er lächelte vergnügt in ſich hinein, er ſchaute rechts, er ſchaute links, er ſchaute in die Höhe, er ſchaute vor ſich nieder, und als er Letzteres that, blickte er hinab in die Suppenterrine, wo der polniſche Punſch unzubereitet geblieben war. Gott ſei Dank, ſprach er zu ſich ſelber, daß der nicht fertig geworden iſt! Verſuchen wir, ob er an den koſtbaren Ingredienzien nichts verdorben, und wenn wir nichts Verdächtiges finden, ſo machen wir ſiegreich ein harmloſes deutſches Gebräu.

Nachdem er hierauf mit dem Löffel gekoſtet, noch etwas Pomeranzenſaft und Rum dazu gethan, da die Beiden zu viel Zucker hinein gemiſcht, goß er eigenhändig das dampfende Waſſer in die Schüſſel und erfreute ſich hierauf an dem würzigen Duft, der in ſeine Naſe ſtieg.

Der Punſch war fertig, Babette trug ihn ins Zimmer, und Herr Schilder ſchritt hinterdrein, erhaben, im Gefühle ſeines Sieges, ſüß lächelnd, Glück und Freude ſtrahlend.

Die Gäſte, vor allen die blaſſe Kaufmannswittwe, wußten nicht, was ſie glauben ſollten. Wohl hatte man einiges gemurmelt von dem Auftritt in der Küche, was der Wahrheit ziemlich nahe kam, doch war das Ausſehen der Betreffenden ſo ganz anders, als man erwartet hatte.

Der Rechtsconſulent trug ſein gewöhnliches Geſellſchaftslächeln zur Schau, und Madame Weibel hatte Geiſtesgegenwart genug, ein paar vertrauten Freundinnen zu verſichern, daß man ſich ſelbſt in der geordnetſten Haushaltung nicht immer auf ſeine Mägde verlaſſen könne. „Die Babette,“ ſagte ſie, „iſt ſonſt wirklich eine ganz brauch-

bare Perſon, aber ſorgfältig nach den Etiquetten auf den Flaſchen zu ſehen, das hält auch ſie für überflüſſig. — Nur daß der polniſche Graf nicht wieder kam, war die einzige Klippe, an welcher das Lächeln des Hausherrn, ſowie die Geiſtesgegenwart der Schwiegermutter zu ſcheitern drohte.

Glücklicher Weiſe erſchien in dieſem Augenblicke, wie wir ſchon vorhin geſagt, Babette mit der Punſchbowle und Herr Schilder mit freudeſtrahlendem Geſichte; glücklicher Weiſe, wiederholen wir, ging Herr Schilder auf Madame Weibel zu und ſagte ihr leiſe einige Worte, welche die alte würdige Dame mit einigem Erſtaunen, aber mit einem Erſtaunen des Stolzes und der Freude zu vernehmen ſchien. Sie machte ein wehmüthig verklärtes Geſicht, reichte dem jungen Fabrikanten die Hand und ſprach alsdann zur Juſtizräthin, die einigermaßen finſter darein ſchaute und der es durchaus nicht gefallen wollte, daß in einem Hauſe, welches ſie mit ihrer Gegenwart beehrte, unerklärliche Dinge vorkommen ſollten:

„Sehen Sie, ſo ſind dieſe jungen Leute; läßt man ſie nur eine Minute allein, ſo paſſirt immer etwas.“

„Es paſſirt etwas?“ fragte lauernd die Gerechtigkeit.

„Ja, ſtellen Sie ſich vor, Frau Juſtizräthin,“ entgegnete Madame Weibel, ſich umſchauend, mit ſo lauter Stimme, daß es wenigſtens ein Dutzend der nah und fern Stehenden hören konnte, „da hat dieſer böſe Schilder den Augenblick benutzt, um meine Tochter Clementine in der Küche um ihr Jawort zu bitten.“

„Ah!“ machte die Juſtizräthin enttäuſcht, denn auch ſie hatte eine hoffnungsvolle Tochter, mit welcher der junge Fabrikant ſchon öfters ſehr freundlich geſprochen.

„Ah!“ machte es rings im Kreiſe, und man ſah gezwungenes Lächeln und lange Geſichter. Nur das Ah! der blaſſen Kaufmannswittwe war ein Laut der Freude und klang, als wenn ihr eine Centnerlaſt vom Herzen rolle. — Alſo nicht der ſchöne polniſche Graf!

Dann wurde von allen Seiten gratulirt, und ein wohlgenährter

Kanzleidirektor, der Junggeselle war und eine gute Tafel liebte, sagte schmunzelnd: „Eine Verlobung in der Küche ist ein gutes Omen; ich werde häufig bei Ihnen speisen, lieber Schilder."

Herr Larioz hatte sich unterdessen noch für einen Augenblick in das Kinderzimmer zurückgezogen; er wollte nicht so aus dem Hause fortstürzen, wie es der polnische Graf gethan; er war sich seines Rechtes bewußt, und es kochte in ihm, wenn er bedachte, daß der Trug und die Unredlichkeit dieser Welt wieder einmal den Sieg davon tragen solle. Es that ihm weh, was er erlebt, und er mußte sich zu einem Lächeln zwingen, als die Kinder freundlich auf ihn zusprangen und wissen wollten, warum man in der Küche so laut gesprochen. Ja, obgleich es ihm lieber gewesen wäre, wenn er, um seiner düsteren Gedanken Herr zu werden, mit großen Schritten hätte im Zimmer auf- und abspazieren können, so mußte er sich doch von Fritzchen und Louisen auf einen Stuhl niederziehen lassen, um ihnen einige der fabelhaften Geschichten zu erzählen, die sie so gern hörten und die er auch in ruhigen Augenblicken gern zu erzählen pflegte, von tapfern Rittern, die hoch zu Roß, ihr gutes Schwert in der Hand, ehemals im Lande umher zogen, um Drachen zu tödten und gefangene Königstöchter zu befreien.

Er hatte gerade eines der eben erwähnten Ungeheuer so genau als möglich beschrieben, als sich die Nebenthür öffnete und Madame Weibel mit der Rechtsconsulentin eintrat; letztere trug auf einem Teller zwei kleine Gläser Punsch für die Kinder. Das Auge der Schwiegermutter verfinsterte sich, als sie den Schreiber bemerkte, und Madame Emilie schien durch ihren eigenthümlichen Blick fragen zu wollen: Verstehst du diese Frechheit, noch da zu bleiben?

„Herr Larioz erzählt uns eine schöne Geschichte," sagte Louise, die noch nichts von eigenthümlichen Blicken verstand.

„Gerade als du herein kamst, Großmama," setzte das Bübchen hinzu, „hat er von einem prächtigen Drachen erzählt. Eine schöne Geschichte!"

„Die jetzt wohl aus ist?“ entgegnete Madame Weibel in schneidendem Tone.

Worauf Herr Larioz sehr ruhig antwortete: „Ja, Madame, sie ist vollkommen zu Ende.“

Damit erhob er sich, um nach der Fensternische zu gehen, wo sein Hut stand.

Madame Weibel schaute ihm mit einem finsteren Blicke nach und meinte, halb zu ihrer Tochter gewandt: „Die Geschichten in diesem Hause hätten schon lange aufhören müssen, wenn dein Mann ein geschcidter Mann wäre, oder“ — setzte sie achselzuckend hinzu — „wenn gewisse Leute einsähen, wie überflüssig sie sind.“

Herr Larioz fuhr ruhig mit der Hand über seinen Hut, und versetzte: „Es ist aber leider nicht Jedermann gegeben, sein Ueberflüssigsein einzusehen.“

„Adieu, Adieu!“ rief die Schwiegermutter, indem sie mit ihrer Hand heftig gegen den Schreiber winkte.

Dieser hätte sich auch unfehlbar zurückgezogen, wenn sich nicht in diesem Augenblicke abermals die Thür geöffnet hätte und Clementine, die wahrscheinlich im Nebenzimmer gelauscht hatte, mit flammendem Blick eingetreten wäre und zu ihrer Schwester gesagt hatte: „Du kannst mir glauben, Emilie, wenn ich in deinem Hause nochmals solche Menschen finden muß, wie diesen da, so betrete ich deine Schwelle nicht mehr.“

„Ich war Ihnen wohl hinderlich, mein Fräulein?“ sprach Herr Larioz mit großer Ruhe.

„Hinderlich?“ rief das junge Mädchen, indem die Röthe des Zorns ihre Wangen bedeckte; „hinderlich! Wie kann mir das hinderlich sein?“ Dabei machte sie dieselbe verachtungsvolle Handbewegung, wie vorhin ihre Fran Mutter. Wenn mir nicht die paar Worte zu gut wären, die ich an Sie verschwende, so würde ich Ihnen sagen, daß Sie —“

„Sagen Sie lieber nichts,“ erwiederte der Schreiber, indem er

einen einzigen, aber großen Schritt näher trat und Clementine mit ſeinen Augen ſcharf fixirte.

„Ja, ſage es ihm nur!“ rief die Schwiegermutter. — „Ein ſolcher Schleicher und Spion — ein nichtsnutziges Subjekt!“

„Madame!“

„Ein nichtsnutziges Subjekt, das es wagt, meine Tochter zu verdächtigen, während er ſelbſt vor Scham die Augen nicht aufſchlagen ſollte. — Ja, Scham!“ lachte ſie krampfhaft hinaus; „was kennt ſo Einer von Scham!“

„Die verlernt man freilich bei Ihnen, Madame,“ entgegnete der alſo Gereizte, und es war ein Wunder, daß er nicht noch Schlimmeres ſagte. Doch hatte er mit ſeinen Worten in ein Wespenneſt geſtochen.

„Habt ihr's gehört?“ kreiſchte Madame Weibel, indem ſie auf ihn zutrat. „Habt ihr's gehört? Und das muß ich alte Frau mir von dem Knechte deines Mannes ſagen laſſen!“

Da öffnete ſich abermals die Thür, und haſtig und mit bleichem Geſichte trat der Rechtsconſulent in das Zimmer, die Hände wie flehend erhoben.

„Da kommt der Rechte!“ höhnte die Schwiegermutter, indem ſie eine laute Lache aufſchlug, „jetzt werdet ihr ſehen, wie er ſeinen Helfer in Schutz nimmt.“

„In Schutz werde ich jeden nehmen, dem in meinem Hauſe Unrecht geſchieht,“ entgegnete der Hausherr nach einem tiefen Athemzuge in ſehr leiſem, aber doch verſtändlichem Tone. „Zuerſt aber frage ich euch“ — und dabei zitterte ſeine Stimme — „ſeid ihr denn gänzlich von Gott verlaſſen, hier ſo zu ſchreien und alle Welt aufmerkſam zu machen? — Um des Himmels willen gebt doch Ruhe!“

„Ruhe wird hier nie einkehren,“ rief die Schwiegermutter, „und was die Welt ſagt, iſt mir gleichgültig!“

„Ja, was die Welt ſagt, iſt uns gleichgültig,“ kreiſchte nun auch die Rechtsconſulentin, welche den ganzen Abend die Dulderin geſpielt und nun ins andere Extrem überſprang.

„So ſchreit ins Teufels Namen!“ rief der Rechtsconſulent bebend vor Zorn. — „Larioz, gehen Sie nach Hauſe, wir ſprechen morgen darüber.“

„Ja, er ſoll gehen, das Ungeheuer!“ rief Madame Plager weinend, „er, der mich und meine Kinder, ja, meine ganze Familie unglücklich machen möchte — dein ſchlechter Helfershelfer, dein — o pfui!“

Dabei ſpuckte ſie heftig aus, und der arme Rechtsconſulent, der von den flammenden Blicken der drei Weiber noch das Schlimmſte befürchtete, ſchob ſeinen Schreiber zur Thür hinaus. Doch geſchah das nicht ſchnell genug, um Madame Weibel verhindern zu können, ihnen eines der Punſchgläſer ſammt Inhalt nachzuſenden, wobei ſie ſo glücklich oder ſo unglücklich traf, daß das Glas dem Herrn Larioz allein an den Kopf flog, der Punſch dagegen Herrn und Gehülfen zu gleichen Theilen beſchüttete. In demſelben Augenblicke ſprang Clementine gegen die Thür, drückte ſie mit voller Kraft hinter den Beiden zu und ſchob den Riegel vor.

Der lange Schreiber war auch nicht mehr gleichgültig geblieben; ſeine Hand zitterte heftig, als er nach ſeinem Stock und Paletot griff, und es bedurfte eines bedeutungsvollen Blickes des Rechtsconſulenten, ſowie eines flehentlichen Zeichens des Schweigens nach der Salonthür, um ihn zu veranlaſſen, äußerlich ruhig die Treppen hinabzuſteigen. Dabei aber knirſchte er mit den Zähnen und dachte an Dies und Das, an Kampf und Waffengeklirr, wie ihm jetzt eine tüchtige Klinge in der Hand lieber wäre, als ſein langes ſpaniſches Rohr, wie er es als einen Segen des Himmels anſehen würde, wenn ſich die drei Weiber droben in drei Männer verwandeln wollten, wenn er ſie treffen könnte auf einem freien Plane, um einen der Kämpfer nach dem anderen niederwerfen und ihnen alsdann das Schwert auf die Kehle ſetzen zu können, bis ſie ſprächen: „Ja, wir ſind ein heuchleriſches Gezücht voll Lug und Trug!“

Damit war er die Treppen hinuntergegangen und ſtand nun vor

der Hausthür, in der dunklen Nacht weiter denkend: Und ſo würde ich nicht nur die da droben beſiegen und entlarven, ſondern alle, die unter der Maske der Heuchelei und Freundſchaft ihren Nebenmenſchen die Tage ſtehlen und das Leben verbittern, — und ſo muß es kommen; ſollte ich auch darüber zu Grunde gehen. — Er blickte bei dieſen Worten in die Höhe, wo aus dem Dunkel klare Sterne ſtrahlten, und fuhr alsdann in ſeinem Selbſtgeſpräche fort: Wenn mir alsdann auch hier unten die Anerkennung fehlt, ſo wird mich doch ein höheres Bewußtſein lohnen.

Als er das geſagt, vernahm er ein Oeffnen des Fenſters droben und eine höhnende Stimme, die herabrief: „Babette wünſcht, wohl zu ſchlafen!“

Doch war es nicht dieſe Stimme allein, die ihn zuſammenfahren ließ, ſondern ein Gefühl, als verfinſterten ſich plötzlich alle ſeine Himmel, und als ſendeten drohende Wolken einen dichten Regenguß herab.

Fünfzehntes Kapitel.

In der Schreibstube.

Wenn man sich eine Jahreszeit wählen dürfte, um alle seine verdrießlichen Augenblicke dorthin zu verlegen, so müßte das unfehlbar das Frühjahr sein mit seinen freundlichen Morgenstunden, dem blauen Himmel mit den leicht dahin segelnden Wolken, der duftenden Erde voll erwartungsvoll zitternder Kräuter und neugierig aufschauender Blumen. Ja, für den Frühling sollte man sich alle Verdrießlichkeiten des ganzen Jahres aufheben, aber nicht um die schönen Tage desselben damit zu verderben, sondern um vor ihrem Duft und Schimmer alle Traurigkeit verschwinden zu lassen, wie der letzte Schnee vor einer warmen Maisonne vergeht.

Wer an einem Frühlingsabend bekümmert nach Hause geht und schon im Dahinschreiten den eigenthümlichen Geruch des jungen Laubes auf sich einwirken läßt und jenen warmen, feuchten Hauch, den die Erde ausströmt und den ein Westwind uns fast dunstig ins Gesicht weht, jenen Hauch, der uns, wenn wir die Augen schließen, schwarze, aufgelockerte Erde vor unsere Phantasie zaubert, die ersten grünen Blätter, ziehende Schwalben und die Spitzen von unzähligen keimenden Pflanzen — der fühlt nach und nach die Rinde schmelzen, die sein Herz nicht nur umzieht, sondern auch schmerzhaft zusammendrückt,

Digitized by Google

und wenn er alsdann in der Nacht fest und ruhig geschlafen hat und am Morgen in das lachende Gesicht des jungen, fröhlichen Tages blickt, der vergißt leicht Kummer und Leid, und was ihm gestern niederdrückend vorkam, erscheint ihm heute als eine vorübergehende Unannehmlichkeit.

Ja, wer das könnte! Aber für die meisten der armen Menschen sind die Sorgen ziemlich gleichförmig über das ganze Jahr hin vertheilt, und schlage einer die finsteren Gedanken sich aus dem Sinn, wenn er nach einem Abende voll Verdrießlichkeiten am anderen Morgen durch die Straßen gehen muß, wo ihm Regen und Schnee ins Gesicht peitschen, wo er mit der einen Hand seinen langen Stock hält und mit der anderen seinen Hut beruhigt, der bei jedem Windstoße allerlei verdächtige Bewegungen macht, um vom Haupt des Dahinwandelnden hinweg vielleicht in irgend eine strömende Gosse getrieben zu werden!

Auf die eben beschriebene Art war am andern Morgen nach jenem gemischten Thee Herr Larioz aus seiner Wohnung fort und auf das Bureau gegangen, an seiner Seite Gottschalk, der von Nässe und Wind weniger zu leiden hatte, da er sich hinter seinem Vorgesetzten hielt und durch die lange Gestalt desselben geschützt wurde. Das Herz des Schreibers war immer noch tief betrübt, und wenn wir uns am Eingang dieses Kapitels erlaubten, von einem heiteren Frühlingstage als einer Zeit zu sprechen, die da im Stande ist, ein trauriges Herz fröhlich zu stimmen, so müssen wir hinzusetzen, daß der rauhe, windige und nasse Herbsttag dagegen die Verstimmung des Herrn Larioz sichtlich vermehrte.

Als die Beiden das Bureau erreichten, fanden sie auf dem Vorplatze den Tiger, der sich bemühte, ein kleines Feuer in dem Ofen anzumachen, welcher im Zimmer des Rechtsconsulenten stand. Wenn die frostige, feuchte Schreibstube der beiden Anderen schon an einem sonnigen Tage wie ein griesgrämiger Alter aussah, den man mit Gewalt zu einem mürrischen Lächeln zwingt, so konnte man heute bei

dem niederſtrömenden Regen, bei dem troſtloſen Halbdunkel, welches das Licht des Tages nicht zu verdrängen im Stande war, auf die Idee kommen, über der Eingangsthür würden die bekannten Worte:

Laßt alle Hoffnung hinter euch!

einen paſſenden Platz finden.

Herr Larioz lehnte ſeinen Stock in eine Ecke, hängte Paletot und Hut an den hiefür beſtimmten Nagel und ſtellte ſich mit über einander geſchlagenen Armen an die angelaufenen Fenſter. Der Anblick des Hofes war indeſſen, wir möchten ſagen: glücklicherweiſe, noch trauriger als der im Innern des Zimmers; hatten ſich die ſchwarzen ſpitzen Giebel in der Nacht wirklich vorwärts gelehnt, oder täuſchten Regen und Schnee, der ſie dicht verſchleierte — genug, man konnte glauben, die umherſtehenden alten ruinenhaften Häuſer blickten mit Selbſtmordgedanken auf die Kehrichthaufen im Hofe. Sogar dieſe letzteren ſchienen ein Gefühl ihres Elends zu haben, denn der Regen, der ſich oben in den Vertiefungen ſammelte, lief wie in Thränenbächen an ihnen herunter, ſo daß es ausſah, als beweinten ſie ihr jammervolles Daſein.

„Das iſt doch ein wahres Hundewetter," ſagte der lange Schreiber, nachdem er einen Augenblick hinausgeſchaut.

Gottſchalk, der ſich durch einige ſehr kunſtloſe Sprünge, die er hinter dem Rücken ſeines Vorgeſetzten ausführte, zu erwärmen verſuchte, näherte ſich jetzt ebenfalls dem Fenſter und fragte mit einer etwas affektirten Schüchternheit: „Warum ſagt man eigentlich Hundewetter, wenn es ſo ſtürmt und regnet?"

„Das iſt doch ſehr einfach," entgegnete verdrießlich Herr Larioz; „weil ein Hund bei ſolchem Wetter nicht auf die Straße geht."

„Da aber die Menſchen es doch thun," ſprach der Bube mit einem ſehr pfiffigen Geſichtsausdrucke, „ſo könnte man es ebenſo gut ein Menſchenwetter nennen."

„Für manche Menſchen wäre es allerdings das gehörige Wetter,"

versetzte finster Herr Larioz und dachte dabei an den gestrigen Abend und sah im Geiste Madame Weibel mit ihren beiden Töchtern auf einem der Kehrichthaufen wie auf einer verwünschten Insel stehen und umsonst die Hände flehend nach Jemand ausstrecken, der sie von da erretten möge.

„Ja, einen Hund sieht man bei solchem Wetter selten auf der Straße," fuhr Gottschalk fort, sichtlich erfreut, daß ihn sein Vorgesetzter nicht zur Ruhe und zum Schreiben verwiesen; „und wenn man je einen sieht, so schleicht er an den Häusern hin und kriecht ins Trockene, sobald er kann."

„Darin hast du wohl deine Studien gemacht?" fragte der lange Schreiber.

„Ich habe mich allerdings viel mit Hunden abgeben müssen," meinte der Knabe; „denn der Vater hatte immer eine ganze Menge zum Dressiren, die im Keller eingesperrt werden, wo zuweilen auch wir hinkamen, wenn wir unartig waren."

„So, bei euch werden Hunde dressirt? — Ich mag die dressirten Hunde nicht."

„Ach, die müssen alle dressirt sein," versetzte Gottschalk mit großer Wichtigkeit, „sonst taugen sie nichts. Was würde ein undressirter Hund nicht alles für Unheil anstellen! Er würde stehlen und auffressen, was er findet."

„Weil das in seiner Natur liegt," sagte der Andere gedankenvoll.

„Er würde Einen in die Waden beißen, wenn man ihn hart anführe."

„Natürlich, weil er ein Recht hat, sich zu wehren," meinte Herr Larioz.

„Er würde auf der Jagd sich wohl hüten, eine geschossene Ente aus dem Wasser zu apportiren," fuhr der Knabe, durch die Gegenreden des Andern einigermaßen verwundert, fort.

„Und er hätte Recht, wenn er keine Ente apportirte," sagte Herr Larioz kopfnickend. „Es liegt das nicht in seiner Natur; man hat

ſein Naturell gewaltſam verändert, man zwingt ihn, ſich zu verſtellen und anders zu ſein, als er ſein ſollte."

Der Knabe ſchüttelte mit dem Kopfe und meinte: „Wenn aber alle ſo undreſſirt blieben, das wäre doch wahrhaftig ein Unglück."

„Im Gegentheil, es wäre der reine Naturzuſtand," entgegnete Herr Larioz, wobei er, wie in tiefe Gedanken verſunken, weit, weit hinaus zu blicken ſchien, durch den Regen und durch die Häuſer in unabſehbare Fernen. „Leider, leider iſt Alles Dreſſur," fuhr er nach einer Pauſe fort, „es gibt keine Wahrheit und keine Aufrichtigkeit mehr. Wer wird das glückliche Zeitalter erleben, wo die Menſchen ſo ſprechen, wie ſie denken?"

Gottſchalk ſchüttelte abermals mit dem Kopfe und getraute ſich, in ſehr beſcheidenem Tone zu ſagen: „Das ginge doch wahrhaftig nicht an, da würde man ſich ja gegenſeitig ſchöne Grobheiten machen."

„Beſſer das, als Falſchheiten."

„Aber Alles müßte ja aufhören," meinte der Knabe muthig gemacht durch die Antworten, welche ihm der lange Schreiber zu Theil werden ließ. „Geſtern hat mich der Herr Doktor gepufft, wie er ſagte, weil ich abſichtlich einen Dintenſpritz auf das Papier gemacht. Nun weiß ich aber wohl, daß ich eigentlich gepufft worden bin, weil geſtern der Prozeß Springer contra Baumüller verloren gegangen iſt. So habe ich auch wohl gedacht; hätte ich das wohl ſagen dürfen?"

Nach dieſen Worten blickte der Knabe fragend und mit lächelndem Geſichtsausdrucke zu Herrn Larioz empor, der die Hände auf den Rücken gelegt hatte und einen Augenblick ſchwieg, ehe er ſagte: „Deine Nutzanwendung, mein lieber Gottſchalk, zeugt von einigem Scharfſinn, und ich will dir darauf entgegnen, daß man allerdings ſeine Meinung offen und frei ſagen ſollte, wenn die ganze Welt einverſtanden wäre, es gegenſeitig ſo zu machen, ſich ohne Falſch und Hinterliſt, ohne allen Rückhalt zu behandeln."

„Ah ſo!" erwiderte der Knabe: „das ſcheint aber nicht der Fall zu ſein, denn ſonſt hätte mich der Herr Rechtsconſulent nicht wegen

des Dintenspritzers gepufft, da er doch einzig und allein im Zorn war wegen des verloren gegangenen Prozesses."

„Leider! leider!" versetzte der Schreiber, und dabei stützte er die eine Hand auf die Fensterbrüstung und ließ den Kopf herabhängen. „Leider kann ein Einzelner nicht viel thun und muß sich auf große Kämpfe gefaßt machen, wenn er, allein mit Wahrheit gerüstet, dem Trug und der Falschheit der ganzen Welt entgegentreten wollte. Es wäre ein schöner Kampf," setzte er träumerisch hinzu, „ein schöner Sieg oder ein glorreiches Untergehen. — Vor Allem aber merke dir einen Spruch," fuhr er nach einer Pause im gewöhnlichen Tone fort, „der dir viel nützen kann: Was du sagst, muß wahr sein, aber es ist nicht thunlich, alles zu sagen, was wahr ist."

„Ja, das hat mein Vater auch schon gemeint, wenn er sagte:

Das Maul halten zu rechter Zeit,
Hat weder Narren noch Weise gereut.

„Ja, ja, ich kenne das; dein Vater hat zuweilen sonderbare Uebersetzungen. — Es ist schon gut," ließ sich Herr Larioz abermals nach einer Pause vernehmen, da ihm das Gespräch mit Gottschalk etwas zu weitläufig zu werden schien. Auch wandte er sich seufzend vom Fenster ab, trat vor sein Schreibpult und gab auch dem Knaben durch eine bezeichnende Handbewegung zu verstehen, sich an seine Arbeit zu machen.

Doch hatte, was diese Arbeit anbelangte, Gottschalk heute einen guten Morgen; denn kaum hatte er nach mehrmaligen mühsamen Versuchen das Papier in die richtige Lage gebracht, auch unter vielen untauglichen Federn endlich eine brauchbare gefunden, hatte die Dinte beinahe zu Schaum gerührt und mit fast flehentlicher Geberde nach der Thür gehorcht, ob sich dort nicht vielleicht ein Klopfer vernehmen lasse, den er zurechtweisen könne, als sich mit einem Male die Thür zum Zimmer des Rechtsconsulenten öffnete und dieser selbst heraustrat, seinem Schreiber flüchtig einen guten Morgen wünschte und dann

im Zimmer auf und ab spazierte, wie er zu thun pflegte, wenn er übler Laune war oder Berathungen über einen wichtigen Gegenstand pflegen wollte. Dann legte er gewöhnlich die Hände auf dem Rücken zusammen, blies die Backen auf, als fühle er sich durch irgend eine Wärme genirt. Auch liebte er es, nach besonders decidirten und kraftvollen Aeußerungen sein Kinn in die Halsbinde zu vergraben und dann, um einen großen Effekt hervorzubringen, mit hoch emporgezogenen Augenbrauen wieder daraus hervorzutauchen.

Gottschalk schmunzelte vergnügt, als er seinen Herrn und Meister so eintreten sah; denn er rechnete nun mit Sicherheit darauf, hinausgeschickt zu werden und draußen beim Tiger eine Stunde verbummeln zu können. Um aber dem Anscheine nach in voller Arbeit gestört zu werden und das Recht zu haben, über die Unterbrechung seines Fleißes ein finsteres Gesicht zu machen, fing er mit einer solchen Wuth zu schreiben an, daß sich das Papier ordentlich bäumte und die Feder knarrte und spritzte.

Der Rechtsconsulent warf über seinen gespitzten Mund hinweg einen melancholischen Blick durch die Fensterscheiben, hinter welchen man nichts als Dunst, Regen und Schnee sah; er seufzte tief auf, barg seine rechte Hand auf der Brust und sagte zu Gottschalk, indem er sich nach dem fleißig Schreibenden umwandte: „Sieh' draußen nach, was die Magd treibt, daß sie nicht zu viel Holz in den Ofen schiebt, und dann schau, ob die Ableitungsröhre des Regenfasses gehörig geöffnet ist, daß ich nicht nachher wieder eine Ueberschwemmung in meinem Arbeitscabinet habe."

Der Lehrling erhob sich verdrießlich, daß er so in bester Arbeit gestört werde, und warf einen Blick der Sehnsucht auf das noch ziemlich leere Papier, ehe er hinausging auf den Vorplatz, wo der Tiger beschäftigt war, das kleine Holz in einer Ecke aufzuschichten. Gottschalk schwang sich auf eine leer stehende Kiste, schlenkerte mit den Füßen hin und her, steckte die Hände in die Taschen seiner Hosen und sah stillvergnügt der Arbeit der alten Magd zu.

Drinnen war der Rechtsconsulent noch einige Mal hastig auf und ab geschritten mit zu Boden gesenkten Blicken, dann blieb er wieder am Fenster stehen, seufzte tief auf, blies fast pfeifend den Athem von sich und sagte alsdann: „Das sind schöne Geschichten! — Meinen Sie nicht auch, daß das schöne Geschichten sind?“ fuhr er nach einer Pause fort, als er bemerkte, daß der lange Schreiber nicht von seiner Arbeit in die Höhe sah. „Merkwürdige Geschichten — ganz infame Geschichten! Aber ich will nächstens unter sie treten und fürchterliche Musterung halten! Hat doch diese — Madame Weibel sich erlaubt, mir die ehrenrührigsten Dinge ins Gesicht zu sagen!“

„Ja, unterbrach ihn Herr Larioz mit großer Ruhe, „und hat doch Babette sich unterstanden, mir einen Kübel schmutzigen Wassers auf meinen Frack zu gießen.“

„Oh!“ machte erstaunt der Prinzipal. „Und wann das, wenn ich Sie fragen darf?“

„Das geschah gestern Abend, nachdem ich Ihr Haus verlassen; es war das ein hinterlistiger Ueberfall, oder vielmehr ein perfider Ueberguß, ein Ueberguß mit Spülwasser; ich sah es heute Morgen an meinem Fracke, der vor Fette ordentlich glänzt.“

„Ja, Spülwasser,“ sprach der Rechtsconsulent, indem er mit den Zähnen knirschte, „Spülwasser — was mir das schon in meinem Hause zu schaffen gemacht hat! — Doch schweigen wir davon, wir haben wichtigere Dinge. Können Sie sich denken,“ fuhr er nach einer Weile fort, nachdem er zuvor die Hände auf seinem Bauch zusammen gefaltet und erschrecklich tief in die Halsbinde hinabgetaucht war, „daß das Attentat von gestern auf uns Beide eine abgekartete Geschichte war? Können Sie sich denken, daß man mich wieder einmal ungerechter Weise in einem Verdacht hat? — O, ich bin ganz außer mir. Es ist das eine wahre Mordgeschichte, in die auch Sie verwickelt sind. — Ja, Sie, schauen Sie mich nur fragend an, auch Sie sind darin verwickelt, und Sie werden sich doch so unschuldig fühlen, wie ein neugeborenes Kind.“

Der Blick, mit dem Herr Larioz hierauf seinen Herrn ansah, war wirklich wie der eines unbefangenen Säuglings.

„Die Geschichte mit dem Gottschalk ist an Allem schuld," fuhr der Rechtsconsulent fort. „Wir hätten den Jungen auf das Bureau genommen — so sagen die da droben — nicht aus Mitleid mit seiner hülfosen Lage, sondern weil er, weil er — o, es kommt mir so lächerlich vor, daß ich es kaum aussprechen kann — weil er eine hübsche Schwester habe! — Nun, was sagen Sie dazu?"

„Es kommt mir das nicht so unerwartet," entgegnete der lange Schreiber, indem er sein Lineal feierlich neben dem Pulte empor zog, wie man es mit einem Schwerte zu machen pflegt, und dann das Kinn darauf stützte. „Verzeihen Sie mir, Herr Doktor, wenn ich etwas Hartes sagen muß, aber wer es selbst liebt, mit Lug und Heuchelei umzugehen, der setzt dasselbe auch bei andern Leuten voraus. — Der arme Bube! Da wird es wohl mit seiner Existenz alsbald zu Ende sein."

„Vorderhand nicht," versetzte eifrig der Rechtsconsulent, während er feierlich die Hand erhob; „bei Gott, vorderhand nicht! Ich will die Weiber da oben lehren, sich in meine Geschäftssachen zu mischen; ich will ihnen zeigen, ob sie sich im Geringsten darum zu kümmern haben, wer meine Gehülfen sind, ob es sie etwas angeht, wenn dieselben keine Familie haben, oder wenn sie ein halbes Dutzend schöne Schwestern aufweisen können. Ja, das will ich, und wenn auch noch eine Anzahl Schwiegermütter mehr da wären."

Er hatte sich selbst in den Eifer hineingesprochen, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt und ging eilfertig auf und nieder, während er das eben Angeführte sprach.

Der lange Schreiber gab übrigens nicht das geringste Zeichen des Mißfallens oder Beifalls über das, was sein Principal sprach, zu erkennen; er hatte schon häufig dergleichen erlebt und dann leider fast immer die Erfahrung gemacht, daß Madame Weibel oder ihre Tochter gegen ihn Recht behielten.

„Das wäre mir eine schöne Geschichte," fuhr Herr Doktor Plager fort, wobei er bald in seine Halsbinde niedertauchte, bald den Kopf hoch erhob, um, am Fenster angekommen, den übernassen Hof betrachten zu können. — „Eine schöne Geschichte in der That! Heute der Gottschalk, morgen —"

„Meine geringe Persönlichkeit," sagte gleichmüthig lächelnd der Schreiber.

„Bei Gott, Sie haben Recht, Larioz! Und übermorgen — ich selbst. Ja, ich selbst," wiederholte der Rechtsconsulent zwei oder drei Mal und verfiel dann in Träumereien, die aber scheinbar dem ernsten und traurigen Augenblicke nicht angemessen waren, denn er spitzte seinen Mund und lächelte zuweilen vergnügt in sich hinein. Er träumte nämlich, die Schwiegermutter habe ihn in der That vor die Thür gesetzt, und er habe seine Kinder genommen und sich das gefallen lassen; er sei hinabgezogen in die beiden Rumpelkammern neben dem Bureau, habe sich dieselben einfach, aber behaglich möblirt; der Tiger mit dem guten dummen Gesichte zog die Kinder an und bereitete einen sehr guten Kaffee ohne Waschschwamm, worauf Fritzchen und Louise in die Schule gebracht wurden und er nun, ohne vorherigen Zank und Streit, mit ruhigem Gemüth und nicht aufgeregten Nerven in die Schreibstube ging und sich an das Fenster stellte, wo er jetzt stand — frisch, fromm, fröhlich, frei. Herr Rechtsconsulent Plager war nämlich Turner gewesen und liebte diesen Spruch noch immer in Erinnerung an eine angenehm verlebte Jugendzeit.

Wenn er übrigens dergleichen träumte, so wird es dem geneigten Leser begreiflich werden, wenn wir sagen, daß der Rechtsconsulent im Gefühle seiner Unschuld heute Morgen bei dem Kaffeegespräch, welches wohl zur Fortsetzung der Punschattake von gestern Abend hätte werden können, nicht nur durch große Ruhe und Kaltblütigkeit jede weitere Scene abgeschnitten, sondern auch einfach erklärt hatte, das Maß des gegen ihn gerichteten Benehmens sei bereits übergelaufen, und er sehe sich veranlaßt, entschieden andere Saiten aufzuziehen. Ja, er

hatte die Versicherung durchscheinen lassen, wie er vollkommen überzeugt sei, daß er wohl im Stande wäre, mit seiner Frau allein fertig zu werden, ja, vergnügt zu leben; doch sei die Einmischung einer Dritten, einer Schwiegermutter, unerträglich.

Mochten nun die Weiber durch etwas Anderes noch nachgiebig gestimmt worden sein, genug, die Rechtsconsulentin hatte sich mit einem gelinden Weinen begnügt und Madame Weibel starr an den Himmel hinauf gesehen, als forsche sie nach etwas Blitz und Donner, die von dorther zur gelegenen Zeit herabfahren möchten. Aber die verdrossenen Wolken thaten nichts als langweilig fortregnen, weßhalb Madame Weibel mit einem kräftigen Ruck ihre Morgenhaube bis über die Ohren herabzog und sich, eingehüllt in ihr Bewußtsein, niedersetzte.

Darauf war der Rechtsconsulent an seinen Schreibtisch gegangen, hatte den Lohn der Babette gezählt, hatte ihr ein Zeugniß geschrieben, daß Babette Schmiermel während ihrer zweijährigen Dienstzeit weder gestohlen noch betrogen habe, und war mit dieser furchtbaren Waffe in das Eßzimmer zurückgekehrt, worauf er also gesprochen: Hier ist der Lohn und ein Zeugniß für Babette; sie hat mir, wie ihr Beide wißt, gestern Abend grobe, unverschämte Antworten gegeben, ohne darüber nachträglich ein Zeichen der Reue zu verrathen," — das war ein Einleitungspunkt — „mag sie gehen und mich verklagen, es soll mir eine wahre Freude sein, einen Prozeß gegen diese Person höchstselbst zu führen."

Als er so geredet, hatte Herr Plager schleunigst seinen Rückzug genommen, worauf die beiden Damen einigermaßen bestürzt zurückgeblieben waren und worauf Babette, weinend über ihr Schicksal, eben nicht dazu beigetragen hatte, ihre Stimmung angenehmer zu machen. Man berathschlagte eifrig und lange; man verhehlte sich nicht, daß man sich schon wegen Clementinens und Herrn Schilder in einer Lage befand, wo es angenehm und wünschenswerth war, den Herrn des Hauses in guter Laune zu erhalten; man wußte wohl, daß

Digitized by Google

einige der Gäste des gemischten Thee's, namentlich die strenge Justizräthin und die blasse Kaufmannswittwe, Mehreres von den Streitigkeiten vernommen und daß die Sache nur dann auf nichts zu reduciren war, wenn man sich in nächster Zeit mit dem Hausherrn in bester Eintracht sehen lasse. Auch trugen die Lamentationen Babettens, die sich für ein Schlachtopfer ansah, dazu bei, das Gemüth der beiden Damen zur Nachgiebigkeit zu stimmen.

Das Resultat der Berathungen droben zeigte sich denn auch alsbald und zwar noch, während der Rechtsconsulent, entschlossen zu den furchtbarsten Maßregeln, am Fenster seiner Schreibstube stand.

Der Tiger streckte seinen Kopf zur Thür herein und ersuchte den Herrn, einen Augenblick in sein Bureau zu kommen. Ahnte dieser, was er dort finden würde, — genug, er waffnete sein Gesicht mit dem Ausdrucke ernster Entschlossenheit und trat so — seiner Frau entgegen, die in Shawl und Hut neben dem kleinen Sopha seines Privatzimmers stand.

So leicht es Fürsten wird, geistreich zu erscheinen und die Herzen ihrer Unterthanen zu gewinnen, ebenso braucht sich eine einigermaßen kluge Frau nicht viel Mühe zu geben, um als versöhnendes Prinzip zu erscheinen und aus allen Streitigkeiten siegreich hervorzugehen. So auch hier. Die Rechtsconsulentin, von ihrer erfahrenen Frau Mutter gehörig instruirt, sprach ein paar so passende Worte zur Einleitung, daß sich die trotzigen, entschlossenen Mundwinkel ihres Herrn und Gemahls abwärts senkten und einen Zug der Wehmuth annahmen.

War er doch glücklich über den ehrenvollen Rückzug, den man ihn aus seiner angreifenden Stellung nehmen ließ, ja, er reichte die Hand zur Versöhnung, und der Hausfriede wurde — Gott allein weiß, zum wie vielsten Male — unter nachfolgenden Bedingungen geschlossen:

1) Gegenseitige Bemühungen, sich das Leben so angenehm als möglich zu machen.

2) Mäßigung aller Widersprüche.
3) Sehr beschränkte Einmischung der Schwiegermutter in alle häuslichen Angelegenheiten, dagegen
4) Beibehaltung von Babette, nachdem
5) dieselbe um Verzeihung gebeten und
6) den Frack des Herrn Larioz mit eigener Hand von den Flecken des Spülwassers gesäubert.

Nachdem dieser Vertrag ratificirt war, gab es noch einen Händedruck, einen Kuß der Versöhnung, und damit verließ Madame Plager die Schreibstube, um sich in einen Laden zu begeben und dort ein neues Kleid zu kaufen — eine Ausgabe, die zu machen sie der Rechtsconsulent nicht nur autorisirt, sondern sogar gebeten hatte.

Als dieser hierauf in die Schreibstube zurückkehrte, hatte er das Aussehen eines Siegers und berichtete seinem Schreiber die gepflogenen Unterhandlungen mit dem Beisatze, wie wahr es sei, daß nur Standhaftigkeit zu allen gewünschten Zielen führen könne.

So siegreich übrigens auch der Rechtsconsulent aus dem Streite hervorgegangen war, so können wir es doch nicht verhehlen, daß Gottschalk den einzigen reellen Nutzen von der Stunde hatte, welche diese Unterhandlungen gedauert; er brauchte sich während derselben nicht mit dem verhaßten Schreiben abzugeben und saß vergnügt auf seiner Kiste vor dem arbeitenden Tiger, von dem er sich eine Menge interessanter Stadtneuigkeiten erzählen ließ. Selbst als er nun endlich wieder hineingerufen wurde und langsam auf seinen Schreibstuhl geklettert war, brauchte er sich nicht zu befleißigen, seine Feder laufen zu lassen, denn sein strenger Aufseher schien so mit dem Vorhergegangenen beschäftigt, daß er sich um die Arbeit des Knaben gar nicht bekümmerte, sondern gedankenvoll in den Regen hinausstarrte, wobei er aber sein Lineal nicht aus der Hand ließ, sondern mit demselben aufs Seltsamste manövrirte, oft hob er es an das Gesicht empor, zuweilen senkte er das andere Ende herab, nicht selten aber fuhr er mit dem Arm in die Höhe und stieß dann mit einem eigenthümlichen Gesichts-

Digitized by Google

ausdrucke das glatte Holz, ſo tief er konnte, in den neben ihm ſtehenden Papierkorb. Es ſollte heute überhaupt ein Morgen der Ruhe für Gottſchalk werden; denn kaum war der Rechtsconſulent in ſein Bureau gegangen, ſo kehrte er auch ſchon wieder zurück und bat ſeinen Schreiber, ein paar kleine Ausgänge für ihn zu machen. „Den einen ſollte ich eigentlich ſelbſt beſorgen," ſagte er mit wichtiger Miene, ſetzte jedoch verbindlich hinzu: „Sie, beſter Larioz, ſind ja aber mein anderes Ich und in den Geſchäften erfahren wie Keiner; auch wird es nur eine Beſprechung ſein über einen Akt, den wir, wie ich glaube, ſpäter vornehmen ſollen. Mein langjähriger Client," ſprach er in leiſerem, vertraulichen Tone, „der junge Graf Helfenberg — ein ſehr reiches Haus — hat mich gebeten, ihn um elf Uhr zu beſuchen. Ich habe wirklich zu viel zu thun und muß heute Morgen noch Einiges beendigen. — Sie wiſſen das Palais des Grafen?"

„Es iſt mir wohl bekannt," entgegnete Herr Larioz mit einem gewöhnlichen Ernſte.

„Dann iſt da noch eine zweite Sache, die Sie en passant mit vornehmen können, die Schuldklage im Betrage von vierhundert Gulden, wie ich glaube, gegen die Maler in der Burggaſſe. Wo ſind die Papiere? — Sie erinnern ſich wohl?"

Herr Larioz reichte kopfnickend einen Aktenfascikel, welchen der Rechtsconſulent nahm und ihn aufſchlug.

„Richtig, es ſind vierhundert Gulden," ſagte er alsdann. „Schuldner: Maler Gebrüder Breiberg; Gläubiger: Erdwinkel. Die Breiberg haben, durch uns eingeklagt, die Schuld anerkannt. Der Termin iſt fruchtlos abgelaufen und die Sache alſo zur Execution reif. Doch erſucht mich Erdwinkel in dem hier beiliegenden Schreiben, ehe man zur Execution ſchreite, einen Verſuch zu machen, auf gütlichem Wege Abſchlagszahlungen zu erhalten. Ich will Erdwinkel ſchon den Gefallen thun und bitte Sie alſo, den Breiberg's ins Gewiſſen zu reden. Der eine von ihnen ſoll ein exaltirter, eigenthümlicher Geſelle ſein, mit dem ſchwer fertig zu werden iſt, der andere es dagegen ver-

ſtehen, die Leute durch ſüße Redensarten hinters Licht zu führen. Man verſuche aber, was zu machen iſt, und da ich es in Ihre Hände gebe, bin ich überzeugt, Sie werden Ihr Mögliches thun."

Nachdem der Rechtsconſulent ſeinem Schreiber dieſe Commiſſion aufgetragen, zog er ſich, viele Geſchäfte vorſchützend, in ſein Kabinet zurück, nicht ohne einen Blick auf Gottſchalk zu werfen, der mit einer rührenden Schnelligkeit fortkritzelte.

Herr Larioz warf ſeinen Mantel über, nahm die Handſchuhe und ſein ſpaniſches Rohr, vergaß aber, dem kleinen Schreibergehülfen ſein Penſum aufzugeben, und trat auf die Straße. Als er ſo in Regen und Schnee dahin ſchritt, dachte er an den geſtrigen Abend, an die Familienunterhaltungen ſeines Prinzipals und an Numero ſechs der Bedingungen, wonach Babette gezwungen werden ſollte, ſeinen Frack wieder in urſprünglicher Reinheit herzuſtellen. Wenn es ihn auch freute, daß das Recht gewiſſermaßen geſiegt, ſo fühlte er doch in ſeinem Innern, daß der eben geſchloſſene Friede nicht von Beſtand ſein, daß man neue und gewaltigere Hebel gegen ihn und den Knaben in Bewegung ſetzen werde, und daß das Unrecht, wie ſo oft in dieſer Welt, doch am Ende triumphiren müſſe.

Was konnte er machen — er, ein einzelner, ſchwacher Menſch, gegen die Gewalt, mit der Heuchelei, Lug und Trug daher rollten, Alles vor ſich niederwerfend, Alles zermalmend? Was konnte er, machtlos wie er war, mit Worten, ja, mit Thaten, wie er ſie leiſten konnte, dagegen ausrichten? Er, in ſeiner abhängigen Stellung, der nicht einmal berechtigt geweſen war, geſtern Abend den drei Weibern droben, wie ſie es verdient, ihre Handlungsweiſe aus einander zu ſetzen. Nach einer unabhängigen Stellung, nach Reichthum, nach Macht ſehnte er ſich nur in ſolchen Augenblicken. Ah, wenn es ihm einmal vergönnt wäre, ohne Menſchenfurcht, ohne alle Rückſicht jedes finſtere Gewebe aus einander reißen zu können, das ſich vor ihm entſponnen zum Schaden armer Unſchuldiger, die hineinflattern, wie die Fliege in das Netz der Spinne! Wenn er einmal ſtark genug

Digitized by Google

wäre, den Handschuh hinzuwerfen dem Drachen der Lüge und Hinterlist, der auf Erden mächtig umherschleicht; wenn er ihn niederwerfen könnte mit seinem guten Stahl! — Dann, ja, dann müßte ihm ein herrlicher Lohn winken — von oben die Palme des Sieges, dachte er. — Wir aber setzen traurig hinzu: Hier unten bei dem verdorbenen Menschengeschlechte durchnäßte Fräcke und Ungelegenheiten aller Art, Kummer, Noth und — Prügel.

Das Palais des Grafen Helfenberg, in einer Nebenstraße gelegen, wo es wie eine gewaltige Burg die umherliegenden kleinen Bürgerhäuser überragte, war ein großes, weitläufiges Gebäude, für den Aufenthalt einer ansehnlichen Familie berechnet, die auch einst in den Angehörigen des Erbauers den jetzt so stillen Steinhaufen bewohnt hatte. Die Mitglieder der Familie von damals, welche als Kinder lustig die weiten Höfe mit ihren Spielen, ihrem Jubel und Lachen erfüllt, waren groß geworden und dann jedes seiner Bestimmung gemäß durch das Hauptthor in die Welt gegangen, um nicht wieder oder nur auf Augenblicke das elterliche Haus zu betreten. Dieses verblieb dem ältesten Sohne des Erbauers, ging auch wieder auf dessen ältesten Sohn über, der es seinem einzigen Nachkommen hinterließ. Das war der jetzt lebende junge Graf Hugo von Helfenberg, welcher ein Leben führte, das nicht dazu gemacht war, dem stillen und öden Palaste ein wohnlicheres Aussehen zu geben. Wenn das Hauptthor auch beständig offen stand, und wenn sich dort auch immer, so oft das Wetter nicht zu schlecht war, der alte Portier sehen ließ, der mit dem dreieckigen Hute, dem schweren Pelz-Ueberrocke gravitätisch seinen langen Stock mit goldenem Knopfe und großen Quasten haltend, auf- und abschritt, so war doch sonst auf dem Pflaster unter dem Thorbogen nicht viel Verkehr zu bemerken; wohl sah man die Freunde des jungen Grafen zuweilen eintreten, oder auch hier und da eine Equipage von Bekannten oder vielleicht auch von Fremden, welche Besuche machen wollten, aber nur dazu gelangten, eine Karte abzugeben. Es

mußte eine eigene Zauberformel dazu gehören, weiter als bis zur Stube des Portiers zu gelangen, ein Spruch, welcher wahrscheinlich nur den genauesten Freunden bekannt war; denn, wie schon gesagt, nur diese — und es war eine sehr kleine Zahl — traten in das Palais ein, ohne gleich wieder fortzugehen.

Und doch war der jetzige Besitzer dieses Palastes, ja, der einzige Erbe der reichen Helfenberg'schen Güter — ein Mann in noch jungen Jahren, der vor nicht gar langer Zeit, als er im selben Kürassier-Regimente diente, in dem sich auch der Baron von Breda befunden hatte, einer der lebenslustigsten und in jeder Hinsicht unternehmendsten Cavaliere gewesen war. Große Summen waren damals mit den Bekannten verjubelt worden, wobei es aber eigenthümlich war, daß der Verwalter der Helfenberg'schen Güter, wenn ihn ein Bekannter beim Glase Wein mit dem Ellbogen stieß, ihm vertraulich zuflüsternd: „Na, wenn das so fortgeht, so werdet ihr bald ausgewirthschaftet haben," ernsthaft und mit dem Ausdrucke der Wahrheit versicherte: „Laßt das gut sein, lieber Freund, wenn wir Beiden das einmal zu theilen hätten, was der Herr Graf von seinen jährlichen Revenuen nicht verzehrt, so wären wir ganz anständig reiche Leute."

Dabei aber hatte der junge Graf ein gutes, offenes, freundliches Herz; wo er half, — und er half gern — geschah das in großem Maßstabe; ja, es kam häufig vor, daß Baron Breda ihm irgend ein Anliegen für Jemand vortrug, mit dem Zusatze: „Es thut mir leid, daß ich dich belästigen muß, ich würde Dem oder Jenem gern von mir aushelfen, aber meine Kasse erlaubt es nicht; das ist etwas für dich, du glücklicher Mensch!" Und darin schien sich der Graf auch wirklich glücklich zu fühlen; er half Unzähligen, und wo er half, diskret und großartig.

Dann war er nach Italien gereist, dort ein paar Jahre geblieben, und als er zurückkam, begann die vollkommen veränderte Lebensweise, welche wir vorhin angedeutet. Er hatte seine Entlassung vom Militär genommen, machte fast nirgendwo Besuche, und es blieb so

still in seinem Palais, daß Leute, die immer Alles genau wußten, die Achseln zuckend sprachen: „Da ist etwas nicht ganz richtig, Graf Helfenberg ist nicht von seinen Reisen zurückgekehrt, Gott weiß, wo der in Italien begraben liegt!“ Daß er aber wirklich zurückgekehrt war, merkten bald wieder die Armen und Hülfsbedürftigen aller Art, die sich an ihn wandten, — die Leute in den Nachbarhäusern sahen freilich nichts von dem Bewohner des alten, finsteren Palais. Dort waren und blieben die Vorhänge verschlossen, der Portier spazierte einsam unter dem Thorbogen, wie schon bemerkt, wenn es gutes Wetter war, und in diesem Falle sah man auch täglich aus dem Palais ein verschlossenes Coupé wegfahren, das einzige Lebenszeichen, welches der Bewohner gab; denn in diesem Coupé befand sich der junge Graf Helfenberg, der, wie die Leute, welche sich genau darum bekümmerten, erfuhren, auf eines seiner vielen Güter fuhr, die in der Nähe der Stadt lagen, und in deren ausgedehnten Wäldern er es liebte, spazieren zu gehen.

Herr Larioz hatte das Palais bald erreicht; da es aber noch in Einem fort stürmte und regnete, so befand sich der Portier in seiner Loge, wo er gegenüber der Glasthür in einem bequemen Lehnsessel saß, und wo neben ihm an der Wand eine Schnur herabhing, die er anzog und auf diese Art das eiserne Gitter öffnete, welches das Treppenhaus versperrte.

Der lange Schreiber erschien an der Gitterthür, die sich vor ihm öffnete, um hinter ihm wieder ins Schloß zu fallen, und er befand sich nun wie in einem Käfig, denn die Treppe selbst war mit einem zweiten Gitter gesperrt, welches nur nach vorher erfolgter Rücksprache mit dem Portier geöffnet wurde. Herr Larioz trat an die Loge und fragte dem erhaltenen Auftrage gemäß nach dem Herrn Grafen von Helfenberg und ob er zu sprechen sei.

Der Portier schüttelte mit dem Kopfe und schien beinahe erstaunt, daß ein Mann vom Aeußern des Schreibers mit dem Herrn zu sprechen verlange.

„Geben Sie mir nur Ihr Gesuch," sagte er mit wohlwollender Stimme, „wir werden es mit dem Uebrigen vortragen lassen."

„Es handelt sich um kein Gesuch," erwiederte Herr Larioz würdevoll lächelnd, „ich habe nur im Auftrage meines Prinzipals, des Herrn Rechtsconsulenten Doktor Plager, dem Herrn Grafen dieses Billet zu übergeben und werde darauf wahrscheinlich eine mündliche Antwort erhalten.

„Das ist etwas Anderes," sagte der Portier, ohne irgend ein Zeichen, daß ihn sein Irrthum in Verlegenheit gebracht; „so wollen wir nach Joseph schellen."

Er zog eine Klingel, worauf nach wenigen Minuten ein einfach, aber elegant gekleideter Lakai erschien, der mit der Weisung des Portiers: das in Empfang genommene Billet des Rechtsconsulenten dem Kammerdiener Seiner Erlaucht zu übergeben und um Antwort zu bitten, wieder verschwand.

Bald hörte man ihn wieder, und zwar eilig, die Treppe herabkommen; er trat in die Portierloge und bedeutete dem Ueberbringer des Schreibens mit einer leichten Verbeugung, ihm zu folgen.

Hätte es der Portier nicht unter seiner Würde gehalten, ein erstauntes Gesicht zu machen, so würde er es in diesem Augenblicke gethan haben, denn er fühlte den Drang hierzu in sich, da es seit langer Zeit nicht vorgekommen war, daß Seine Erlaucht, der Herr Graf, jemand gänzlich Fremdes vor sich ließen. Der alte Diener zuckte leicht mit den Achseln und machte ebenfalls eine Achtelsverbeugung, als er das Gitterthor zur Treppe öffnete und den Fremden hindurch gehen ließ.

Herr Larioz befand sich auf breiten Marmorstufen, über welche in der Mitte ein Teppichstreifen lief. Ein Anderer würde es vielleicht wie der Lakai gemacht haben und neben dem Teppichstreifen gegangen sein, unser Freund aber trat fest darauf und betrachtete, während er aufwärts stieg, mit sichtbarem Behagen das prachtvoll gewölbte Treppenhaus mit seinen Deckengemälden und seinen Nischen, aus

denen ernsthafte steinerne Ritter den Emporsteigenden so unverwandt und forschend betrachteten, als hätten sie im Sinne, nachher ihre Bemerkungen über den so eben Vorbeigegangenen auszutauschen.

Im ersten Stocke angekommen, öffnete der vorausschreitende Lakai durch einen, nur den Leuten des Hauses bekannten Mechanismus eine große Glasthür, die auf einen weiten Vorplatz führte, um den die Wohnzimmer des Grafen Helfenberg lagen. Auf der Treppe sowohl als hier im Vestibül herrschte so tiefe Stille, daß man sich unwillkürlich fürchtete, laut zu sprechen; ja, der Lakai hatte schon einige Mal einen Hustenanfall gewaltsam unterdrückt, und als sich dieser jetzt endlich doch Luft machte, klang es gerade, als husteten alle Ritter in der Nische und alle Figuren an der Decke ebenfalls mit.

Der Schreiber des Advokaten wurde in ein Vorzimmer geführt, wo ihn ein schwarz gekleideter Mann, der Kammerdiener Seiner Durchlaucht, in Empfang nahm. Dieser trug Schuhe und Strümpfe, sowie eine weiße Halsbinde, und hatte nichts Außergewöhnliches an sich, als daß er sehr leise sprach, den Kopf herabgesenkt hielt und großes Vergnügen daran zu finden schien, die Nägel seiner weißen Finger zu betrachten.

„Der Herr Graf haben befohlen, Sie herauf zu führen," lispelte der Kammerdiener, worauf Herr Larioz entgegnete:

„Sie waren doch so gütig, den Brief, den ich herauf sandte, zu übergeben?"

„Allerdings," versetzte der Andere mit sanfter Stimme und einem Lächeln, welches zu sagen schien: „Wie wäre es möglich, einen Brief nicht zu übergeben! — Seine Erlaucht," fuhr er fort, haben den Brief erbrochen, gelesen und dann gesagt: Der Ueberbringer soll herauf kommen."

„Und meinte Seine Erlaucht nicht etwa, mein Prinzipal, der Herr Rechtsconsulent Plager, sei selbst der Ueberbringer?"

„Darüber kann ich mir nicht erlauben, meine Meinung abzugeben," sprach der Kammerdiener achselzuckend, „mein Befehl lautet,

den Ueberbringer des Schreibens herauf kommen zu laſſen. Sie ſind der Ueberbringer, alſo —"

„Gehen wir," ergänzte Herr Larioz, legte ſeinen bereits ausgezogenen Paletot auf einen Stuhl an der Thür, nahm den Hut und das lange ſpaniſche Rohr in eine Hand und folgte dem Voranſchreitenden.

Die Beiden gingen durch mehrere Zimmer und Säle auf weichen Teppichen dahin, aber in allen dieſen Pieceu waren die Fenſtervorhänge herabgelaſſen und gaben ſomit dem ohnedies trüben Herbſttage ein unerquickliches Halbdunkel. Nur hier und da glänzte irgend ein vergoldetes Möbel hervor oder leuchtete in einer Ecke eine weiße Marmorfigur oder erſchien faſt geſpenſtig die Geſtalt eines Ahnherrn mit ſcharfen und lebhaften Augen. Und auch das zeigte ſich nur, wo ſich der Fenſtervorhang verſchoben hatte und zufällig einen Lichtſtrahl herein ließ.

Endlich erreichten ſie einen kleinen Bilderſaal, wo es ſchon freundlicher ausſah, da dieſer ein helles Licht durch die Decke empfing und mit neuen, hübſchen Bildern geſchmückt war. In den Ecken befanden ſich Blumenpartieen, aus deren jeder eine ſchöne weiße Marmor-Figur hervorblickte. In der Mitte des Gemaches ſtand ein breiter, rother Divan, auf dem mehrere Kupferſtichwerke lagen und an dem überdies eine lange türkiſche Pfeife lehnte mit ausgebranntem Kopfe, deren Aſche auf dem dicken ſmyrnaer Teppich verſtreut lag.

Der Kammerdiener hatte ein paar Schritte Vorſprung gewonnen und verſchwand hinter den Portieren einer Thür, wo er aber gleich darauf wieder erſchien und den Andern durch eine Handbewegung einzutreten erſuchte.

Herr Larioz befand ſich in einem mittelgroßen, ſehr behaglich eingerichteten Kabinet. Ein einziges großes Fenſter, auf den Garten des Hauſes gehend, gab vollkommenes Licht und ließ Ecken und Wandflächen genugſam übrig, um Möbel aller Art, an denen hier ein Ueberfluß war, placiren zu können. Am Fenſter ſtand ein hoher

und breiter Schreibtisch, mit grünem Tuche behängt, auf dem sich eine Menge nothwendiger und sehr unnothwendiger Gegenstände befanden. Hefte und Mappen, meist mit kostbaren Decken, ein halb Dutzend reich eingebundener Bücher, Schreibpapier und Couverts in lackirten Cassetten, ein paar silberne Handleuchter mit Wachskerzen, ein anderer vielarmiger Leuchter zum Lesen und Schreiben bei Nacht, Schalen von Bronze und Achat mit Federmesser von allen Größen und Formen. An einer Wand des Gemaches hingen alte und neue Waffen, einige Hirsch- und Rehgeweihe, Jagdhüte und dergleichen; gegenüber sah man einige Gemälde, deren Mittelpunkt das lebensgroße Portrait eines Mannes bildete, von dem man aber nur sah, daß er in einen grauen Jagdrock gekleidet war; das Uebrige des Bildes war scheinbar unwillkürlich zugedeckt durch eine jener weichen, rothseidenen, mit Gold durchwirkten, indischen Schärpen, deren festes Gewebe unten zu einem Knoten verschlungen war, über den eigenthümlicher Weise ein Kranz von verdorrten Vergißmeinnicht hing; ja, in der That, seltsam nahmen sich diese bescheidenen Feldblumen auf dem kostbaren Stoffe aus.

Vor dem Schreibtische befand sich ein großer Fauteuil, in welchem der Bewohner des Zimmers, der Herr des Schlosses, Graf Helfenberg, saß; eigentlich lag er wie zusammengesunken in den weichen Kissen, und nachdem der Schreiber eingetreten war, wandte der Graf seinen Kopf etwas gegen denselben hin, winkte ihm mit der feinen weißen Hand und sagte: „Bitte, treten Sie näher."

Es war dem Herrn Larioz eigen zu Muthe, als er diese kaum hörbare Stimme vernahm, die zusammengefallene Gestalt sah und nun in die edlen, aber so müden Züge blickte. Wenn er auch wohl von der Krankheit des Grafen wußte, so hatte er sich doch beim Anblick der Ritter auf der Treppe und durch die weiten Zimmer schreitend, ein ganz anderes Bild von ihm gebildet und sich eine gebietende Gestalt vorgestellt, die sich vielleicht mit der einen Hand auf die Tischecke stützen, ihn frei und stolz anblicken und mit klarer, fester Stimme

ihre Wünſche oder Befehle kund geben werde. Es mochte ſich etwas von dieſer getäuſchten Erwartung in ſeinen Zügen malen oder ein Ausdruck des tiefen Mitleidens auf dem ſonſt ſo ernſten Geſichte erſcheinen, welcher wiederum die Aufmerkſamkeit des jungen Grafen rege machte — genug, dieſer blickte nicht unfreundlich zu dem langen Manne empor, ja er ſchien in deſſen ſtrammer und doch wieder ehrerbietiger Haltung, in der Art, wie er ſeinen Kopf trug und das lange ſpaniſche Rohr in der Hand hielt, etwas Außergewöhnliches zu finden; er nickte mit dem Kopfe, richtete ſich etwas in ſeinem Fauteuil in die Höhe und ſagte: „Sie haben mir ein Schreiben des Herrn Rechtsconſulenten Plager überbracht."

„Ein Schreiben meines Prinzipals."

„Sie ſind alſo ſein Gehülfe?" fuhr der Graf fort. „Nun gut; wenn es dem Herrn Doktor nicht unangenehm wäre, ſo würde ich ihn bitten, mich heute Abend um ſieben Uhr zu beſuchen. Um was es ſich handelt, werde ich ihm mit ein paar Zeilen zu wiſſen thun. — Wollen Sie ihm dieſen Auftrag ausrichten?"

„Es iſt das meine Schuldigkeit, und außerdem werde ich es mit großem Vergnügen thun."

„Warum mit großem Vergnügen?" fragte der junge Mann, indem er den Andern feſt anſah und lächelte. Er ſchien das Geſpräch fortſetzen zu wollen, denn ſonſt hätte er, wie es der Schreiber auch nicht anders erwartet, denſelben durch eine Handbewegung verabſchiedet. „Warum mit großem Vergnügen?" wiederholte er.

„Weil ich," entgegnete Herr Larioz, „überhaupt gern Jemand gefällig bin und weil — aber eigentlich, gnädiger Herr, iſt der Ausdruck: mit Vergnügen, eine Redensart, die man ſich ſo angewöhnt."

„Nein, nein," fuhr der Graf lebhafter fort, „Ihr Wort und ihr Blick war keine Redensart. Sie wollen damit ſagen: es gewährt mir ein Vergnügen, einem armen, kranken, hinfälligen Menſchen einen kleinen Dienſt zu erweiſen. Nicht wahr, ſo haben Sie es gemeint?

Und ich nehme Ihnen das gar nicht übel, denn ich fühle am besten, wie krank und hinfällig ich bin."

Bei diesen Worten hustete er in sein Taschentuch, und auch der lange Schreiber räusperte sich, nur aus ganz andern Motiven, denn es ist nicht sehr angenehm, einem vornehmen Herrn einzugestehen, daß man ihn wirklich für krank und hinfällig halte.

„Habe ich nicht Recht?" fuhr der Graf hartnäckig fort.

„Allerdings läßt das Aussehen des Herrn Grafen Einiges zu wünschen übrig," sprach Herr Larioz nach einer Pause, während welcher er sich vollkommen gesammelt. „Eure Erlaucht sind gewiß sehr krank gewesen; aber das Wort „hinfällig" paßt doch wohl nicht."

„O, es paßt sehr," erwiderte der Andere mit einem leichten Seufzer. „Doch lassen wir das. — Sie sind also der Gehülfe des Herrn Doktor Plager. Ich war ein paar Mal auf Ihrem Bureau; wie kam es, daß ich Sie nie gesehen?"

„Weil der Herr Graf im Privatzimmer des Herrn Doktor waren; wir arbeiten im Nebenzimmer."

„Ja, ja, so ist es. Aber auch sonst habe ich Sie nie gesehen. — Früher war ich viel auf der Straße, und ich meine schon, eine Figur wie die Ihrige würde mir nicht entgangen sein. Sie sind noch nicht lange in der Stadt?"

„O, doch schon einige Jahre."

„Aber nicht hier geboren? Nicht einmal im Lande? Ich höre das an dem fremden Accent, mit dem Sie Ihr sonst sehr gutes Deutsch sprechen. Sie sind aus dem Süden — ein Italiener?" fragte er nach einer Pause.

„Ich bin ein Spanier, Herr Graf," versetzte Larioz, und als er das gesagt, hob er seinen Kopf mit einem gewissen Stolz in die Höhe.

„Ah, ein Spanier?" fuhr der Kranke fort. „Aber für einen Spanier sind Sie sehr groß. Ich habe manchen Ihrer Landsleute gekannt, meistens schlanke Leute von mittlerer Größe."

„So ist es, Herr Graf, weder Castilianer noch Andalusier sind

im Durchschnitt große Leute; ich bin aber aus einem Theile Spaniens, wo man schon kräftigere Gestalten findet; ich bin aus den wilden Schluchten der Sierra Morena, aus Carolina."

„Ah, aus der deutschen Niederlassung!"

„Meine Mutter war eine Deutsche, mein Vater, Don Larioz, ein Spanier."

„Ei der Tausend! — Don Larioz!" rief lächelnd der Graf. „Und wie kommt es — verzeihen Sie mir meine Frage — daß Sie mit diesem schönen Namen sich hier in so untergeordneten Verhältnissen befinden, daß Sie das schöne Spanien verließen, um hier im kalten Norden zu leben?"

„Das schöne Spanien hat auch seine Schattenseiten," sagte ernst der Schreiber. „Ja, Spanien ist schön," fuhr er nach einem augenblicklichen Stillschweigen fort, „um es als Fremder behaglich zu durchreisen, oder auch um auf seinem Stammsitze in Andalusien, überhaupt im gesegneten Süden zu leben."

Der Graf hatte sich in seinen Fauteuil zurückgelehnt, stützte den Kopf auf die Hand und sprach nach einer Pause: „Ich habe immer dafür geschwärmt, Spanien noch zu sehen, es blieb aber ein schöner Traum, wie so mancher andere in diesem armen Leben." — Dabei seufzte er tief und schmerzlich.

„Ein schöner Traum allerdings," entgegnete der Schreiber, „den aber Eure Erlaucht in Ihren Verhältnissen wohl verwirklichen können."

„Ja, in meinen Verhältnissen!" rief der Kranke mit einem schneidenden Tone. „Meine Verhältnisse sind wirklich der Art —" Er that einen tiefen Athemzug, zwang sich mühsam zu einem Lächeln und fuhr dann fort: „Lassen wir das gut sein. Aber warum verließen Sie Spanien?"

„Das ist nicht mit einigen Worten gesagt," erwiederte der Schreiber, „und ich fürchte, die Zeit des Herrn Grafen zu sehr in Anspruch zu nehmen, wenn ich mir erlauben wollte, auch so kurz wie möglich von meinem unbedeutenden Leben zu sprechen."

Digitized by Google

„Seien Sie darüber unbesorgt," meinte der Kranke. „Was meine Zeit anbelangt, so fängt sie in gewisser Beziehung freilich an mir kostbar zu werden, doch habe ich hier und da gewaltige Leeren, für deren Ausfüllung ich sehr dankbar bin. — Bitte, rollen Sie sich den kleinen Fauteuil vom Fenster hieher und setzen Sie sich. Im Falle Sie Raucher sind, sprechen Sie Ihren Wunsch aus, und Sie sollen haben, was das Haus vermag. Selbst spanische Cigaretten besitze ich, wenn Sie die Gewohnheit Ihres Landes beibehalten haben. Ich selbst," setzte er achselzuckend hinzu, „muß freilich vorderhand auch auf dieses Vergnügen renonciren, doch macht mir der Dampf einer Cigarre, die ein Anderer raucht, durchaus keine Beschwerden."

So gern Herr Larioz, wie jeder verständige Mensch, seine Cigarre rauchte, so hätte er doch um Alles in der Welt der freundlichen Aufforderung hier keine Folge gegeben, es wäre ihm wie eine Sünde erschienen, in diese reine, nur von Blumenduft geschwängerte Atmosphäre einen Hauch von Tabak zu bringen. Er machte demgemäß eine tiefe, dankende Verbeugung, ließ sich auf den kleinen Fauteuil nieder und sagte, nachdem er eine kleine Weile vor sich hingeschaut: „Euer Erlaucht kennen das schöne Spanien aus Büchern, aus Bildern, haben die Geschichte desselben studirt und wissen also auch, daß auf der Höhe der Sierra Morena, jenes schwarzen, phantastischen Gebirges, das wie ein Wall den stolzen Norden vom lebenslustigen Süden trennt, von ausgewanderten Deutschen einige Colonieen und Dörfer angelegt wurden, von denen La Carolina die vornehmste und bedeutendste ist. Unsere Vorfahren, welche sich dort niederließen, erhielten Ländereien und Gerechtsamen freigebig und in großem Umfange, zugleich aber auch zu vielen schönen Rechten die Verpflichtung, durch das noch unwegsame schwarze Gebirge eine Fahrstraße zu brechen. Damals gab es nur Saumpfade durch die Schluchten der Sierra Morena, und die Abgründe und gefährlichen Passagen schienen so unüberwindlich, daß dieser Saumpfad nur eben breit genug für ein einzelnes Lastthier gemacht werden konnte. Deßhalb horchten die Treiber bei den ver-

Digitized by Google

ſchiedenen Uebergängen in das Thal hinab, ehe ſie in die Schluchten niederſtiegen, und wenn ſie von drunten das Klingeln der Glocken vernahmen, ſo lagerten ſie ſich droben, bis der entgegen kommende Zug vorüber war.

„Es war eine ſchauerliche Wildniß, die Sierra Morena, das ſieht man heute noch, ſo wie man rechts oder links von der großen Straße abweicht. Den Namen des ſchwarzen Gebirges hat ſie daher, daß der Gebirgszug, wenn man ihn aus weiter Entfernung am Horizont auftauchen ſieht, wie eine ſchwarze Wand erſcheint, voll eigenthümlicher Zacken in allerlei ſeltſamen Formationen.“

So ſprach Herr Larioz und blickte träumend vor ſich hin, wobei ſein Auge glühte, als ſähe er wirklich über die gelb und roth gefärbte Ebene der Mancha hinweg den ſchwarzen Zug der Sierra Morena erſcheinen, ſcharf hervortretend unter dem ſtrahlenden ſpaniſchen Himmel.

Der Graf hatte ſich in die Ecke ſeines Fauteuils gedrückt, und wenn er auch die linke Hand vor das Geſicht hielt, ſo blickte er doch durch die Finger ſinnend nach dem Erzähler, der ihm mit kunſtloſen Worten die Landſchaft ſo hinzeichnete, daß er mit ſeiner Phantaſie im Stande war, ſie lebendig auszumalen, und der mit dem eigenthümlichen Geſichte, dem aufwärts gedrehten Schnurrbart als Staffage darin erſchien — ein einſamer Reiter, durch die Fläche dahinziehend.

„Die Straße, welche unſere Vorfahren, die Deutſchen, dort gebaut,“ fuhr der lange Schreiber fort, „iſt ein Rieſenbau, würdig, jedem der berühmten Werke der vielbewunderten Römer an die Seite geſtellt zu werden. Mit eiſernem Fleiße und unendlicher Ausdauer wurden Schluchten und Abgründe bewältigt, und wo ſich, wie vorhin erwähnt, am Rande der Felſen kaum ein ſchmaler Pfad hinzog, überſteigen jetzt auf breiter Chauſſee die ſchwerſten Diligencen, mit acht und zehn Maulthieren beſpannt, das Gebirge, und von Madrid nach Sevilla rollt man auf dieſer Strecke, die früher nicht zu paſſiren war, am angenehmſten.

„Um also von mir zu reden, wie der Herr Graf befohlen, so war mein Vater ein Spanier, meine Mutter eine Deutsche aus jener Colonie La Carolina; von Geburt also ein echter Spanier, lernte ich deutsches Wesen und deutsche Sprache von der Mutter, nahm auch vielleicht von ihr etwas Träumerisches an, was man mir wenigstens in meinen Kinderjahren oft zum Vorwurf machte; denn statt mit Knaben meines Alters zu spielen, zog ich es häufig vor, hinaus in die Berge zu wandeln, mich dort in der Einsamkeit auf ein Felsstück niederzusetzen und um mich her zu schauen, bald im engeren Gesichtskreis auf Moos, Gras und Steine, die sich um meinen Sitz befanden, wo ich dann das Thierleben beobachtete, die Käfer und Insekten aller Art, wie sie geschäftig hin und her liefen, ihre Arbeit thaten, nie einander ihren Pfad hinterlistig durchkreuzten, und wenn sie auch zuweilen in Kampf geriethen, dann ehrlich auf einander losgingen ohne Trug und Hinterlist, Einer gegen Einen, so namentlich die schwer gewaffneten Hirschkäfer, wie ein paar geharnischte Ritter aus der guten alten Zeit."

Hier machte Herr Larioz eine kleine Pause und sagte dann lächelnd zu dem jungen Manne gegenüber, der gar keine Bewegung machte: „Aber ich langweile Euer Erlaucht mit diesen Kindereien und bitte sehr um Entschuldigung."

Der Andere schüttelte mit dem Kopfe und entgegnete ebenfalls lächelnd: „Fahren Sie nur fort, das amusirt mich in der That. Ich habe mit Ihnen auf dem Felssteine gesessen und tiefsinnend in Moos und Kräuter geschaut. O, die Natur, namentlich der Wald, ist so schön, so wunderbar schön! Bitte, fahren Sie fort, Ihre Erzählung beruhigt eigenthümlich meine aufgeregten Nerven."

Larioz machte eine Verbeugung, dann sprach er weiter: „Häufig auch blickte ich um mich her auf die Berge und Schluchten, die einander folgten, im allgemeinen Charakter gleich und doch in ihren Formen wieder so mannigfaltig. Mein Ohr vernahm das Rauschen der Blätter und ließ sich erzählen von alten Zeiten; ich hörte das

Murmeln der Bergwaſſer und das tönte mir wie eines jener Märchen, die ich als Kind ſo gern gehört. Dann vernahm ich auch aus der Ferne das kurze zornige Brüllen eines der Stiere, die in der Sierra Morena zum Zwecke der Kampfſpiele gezogen werden, und wenn ich alsdann nachdenkend aufblickte und um die von der Sonne beleuchteten Felſenzacken den Adler majeſtätiſch und ſtill im Kreiſe ſchweben ſah, ſo hoben ſich meine Träume mit ihm hoch und immer höher, bis die gewaltigen Formen des ſchwarzen Gebirges tief hinab geſunken waren und bis ich das blühende Granada ſah, von dem mein Vater ſo oft erzählt, an den Fuß des grün bewachſenen Berges hingeſchmiegt, der die Alhambra trägt, mit ſeinen vielen klaren Quellen, ſeinen ſchwarzen Cypreſſen und jenen melancholiſchen Ueberreſten aus der prachtvollen Maurenzeit. Auch flog ich in meinen Phantaſieen ſo gern nach dem glänzenden Sevilla, das ebenfalls vor mir in dem weiten leuchtenden Thale lag, das der Guadalquivir durchſtrömt, die lebensfrohe herrliche Stadt mit ihren zahlloſen Thürmen und Kuppeln, mit ihren Wahrzeichen des Giralda, mit ihrem weiß marmornen Stierplatz, an deſſen Mauerringe mein Vater oftmals ſein Pferd angebunden — und ich ebenfalls, als ich einmal vierzehn Jahre alt geworden war. Da erhielt ich meine erſten Ledergamaſchen, die kurze verſchnürte Jacke, den breitkrämpigen Hut, man ſetzte mich auf eines der kleinen andaluſiſchen Pferde, und ich durfte mit den Anderen ziehen, zur Nachtzeit die Heerde der wilden Stiere nach der Ebene geleitend."

Als der Schreiber ſo erzählte, hatte ſich der Graf in ſeinem Fauteuil empor gerichtet, hatte die weißen, jetzt ſo zarten Hände auf die Lehnen deſſelben gelegt, und ſein Auge glänzte faſt unheimlich, als er nun ſo aufmerkſam und ſtarr ſein Gegenüber anblickte.

„Das muß ein herrliches Leben geweſen ſein," ſagte er alsdann; „ſitzend im Sattel auf muthigem Pferde, und nicht bloß zum harmloſen Spazierenreiten, ſondern gewiß oftmals die Lanze gebrauchend zum ernſtlichen Kampfe. — Nicht wahr, das kam häufig genug vor?"

Auch die dunklen Augen des Anderen glänzten, als er nun zur

Antwort gab: „O ja, an Kampf und wildem Durcheinander fehlte es bei diesen Ritten nicht."

Er hatte bei diesen Worten langsam sein spanisches Rohr erhoben und stützte es auf die Lehne des Sessels, wie man es im Sattel mit einer Lanze zu machen pflegt.

„Aber es thut eigentlich nicht gut, dieses Leben," fuhr er nach einer Pause fort, „besonders nicht für ein kindliches Gemüth, dessen Phantasie ohnehin erregt ist. Wenn es in den Nächten, wo wir mit den Heerden der Kampfstiere dahin zogen, wohl so viel zu arbeiten und aufzupassen gab, daß man seine Gedanken bei einander behalten mußte, so boten dafür die Tage des Rückmarsches, wenn ich mit meinem Vater oft allein durch die unendlichen Ebenen der Mancha zog, lange Stunden der Einsamkeit, die der lebhafte Kopf des Knaben dann natürlicherweise mit den abenteuerlichsten Gestalten bevölkerte."

„Ah!" rief der Graf, der aufmerksam zuhörte, „Sie kämpften alsdann in Gedanken mit Windmühlen und Schafheerden, wie der hochachtbare Don Quixote?"

„Ja, wie Don Quixote," entgegnete der Andere schnell, indem sein Auge aufflammte, „wie jener Held, für den ich von meiner Jugend an geschwärmt, für dessen Irrfahrten und trauriges Schicksal ich stets das innigste Mitleid gefühlt."

„Die Phantasie eines lebhaften Geistes, die Erfindung eines reichen Gemüthes!" warf der Graf hin. „Ich schätze ihn sehr, den unerreichbaren Cervantes."

„Wenn man die Fahrten des sinnreichen Junkers von La Mancha weitab vom Schauplatz seiner Thaten liest," fuhr der lange Schreiber fort, „so kann man vielleicht bisweilen lächeln über jene — nennen wir es barocke — Phantasie, die einen Menschen, der noch nicht ganz zu den Narren gehört, mit Windmühlen und Schafheerden kämpfen läßt. Ist man aber einmal selbst durch jene Flächen geritten, durch jenes wellenförmige, röthlich gelbe Terrain, wo ein Gehölz von Buchsbaumsträuchern, das am Horizont auftaucht, und dessen Stämme in

Wirklichkeit kaum drei Fuß hoch sind, uns als ein Wald mit Riesenbäumen erscheint, wo wir ein Haus, eine Windmühle vor uns sehen und Stunde um Stunde darauf losreiten, ohne sie zu erreichen, ja, ohne ihr scheinbar näher zu kommen; wenn wir die phantastischen Wolkenschatten bemerken, die zur Zeit des Herbstes und auch des Frühjahrs vor uns auf der Fläche zu fliehen oder uns kampfbereit entgegen zu stürmen scheinen; wenn man weit, weit in der Ferne den Zug der Sierra Morena sieht, gefärbt wie dunkler Stahl, scharf und zackig — wenn man an jenen Hirten vorüber kommt, die noch heut zu Tage langsam ihr Gewehr empor nehmen, wenn sie einen einsamen Reiter bemerken, oder an den Feldhütern, die wir dort in der Schlucht gelagert finden, vor sich zwischen den Knieen den abgezogenen Hut, in den man ein Almosen werfen muß, will man nicht mit der kurzen, weitmündigen Büchse Bekanntschaft machen, die der Wegelagerer im Arme hält — ja, wer dabei eine rege Einbildungskraft hat, dem mag es leicht gehen wie dem edlen Don Quixote, daß er auf der schattenlosen Fläche Tage lang umher reitend dieselben Abenteuer aufsucht und findet."

Das hatte der lange Spanier mit solcher Begeisterung und solcher Ueberzeugung gesprochen, und dabei flammten seine Augen so, daß ihm der Kranke lächelnd sagte: „Ei, Don Larioz, mir scheint, Sie hätten nicht übel Lust gehabt, ein anderer Don Quixote zu werden und ausgerüstet mit Schild und Lanze, auf der Rozinante reitend, aufs Neue die Mancha zu durchstreifen, Riesen und Drachen zu bekämpfen zu Ehren Dulcinea's von Toboso."

„Nicht so ganz, gnädiger Herr," entgegnete der Schreiber, nachdem er eine Zeit lang fast betrübt lächelnd vor sich nieder geschaut. „Was hülfe in unserer Zeit die Rozinante? was Schild, Lanze und selbst die Kopfbedeckung des Don Quixote, wenn es auch in Wahrheit der Helm Mambrins und nicht jene Barbierschüssel gewesen wäre? — Letzteres kann man leider als begründet annehmen. Aber die Frage, die mir Euer Erlaucht jetzt im Scherze stellte, wäre für mich

allerdings einer ernsten Beantwortung werth. War Don Quixote, der sinnreiche Junker, wirklich jener Ritter, wie ihn das erhabene Buch des Cervantes darstellt, oder wollte der Dichter mit seiner göttlichen Schöpfung einen Mann bezeichnen, der sinnbildlich mit eingelegter Lanze und geschwungenem Schwerte auf die Lächerlichkeiten der Menschen eindringt, gegen die Windmühlen ihres Hochmuthes anrennt, die Schafheerden ihrer falschen Demuth aus einander sprengt, — Jemand, der den heiligen Gedanken an eine unerreichbare Dulcinea von Toboso im Busen trägt, für die er kämpft und leidet?"

Dies hatte Herr Larioz mit großer Bewegung gesprochen, wobei er aufwärts blickte und — wie er gern zu thun pflegte — sein langes spanisches Rohr wie ein entblößtes Schwert auf den Schenkel stützte. Sein Gesicht hatte in diesem Augenblicke etwas so Feierliches, ja, Erhabenes, daß ihm der Graf mit großer Theilnahme zuschaute und, da er das Außergewöhnliche von jeher geliebt hatte, eine plötzliche Neigung zu dem eigenthümlichen Spanier empfand. Um ihn nicht zu unterbrechen, nickte er zustimmend mit dem Kopfe, weßhalb der Andere fortfuhr: „Wenn also der Dichter die Absicht hatte, in dem Don Quixote für sein Zeitalter eine Figur zu schaffen, die er ausziehen ließ in die Welt, um durch sie die Lächerlichkeiten und Laster seiner Nebenmenschen zu geißeln, warum sollte es nicht ein ersprießliches Werk sein, auch heute nochmals die Rozinante zu besteigen, sich mit Schwert und Schild zu bewaffnen und den Erbärmlichkeiten der Menschen das Visir zu öffnen, nachdem man sie siegreich vor sich niedergeworfen? — Ach, welch schöne Bestimmung, welch herrliches Loos! Oder wäre ein solcher Don Quixote heute nicht mehr nöthig, hat sich das Menschengeschlecht gebessert, ist Unredlichkeit aller Art, Lug, Trug und Heuchelei nicht mehr zu finden? Lohnt es sich nicht mehr der Mühe, auf dem Heerwege zu stehen oder an der Straßenecke, der gekränkten Unschuld und Tugend zum Schutz, dem verfolgenden Laster zum Schrecken? Wäre es nicht dankenswerth, jenen Intriguen nach-

zuſchleichen, welche den geſunden, kräftigen Menſchen wie eine Schlange langſam umgarnen, ſeine Bewegungen lähmen und ihn endlich zu Grunde richten? — Freilich wäre es ein Leben des Kampfes, auch wohl zuweilen der Niederlage, aber gewiß würdig, für ſpätere Geſchlechter in Büchern aufbewahrt zu werden."

Graf Helfenberg hatte dem erregten Redner mit größter Theilnahme zugehört; er begriff deſſen Abſicht, und wenn er auch über dieſelbe den Kopf hätte ſchütteln mögen, ſo konnte er doch nicht anders als die Begeiſterung ehren, mit welcher Jener ſeine ſeltſamen Anſichten vortrug. — „Das hieße ja," ſagte er nach einem kleinen Nachſinnen, „faſt der ganzen Welt den Fehdehandſchuh hinwerfen, das wäre ein Unternehmen, wo auf Dank nicht zu rechnen, häufige Niederlagen dagegen vorausſichtlich wären."

Herr Larioz fuhr mit der Hand über das Geſicht und blickte wie erſtaunt um ſich, als er ſah, wo und vor wem er ſeine ſonderbaren Theorien aus einander geſetzt; er hatte, wie er zuweilen zu thun pflegte, ſich ſo in ſeine Phantaſieen vertieft, daß ihm das, was er geſagt, wie ein lautes Selbſtgeſpräch vorgekommen war. Er hätte ſich ein wenig geſchämt, wenn ihm nicht die Worte ſeines Gegenüber bewieſen, daß der Graf ſeinen Phantaſieen nicht nur gefolgt, ſondern ſie auch theilweiſe aufgenommen habe. Der Schreiber ließ ſeinen Stock langſam auf den Boden niedergleiten, ſenkte den Kopf ein wenig und ſagte nach einer Pauſe im gewöhnlichen Tone: „Verzeihung, gnädiger Herr, daß mich die Erinnerung an meine Heimat, an meine Jugendzeit, an jene in ihrer Einſamkeit ſo poetiſchen Flächen der Mancha fortrißen, Ihnen von meinen Ideen zu ſprechen, die ich ſonſt feſt in mir zu verſchließen pflege. O, ich weiß es wohl, daß ſie unausführbar ſind, wenigſtens für mich; ich fühle wohl, was Euer Erlaucht eben geſagt, daß, ſich ſo um das Treiben der Menſchen bekümmern, der ganzen Welt den Fehdehandſchuh hinwerfen hieße. Und wer könnte das thun? Nur ein ſelbſtſtändiger, mächtiger Menſch, nicht ein armer Schreiber wie ich."

Digitized by Google

Diese letzten Worte begleitete Herr Larioz mit einem bitteren Lächeln, worauf der junge Graf kopfschüttelnd entgegnete: „Auch der Mächtigste auf Erden müßte an dieser Aufgabe zu Grunde gehen; auch ein König, ein Kaiser hat nicht die Macht, allen Trug, alle Heuchelei aufzudecken, er ist nicht immer selbstständig genug, seinem ersten Minister zu sagen: ich könnte Ihnen beweisen, daß Sie anders denken, als Sie so eben gesprochen. Er kann der Folgen wegen manche Intrigue nicht augenblicklich zerreißen, die er nicht nur entstehen sieht, sondern von der er auch fühlt, daß sie langsam seine Hände umgarnt."

„Ein Mächtiger, ein König könnte das allerdings nicht," versetzte eifrig Herr Larioz. „Zu großen Dingen wählt ja der Himmel so oft geringe, schwache Werkzeuge. O, mir wäre es eine Wonne," setzte er mit einem träumerischen Lächeln hinzu, „mich so in den Kampf zu stürzen, gute glorreiche Thaten zu vollbringen, wenn es mir auch am Ende wie dem edlen Don Quixote erginge, wenn ich auch zu Boden geworfen würde! — Ja, wie er würde ich mit dem letzten Hauche des Mundes meine Idee vertheidigen und sprechen: Freilich bin ich der unglücklichste Ritter, aber Dulcinea ist das schönste Weib der Erde. — Stoß zu mit der Lanze, Ritter!"

Das ist ein merkwürdiger Schwärmer, dachte der Kranke, dem aber die Reden des Schreibers ihrer Eigenthümlichkeit wegen mehr und mehr gefielen. Lag doch, was dieser sagte, so ganz aus dem Kreise des Alltäglichen und gefiel eben deßhalb dem jungen Manne, der von frühester Jugend her das Außergewöhnliche geliebt. Wie war seine Phantasie erregt worden durch die Erzählungen und Schilderungen, durch die Ideen des Spaniers! Wie träumte er sich mit ihm in jenes Leben seltsamen Kampfes, von dem Herr Larioz gesprochen! Ja, er faßte es noch mehr von der ritterlichen Seite auf, er sah die Mauern seines Zimmers schwinden, er schaute vor sich die weite, weite Welt und fühlte sich wieder einmal auf muthigem Pferde, dahin sprengend über die Ebene, mit jenem langen, seltsamen Menschen Abenteuer

Digitized by Google

aufſuchend. Es war ein Augenblick des Wohlbehagens, wie ihn der Kranke ſeit lange nicht mehr gefühlt; er wollte dieſem Gefühle Worte geben, ja, er hatte nicht übel Luſt, dem Andern die Hand zu reichen und ihm zu ſagen: Gut, wir Beiden wollen der verdorbenen Welt in dieſer Art den Krieg erklären. — Angeweht von dem Hauche eines neuen, friſchen Lebens, vergaß er auf einen Moment ſeine tiefen Leiden, wollte haſtig von ſeinem Sitze aufſpringen — da erfaßte ihn mitten in dieſer heftigen Bewegung ſein gewaltiges Elend wieder, ſeine begeiſterten Züge nahmen plötzlich den Ausdruck eines ſtarken Schmerzes an, er biß die Zähne auf einander und ſank mit einem leiſen Aechzen in den Fauteuil zurück, wo er ein paar Sekunden lang mit geſchloſſenen Augen wie ohnmächtig lag.

Erſchrocken war Herr Larioz aufgeſprungen, zu dem Kranken hingeeilt, hatte ſeine Hand ergriffen und blickte ihm mit tiefem Schmerz in die edlen, bleichen Züge.

Endlich ſchlug der Graf die Augen wieder auf, und als er ſah, wie der Andere ſo theilnehmend um ihn beſchäftigt war, lächelte er und ſagte alsdann nach einem tiefen Seufzer: „Das war ein böſer Anfall. Sehen Sie, mein lieber Don Larioz, es iſt nichts mehr mit unſerer Weltſtürmung; ich wenigſtens kann keinen Antheil daran nehmen; mir ſind die Hände gebunden.“

„Und mir nicht minder,“ erwiderte der Schreiber, indem er ſich ehrfurchtsvoll zurückzog. „Aber ich muß Euer Erlaucht um Verzeihung bitten, daß ich Sie durch meine unüberlegten Reden einigermaßen in Aufregung gebracht. Wahrhaftig, es iſt ſelten, daß ich mich ſo gehen laſſe,“ fuhr er treuherzig fort, „aber Sie, gnädiger Herr, haben mich durch die Liebenswürdigkeit, mit der Sie mich empfingen, theilweiſe dazu veranlaßt, und deßhalb werden Sie die Gnade haben, mir zu verzeihen.“

„Davon kann keine Rede ſein,“ verſetzte der Kranke mit etwas matter Stimme; „ich liebe immer noch eine kleine Emotion, wie Sie mir ſie eben verſchafft, und zum Beweiſe dafür bitte ich, mich wieder

zu besuchen, sobald es Ihre Zeit erlaubt. Um die gleiche Stunde wie heute werde ich für Sie zu Hause sein. — Wir müssen doch sehen," setzte er lächelnd hinzu, „wie sich Ihre an sich vortrefflichen Theorien mit der Praxis vereinigen lassen."

Nach diesen Worten machte Graf Helfenberg eine freundliche Bewegung mit der Hand, und als auf den Ton der Klingel, welche auf seinem Tische stand und die er mit einem kleinen silbernen Hammer berührte, der Kammerdiener zwischen den Portieren erschien, um den Schreiber zurückzubegleiten, machte dieser eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung und verließ mit eigenen, angenehmen Gefühlen das selbst bei trübem Herbstwetter so blumenduftende und freundliche Gemach.

Herr Larioz schritt durch die halbdunkeln Zimmer zurück, die breite Treppe hinab, bei den Ritter-Figuren vorbei, die seltsame Mienen zu machen schienen, weil er so lange droben geblieben, und dann durch die Portier-Loge, wo der alte Thürhüter in Wahrheit ein verwundertes Gesicht und eine Verbeugung machte, wie sie bei ihm sonst nur für Leute aus vornehmem Stande gebräuchlich war.

Es schlug zwölf Uhr, als der lange Schreiber durch den weiten Thorbogen auf die Straße trat, und da er sich des zweiten Auftrages seines Prinzipals erinnerte, so wandte er sich nach der Burggasse, um das Geschäft Erdwinkel contra Breiberg so gut wie möglich abzumachen.

Sechzehntes Kapitel.

Burggasse Numero vier.

Das Stadtviertel, in welchem sich die Burggasse befand, war im nördlichen Theile der Stadt gelegen, wo des guten Lichtes wegen eine Menge Maler, Kupferstecher, Photographen und sonstige Künstler wohnten. Spekulanten hatten dort in die vierten Stockwerke verschiedener Häuser große Fenster brechen lassen und Ateliers hergestellt, die sehr gesucht waren. Oft befanden sich zwei bis drei dieser Ateliers in einem Hause, oft auch nur ein einziges, je nachdem die Künstler bekannt und gesucht waren.

Große selbstständige Bilder wurden hier eigentlich nicht gemalt, sondern man beschränkte sich auf Ansichten der Stadt oder der umliegenden Gegend, die auf Bestellung angefertigt wurden; meistens aber arbeitete man im Portraitfache, und zwar hier durch alle erdenklichen Branchen hindurch, vom schwarzen Schattenriß, welchen der Unteroffizier seiner Geliebten schenkt, mit angedeuteter Uniform, oder einem Souvenir, Gymnasiasten und Studenten in möglichst steifer Haltung darstellend, mit bunter Cerevismütze und dito Verbindungs- und Corpsbändern, bis hinauf zu sechs Fuß hohen Kniestücken, wundersam in Oel gemalt, in prachtvollen, seidenen Roben, deren Glanz etwas Uebernatürliches hatte, mit starr blickenden Augen, erstaunt lächelndem

Digitized by Google

Munde und Wangen, die in einer wahrhaft erſchreckenden Fülle der Geſundheit ſtrahlten; dabei viel goldene Ketten und Ringe nicht zu vergeſſen. Ja, Abriſſe des menſchlichen Geſichtes wurden hier gemacht auf Stahl, Stein, Holz, Leinwand und Papier, und wenn man bedachte, wie viele Menſchen von dieſem Geſchäfte lebten, ſo ſah man recht, welche Menge Leute darauf erpicht ſind, ihr eigenes, oft ſehr unintereſſantes Geſicht zu dieſem oder jenem Zwecke abconterfeit zu ſehen.

Die Burggaſſe bildete ein eigenthümliches Quartier in der großen Stadt. Hier ſah man Geſtalten, die man ſonſt nirgendwo oder nur höchſt ſelten erblickte; blaſſe Geſichter, hohläugig, mit einem Anfluge von Genialität, mit glattem, flaumigem Kinn, oder auch mit vielem Bart- und Haarwerk unter ſpitzen Calabreſerhüten. Die Träger dieſer Geſichter waren in Kleidungsſtücke, namentlich zur Herbſt- und Winterzeit in Mäntel eingehüllt, deren Façon man nie in einem Modejournale geſehen, auf deren Erfindung ſich aber der Betreffende etwas zu Gute zu thun ſchien, was man deutlich an der Art ſah, wie er das Stück Tuch, das er einen Mantel nannte, und das etwas von einer römiſchen Toga, einem italieniſchen Carbonari und einem Theater-Rittermantel an ſich hatte, um die Schultern drapirt trug.

So ſah man ſie in der Burggaſſe dahin wandeln, die Jünger der Kunſt, in allen möglichen Aufzügen, bald genial nachläßig, zuweilen auch ausgeſucht ſtutzerhaft, die Meiſten mit großen Mappen unter dem Arm und die Blicke umhergleiten laſſend, ob ſich nicht irgendwo etwas zum Skizziren darböte.

Eigentlich war die Burggaſſe keine Gaſſe, ſondern ein unregelmäßiger Platz mit aus- und einſpringenden Häuſern, auf deſſen Mitte die Ruine eines Thurmes ſtand, der, Gott weiß, in welchen Zeiten, zu einer hier befindlichen alten Burg gehört haben ſoll. Alle Häuſer hatten hohe, meiſt treppenartig gezackte Giebel, viele auch Erker, gewölbte Thorbogen, maleriſche Höfe, finſtere Winkel von unausſprechlicher Färbung; die Sonne konnte ſich nur mühſam durch einzelne

Lücken in dieſes Häuſerlabyrinth hineinſtehlen, wo alsdann ſolch ein goldig erleuchteter Streifen neben tiefblauen Schatten von ganz immens pittoresker Wirkung war. Dazu hatte die Architektur der meiſten Gebäude etwas Phantaſieerregendes; erblindete und zerbrochene Fenſterſcheiben, auch Rahmen ohne alles Glas gab es genugſam, höchſt intereſſante Schutt- und Kehrichthaufen traf man allenthalben; wenn Schneewetter ſei — ſo behaupteten Kenner — dürfe man nur rechts oder links greifen, um vollkommen fertige, Winterlandſchaften anzutreffen, und ſelbſt bei Regenwetter waren die überſprudelnden und zerbrochenen Dachrinnen wohl im Stande, ein künſtleriſches Gemüth zu landſchaftlichen, hauptſächlich aber Waſſerfalleffekten der prachtvollſten Art zu begeiſtern.

Hier gab es auch kleine Kneipen, die von ordentlichen Bürgersleuten gemieden wurden, über deren Leben und Treiben ein ſagenhaftes Dunkel lag, ſo daß die Väter ihre Herren Söhne, Gymnaſiaſten oder auch Handlungsbefliſſene, beſtens verwarnten, dorthin zu gehen. Daß aber eine ſolche Verwarnung die umgekehrte Wirkung hatte, brauchen wir eigentlich den jung geweſenen Leſern nicht zu ſagen; leider aber war es nicht zu läugnen, daß, wenn es einem Nichtkünſtler gelang, ſich unter den jungen Raphaels und Tizians der Burggaſſe einen guten Freund zu erwerben, er ſtolz darauf war und alle möglichen Ränke und Schwänke gebrauchte, um ſich hier und da für einen Abend von der Aufſicht zu Hauſe frei machen und in der „Palette," im „Reibſteine," oder ſogar in der „Mausfalle" — ſo hießen die Wirthshäuſer, welche die jungen Künſtler hauptſächlich beſuchten — ſo lange kneipen zu können, wie Geld und Zeit vorhielten. Hierbei müſſen wir aber ſagen, daß dieſe Kneipen beſſer als ihr Ruf waren; freilich wurde dort ein tüchtiges Bier conſumirt, auch häufig Rundgeſänge angeſtimmt oder Salamander gerieben; daß aber wahre Orgien und Bacchanalien gefeiert würden, daran war kein wahres Wort, und es fehlte der künſtleriſchen Jugend zu dieſen Ausſchweifungen an zwei nothwendigen Dingen, an Theilnehmerinnen und an Geld.

Es iſt überhaupt eigenthümlich, aber leicht begreiflich, wie ſelbſt ein ſanftes Maler- oder Dichtergemüth in den Verdacht eines excentriſchen Sinnes, eines ungeheuerlichen Lebens kommt. Und es iſt doch nur rein das Handwerk mit ſeinen Attributen, welches dieſe Idee begünſtigt. Wir treten in ein Atelier; mit finſterer Majeſtät kommt uns der Herr deſſelben entgegen, zwiſchen langem Haar und ſtruppigem Bartwerk iſt ein kleiner Theil des Geſichtes bemerkbar, ſowie glänzende Augen, die einen ingrimmigen Ausdruck annehmen, wenn der Künſtler Genre- oder gar Schlachtenmaler iſt, beſonders aber, wenn er uns vor ſein letztes Bild führt, wo Dolche funkeln, bleiche Lippen beben, verdrehte Augen um Gnade flehend zu irgend einem Scheuſal von Tyrannen aufblicken, zu deſſen Füßen ſich ein blutendes Schlachtopfer menſchlicher Grauſamkeit wälzt. — Wenn der Künſtler uns das erklärt, den Staffeleiſtock wie eine Lanze auf den Boden geſtützt, das Haar fliegend, ſo erſcheint er uns in ſolchem Augenblicke nicht ſelten ſelbſt als Kannibal oder als Tyrann. Dort liegen ſeine blutigen Handwerkszeuge, die ſchauerlich ſchillernden aufgeſetzten Töne; ein ſchüchterner Blick, den wir umherwerfen, zeigt uns in der Ecke einen breiten Divan, auf dem ein nachläßig hingeworfener Blumenkranz liegt, während eine Streitaxt daran lehnt — eine ſcharfe Streitaxt, die der Künſtler in die Hand nimmt, indem er, ſie ſchwingend, uns erklärt, dieſelbe habe wahrſcheinlich bei Sempach ſtark gedient. Daß die dunkeln Flecken an dem Eiſen Blut ſeien, wolle er nicht gerade beſchwören, aber es ſei ſehr wahrſcheinlich. So blicken wir ſcheu umher, und wohin ſich unſer Auge richtet, entdecken wir abnorme und ſchreckliche Gegenſtände: Ketten, Beile, große Stücke rothen Damaſts, wie Blut anzuſchauen, hier ein lederner Koller mit einem tiefen Riß auf der Bruſtſeite, dort eine Mandoline neben einem langen ſpaniſchen Stoßdegen, von welchen beiden der Maler verſichert, ſie ſeien in eine ſeltſame Geſchichte verwickelt geweſen.

Und in dieſer, für manches zarte Gemüth ſo gräuelhaften Umgebung bewegt ſich der Künſtler ſo frei und unbefangen, als ſeien es

die unſchuldigſten Gegenſtände. O, es iſt ein ſchreckliches Geſchlecht, dieſe Maler! Unſer beſter Freund läßt uns im Vorzimmer warten, während wir im Nebenzimmer eine flüſternde Damenſtimme vernehmen, und wenn uns endlich der Eintritt erlaubt iſt, ſo hört unſer feines Ohr auf der Treppe ſeidene Kleider rauſchen, ſtatt Cigarrendampf verſpüren wir in dem Atelier ein wunderbares Aroma, und während unſer Freund lächelnd ein Glas Zuckerwaſſer trinkt, ſehen wir auf dem Divan allerlei phantaſtiſche Kleidungsſtücke umherliegen.

Daß uns eine ſolche, an ſich vielleicht ganz harmloſe Beſchäftigung ein Kopfſchütteln entlockt, und daß der gänzlich Uneingeweihte, der zufällig an dieſe Künſtlermyſterien tangirt, an ein entſetzliches Leben voll Schuld und Unthaten glaubt, iſt verzeihlich und begreiflich. Und wie oft braucht ſo ein armer Darſteller menſchlicher Verbrechen und Leiden, die er mit Pinſel oder Feder wiedergibt, ſelbſt eine Steigerung, um ſich in die Lage eines unglücklich Verfolgten, eines Scheuſals hineinzudenken oder ſich deren Bilder zu vergegenwärtigen! Wie muß er ſeine Phantaſie reizen, um auf der blaſſen Leinwand oder dem weißen Papier jene Gebilde erſcheinen zu laſſen, die den Beſchauer entzücken oder ihn beben machen ſollen! Ja, für Manchen ſind die eben erwähnten Zuthaten ſo nothwendig wie Pinſel, Farben und Feder, und wenn wir es auch nicht theilen, ſo begreifen wir doch das Gefühl des Malers, der die Mandoline in den Arm nimmt und darauf den Stoßdegen ſchwingt, wenn er ein unterbrochenes ſpaniſches Rendezvous darſtellen ſoll, ebenſo gut als das Gefühl des Dichters, welcher ſeine nächtlichen Lieder nur mit der Feder eines Raben ſchreiben konnte, den man von einem Galgen herabgeſchoſſen, nachdem er dieſe Feder zuvor mit einem einſt blutig geweſenen Dolche geſpitzt. Das ſind Schatten des Handwerkes, welche in das gemüthliche Leben hinüberſpielen und eine empfindſame Seele ſchaudern machen vor dem Atelier eines Malers, wo ſchon ſo viel Blut gefloſſen, und vor der Perſon eines Schriftſtellers, der ja unmöglich im Stande

ſein kann, alle die ſchlechten Charaktere zu ſchildern, wenn er nicht ſelbſt viel auf dem Gewiſſen hat.

Um wieder auf die Burggaſſe zurückzukommen, ſo wurde hier auch viel Muſik getrieben, namentlich mit Inſtrumenten, deren Klang ſonſt in der Stadt nicht oft mehr gehört wurde; wir meinen nämlich die Guitarre oder, wo es höher kam, die Mandoline. Darin wurde ein Erkleckliches geleiſtet, und wenn man beſonders in der Dämmerung eines Frühlingsabends durch die Gaſſe ſchritt, ſo vernahm man viel dergleichen Lärmen um nichts. Auch Stimmen ließen ſich hören, hohe, jugendliche Tenore, häufig ins Falſett überſchnappend und mit unendlichem Gefühl anſtimmend:

Dein gedenk' ich, röthet ſich der Morgen,
Dein gedenk' ich, ſinkt die finſtre Nacht!

ſowie auch einſt kräftig und klangvoll geweſene Bäſſe, die aber mit des Lebens Mai ihre Jugendglätte verloren hatten und nun ziemlich rauh und faſerig ſangen:

Im kühlen Keller ſitz' ich hier,
Bei einem Faß voll Reben.

Das alles gab der Burggaſſe etwas Phantaſtiſches, Abenteuerliches, namentlich wenn man hierzu noch allerlei ſonſtige ſeltſame Geſtalten rechnet, welche hier aus- und eingingen, alte und junge Männer, die als Modelle dienten. Dieſer wegen ſeines dicken Bartes und ſeiner übermäßig hohen Stirn zu Prophetenköpfen und ſonſtigen Heiligen, Jener mit dem langen ſchlichten Haar, dem ſanften Blick und dem flaumigen Bart am Kinn als Vorbild zu Erzengeln verſchiedener Klaſſen und Tugenden jedes Grades; hier dieſer alte weißhaarige Mann mit dem kummervollen Blick und der gebückten Haltung als unglücklicher und betrogener Vater; dort jene auffallende Perſönlichkeit mit ſchwarzem, ſtruppigem Haar und Bart, aufgeſtülpter

Naſe, blitzenden Zähnen und einem Blick, deſſen teufliſches Schielen deutlich ſagte: Nur Böſes! war der Repräſentant aller Mörder, Räuber und ſonſtigen Böſewichter, die hier auf Papier und Leinwand in der Burggaſſe erſchienen waren. Was die weiblichen Modelle anbelangte, ſo gab es unter ihnen nicht ſo viele Species; da ließ ſich durch Aenderung des Kopfputzes und einer leichten Drapirung ſchon viel erreichen, und die meiſten von ihnen wußten Engel und Teufel gleich trefflich darzuſtellen.

Dieſer Burggaſſe nun ſchritt Herr Larioz in tiefen Gedanken entgegen. Daß ihm Regen und Schnee ins Geſicht ſchlugen, ſchien er durchaus nicht zu bemerken, ebenſowenig wie die naſſen Pfützen in dem ſchlechten Pflaſter, die er nicht einmal bei ſeinem Dahinwandeln vermied; er war offenbar immer noch mit jener Unterredung beſchäftigt, die er vorhin mit dem Grafen Helfenberg gehalten. Er hatte Bilder aus ſeiner Heimath, Tage aus ſeiner glücklich verlebten Jugend heraufbeſchworen, und dieſe umgaukelten nun bald ernſt, bald heiter ſeine Seele und waren nicht durch Schneegeſtöber, durch eiſige Winde, die äußerlich auf den Träumenden einwirkten, zur Ruhe zu bringen. Er zog durch die Mancha, nicht mit dem Vater als vierzehnjähriger Knabe, nein, als fahrender Ritter mit ſeinem Knappen, er ſah allerlei Seltſames und Ungeheuerliches ſeinen Pfad kreuzen, aber er nahm die Zügel eines andaluſiſchen Roſſes feſt in die Hand, zog ſein gutes Schwert, und ſah, wie fremde Ritter und Phantome aller Art vor der Kraft ſeines gewaltigen Armes zerſtoben. Wie hätte er da an ſeine jetzige Umgebung denken ſollen!

So erreichte er die Burggaſſe, trat auf den Platz, den hier die eigenthümlichen Häuſer bildeten, und ſah vor ſich den alten Thurm mit ſeinen ſchmalen, vergitterten Fenſtern, mit ſeiner Spitzbogenthür, unter der man noch deutlich die Balkenlagen für die ſchon lange nicht mehr vorhandene Brücke bemerkte.

Ah! jene ſchöne Zeit, dachte er, wo die Burg dort noch ſo trotzig und feſt daſtand, warum iſt ſie verſchwunden, oder warum

bin ich nicht ein paar Jahrhunderte früher auf die Welt gekommen? Warum muß das jetzt Ruine ſein? Warum weht die Fahne nicht mehr von der Spitze des Thurmes und kündet ein luſtiges Trompetengeſchmetter nicht die Ankunft eines Gaſtes an? — Träumereien! unterbrach er ſich lächelnd, wie kann man ſich ſo von ſeinen Phantaſieen einnehmen laſſen! — Und doch iſt hier der Ort dazu, ihnen nachzuhängen, fuhr er nach einer Pauſe ſtehen bleibend fort. Sollte man nicht glauben, jeder der hohen zackigen Giebel verberge etwas Abſonderliches, decke geheimnißvoll ein Stück der alten gewaltigen Zeit zu, das ſich ſcheu dort hinter den Erkern und Pfeilern verbirgt und nun ſein tolles Weſen treibt in tiefer verſchwiegener Nacht, wenn die jetzige Zeit ſchläft und träumt? Was müſſen jene Gebäude für wunderbare Zimmer, Gewölbe, Keller und Treppen enthalten! Wohl möchte ich hier wohnen, ein reicher, unabhängiger Menſch, eines dieſer finſteren Häuſer mein eigen nennen, es zu meiner Burg machen und von dort aus meine Streifzüge beginnen gegen die Rieſen und Drachen, welche die heutige Zeit unſicher machen.

Herr Larioz hatte unterdeſſen ſeinen Weg wieder aufgenommen und ſchritt, die Hausnummer Vier ſuchend, auf dem Platze dahin. Zuweilen blieb er kopfſchüttelnd ſtehen, wenn er hin und wieder in einem Erdgeſchoſſe durch die Fenſter in ein Wirthshaus hinein ſah, das ſo ganz anders war als die, wo er ſelbſt zuweilen einen Abend zu verbringen pflegte. Sie gefielen ihm aber abſonderlich, dieſe grauen Steinmauern, dieſe faſt dunkeln Holzdecken, dieſe grob geſchnittenen Möbel und vor Allem die Geſellen darauf, die, behaglich hingelagert, augenſcheinlich ihren Ueberfluß an Zeit verlungerten und nicht ſelten die Hand nach dem hohen alterthümlich geformten ſteinernen Bierkruge ausſtreckten.

Er lächelte freundlich in ſich hinein, als er das ſah und jetzt aus einem anderen Hauſe das Klirren und Knirſchen von Klingen vernahm oder ein Geräuſch, wie wenn man mit einem kurzen und breiten toledaner Schwerte auf einen mailänder Helm ſchlüge; auch

horchte er hoch auf, als ſich gleich darauf eine kräftige Stimme vernehmen ließ:

Fern im Süd das ſchöne Spanien,
Spanien iſt mein Heimathland.

War ihm doch zu Muth, als ſei er in einen Zauberkreis getreten, deſſen ſeltſame Zeichen und Geſtalten ſeine ohnedies ſchon erregte Phantaſie noch mehr begeiſterten. Junge Leute begegneten ihm mit ſpitzen Hüten, wie er ſelber einen trug, und mit Mänteln ebenſo umgeſchlungen, wie er es mit dem ſeinigen zu machen pflegte, und wie man ſie zu Sevilla und Cordova trägt. Dieſe jungen Leute ſchauten ihn einigermaßen verwundert an, grüßten ihn aber freundlich und blieben auch, wohl ihn betrachtend, ſeitwärts ſtehen, wenn er ſo vorüber ſchritt, gravitätiſch, wie er es gewohnt war, den langen Stock weit von ſich abſetzend, hoch erhoben den Kopf mit den ernſten Geſichtszügen und dem ſtark aufwärts gedrehten Schnurrbarte.

So erreichte Herr Larioz das Haus Nummer Vier, und unter der Thür deſſelben befanden ſich ein paar Geſtalten, die ſeine Aufmerkſamkeit erregten — ein alter Mann und ein junges Mädchen, er mit würdigem Geſichtsausdruck, ein ehrfurcht gebietender Kopf, den langen Silberbart ſorgfältig gekämmt, das weiße Haar zierlich geſcheitelt; ein dunkelgrünes Gewand, halb Mantel, halb Talar, verhüllte die etwas gebeugte Geſtalt ſo vollſtändig, daß man nur eine der Hände ſah, die er unter den Falten hervorſtreckte, und in welcher er einen langen Stock trug, ähnlich denen, die man auf Bildern bei altteſtamentlichen Hirten zu ſehen gewohnt iſt. Das Mädchen ſtand ihm zur Seite; ſie hatte eine Hand auf ſeine Schulter gelegt und ſchien ihn ſanft leiten zu wollen auf dem ſchlechten Straßenpflaſter draußen voller Löcher und Pfützen; von ihrem Anzug konnte man nicht viel ſehen, da ein graues Tuch ſie faſt ganz verhüllte; aber der Kopf mit dem ſchwarzen Haar, das in zwei dicken Flechten um die Schläfe herum lief, war ſo ſchmachtend und ſchön, das Geſicht aber

dabei ſo bleich und leidend, daß der gute und edle Don Larioz ein reges Gefühl des Mitleids nicht unterdrücken konnte. — Ein armes Paar! dachte er, vielleicht aus fernen Landen, das gezwungen iſt, zu der Mildthätigkeit fremder Menſchen ſeine Zuflucht zu nehmen! Gern hätte er den Beiden irgend ein Scherflein angeboten, doch frappirte ihn ein auf dem Geſichte des Mädchens plötzlich erſcheinender, höchſt ſchelmiſch lächelnder Zug, als ſie auf einmal ſo der langen auffallenden Geſtalt unſeres Freundes entgegen trat.

Beide übrigens, der alte ehrwürdige Greis und das junge Mädchen wichen auf die Seite, um den Eintretenden ins Haus zu laſſen. Da ſich aber Don Larioz überzeugen wollte, ob die, welche er ſuche, auch wirklich hier wohnten, ſo faßte er an ſeinen Hut und ſprach mit ſanfter Stimme: „Guter, alter Mann, können Sie mir vielleicht ſagen, ob hier in dieſem Hauſe, Burggaſſe Nummer Vier, die Gebrüder Breiberg wohnen?“

Der ehrwürdige Greis nickte mit dem Kopfe, wie es ſchwache alte Leute zu machen pflegen, und entgegnete mit tiefer klangvoller Stimme und mit einigem Pathos, während auf dem Geſicht des Mädchens wiederholt ein Lächeln erſchien: „Die Ihr ſucht, edler Herr, wohnen allerdings in dieſem Hauſe, die Gebrüder Breiberg, ſchätzenswerthe, vortreffliche Menſchen, Burggaſſe Nummer Vier, drei Treppen hoch; das heißt, dort befindet ſich das Atelier der Gebrüder, ſie ſelbſt wohnen noch eine Treppe höher, wo ſie auch jetzt zur Mittagszeit wohl anzutreffen ſein möchten.“

Herr Larioz, freundlich überraſcht von dieſem ausführlichen Beſcheid, der mit ſo ehrerbietigem Tone gegeben war, erwiederte auf das freundlichſte: „Guter, ehrwürdiger Mann, es thut einem Fremden wohl, auf ſo liebenswürdige Art zurechtgewieſen zu werden. Nehmen Sie meinen herzlichen Dank dafür, und wenn wir uns wieder einmal begegnen und ich Ihnen Gegendienſte leiſten kann, ſoll es wahrhaftig nicht an meiner Bereitwilligkeit fehlen.“

„Berge und Wälder begegnen ſich nicht,“ verſetzte der Greis,

„wohl aber die Menschen, und wenn Sie vielleicht selbst Künstler sind, so wäre es wohl möglich, daß wir uns gegenseitig Dienste zu leisten im Stande wären. — Wollen Sie für alle Fälle meine Karte in Empfang nehmen," fuhr er fort, indem er die linke Hand nebst einem Stücke zerknitterten Papiers unter dem Talar hervorstreckte.

„Sowie auch die meinige," fügte das junge Mädchen hinzu, indem sie zum dritten Mal so seltsam lächelte und ebenfalls dem langen Schreiber eine Karte einhändigte.

„Die Herren Gebrüder Breiberg kennen mich," fuhr der ehrwürdige Greis fort, und wenn Sie sich vielleicht von ihnen eins der neueren Bilder, „der Harfner und Mignon," zeigen lassen wollen, so werden Sie bald einsehen, was ein guter Rath und eine talentvolle Haltung dabei zu leisten vermag."

Damit gingen die Beiden auf die Straße, und der lange Schreiber, wahrhaft gerührt von dem herzlichen Entgegenkommen dieser guten, lieben Menschen, las, bevor er die Treppen hinauf stieg, die beiden Karten, ehe er sie sorgfältig in seine Brusttasche verwahrte. Auf der einen stand die Adresse: „Andreas Hubelich, Krähengasse Nummer Zwei, vier Treppen;" auf der anderen: „Kathinka Schneller, Entenpforte Nummer Vier, Parterre."

Auch diese Begegnung hatte nicht dazu beigetragen, das Gemüth des Herrn Larioz zur kalten und trockenen Wirklichkeit zurückzuführen; er fühlte sein Herz sanft erwärmt von den Zeichen einer vergangenen schöneren und poetischeren Zeit, die er so sehr liebte und die hier in der Burggasse auf Schritt und Tritt seiner ohnehin schon aufgeregten Phantasie entgegen traten. Deßhalb fand er auch die wackelige Treppe nicht uninteressant, auf welcher er nun, mit den Händen um sich tappend, emporkletterte; ja, romantisch erschien ihm auf der zweiten Etage eine kleine Lichtöffnung, die einen spärlichen Strahl der zweifelhaften Helle des trüben Novembertages in das Haus sandte und hier in düsteren Winkeln allerlei seltsame Geräthschaften undeutlich zeigte. Da standen Kisten und Fässer auf einander gethürmt, was an sich

nicht außerordentlich geweſen wäre; aber auf denſelben bemerkte Herr Larioz einen alten Ritterhelm mit zerzausten Straußenfedern, der auf ein paar rothen Hoſen ſtand, welche formlos, melancholiſch, ja, unheimlich herabhingen; auch befanden ſich auf dem Boden daneben eine Anzahl Flaſchen, welche in ihrer Leere einem denkenden Kopfe ſchon zu thun geben konnten. Was mochten die Geiſter des Weines gewirkt haben, die in froher Stunde entfeſſelt daraus gefloſſen! Es war dem Schreiber ordentlich zu Muthe, als höre er Gläſer klingen und den luſtigen Refrain irgend eines bekannten Trinkliedes.

Die zweifelhafte Helle der zweiten Treppe verſchwand auf der dritten wieder gänzlich, und es war gut, daß Herr Larioz einen kalten, glatten Strick ergriff, der ſtatt des Geländers diente und mit deſſen Hülfe er in die dritte Etage gelangte, wo ſich das Atelier der Gebrüder Breiberg befinden ſollte. Glücklicherweiſe war hier eine der Thüren nicht feſt verſchloſſen, und helleres Tageslicht hinter derſelben zeichnete auf dem dunkeln Vorplatz einen ſcharfen Lichtſtreifen, der ſtark genug war, um, auf die Thür reflektirend, dort das Wort „Atelier", mit großen Buchſtaben geſchrieben, erkennen zu laſſen.

Herr Larioz als höflicher Mann nahm vor der Thür ſeinen Hut ab, ſtrich ſein Haar zurecht, dann klopfte er leiſe an. Als ſich drinnen nichts regte, klopfte er zum zweiten und, da er immer noch kein „Herein!" vernahm, zum dritten Male. Künſtler haben ihre Launen, dachte er bei ſich, und dabei fiel es ihm ein, daß auch Herr Plager zuweilen auf Anklopfen keine Antwort gab, indem er bei ſich den richtigen Grundſatz aufſtellte: „Jemand, der etwas Wichtiges hat, wird ſich nicht abweiſen laſſen, ſondern nach dreimaligem Anklopfen die Thür ohne Weiteres öffnen." Gerade ſo machte es auch der Schreiber; doch wäre er faſt erſchrocken, als eine Glocke über der Thür mit gellendem Tone ein lautes Geklingel verurſachte; da aber weiter nichts erfolgte, ſo trat er mit einem ſchüchternen Schritt ins Zimmer.

Es war dies allerdings ein Atelier und obendrein ein ziemlich elegantes Maler-Atelier; an den Wänden und auf Staffeleien sah man fertige und unfertige Bilder; im Hintergrunde des Zimmers befand sich ein breiter Divan, auf dem ebenfalls Gegenstände lagen, wie wir sie früher erwähnt: ein Dolch, ein paar Degenklingen, ein Stück farbigen Zeuges, ein Blumenbouquet und dergleichen Dinge mehr. Es befand sich Niemand in dem Atelier, doch bemerkte Herr Larioz auf den ersten Blick, daß dasselbe durch eine spanische Wand in zwei Abtheilungen geschieden war. — Sollte sich vielleicht in der hinteren einer der Herren Breiberge befinden? Der Schreiber ging, mit den Füßen scharrend, vorwärts, räusperte sich auch laut und vernehmlich, doch ließ sich keine Stimme hören. Nur war es dem Eintretenden, als er sich dem Eingang der spanischen Wand näherte, als vernähme er hinter derselben das Rauschen von seidenen Gewändern; es ist das ein Geräusch, das in gewissen Lagen des Lebens schon manchen sehr beherzten Mann stutzen gemacht hat.

Auch Herr Larioz lauschte mit angehaltenem Athem; es konnte möglicherweise eine Täuschung sein. Und so schien es auch, denn er vernahm nichts mehr. War die ganze seltsame Umgebung, alles, was er schon in der Burggasse gesehen und gehört, daran schuld, daß ihm so eigenthümlich, fast beklommen zu Muthe war — genug, sein Herz klopfte schneller als gewöhnlich, er sah sich gezwungen, einen tiefen Athemzug zu thun, und blickte schüchtern um sich, als erwarte er, jeden Augenblick hinter einem der Fenstervorhänge oder sonstigen Draperieen etwas Erschreckendes hervortreten zu sehen. — Aber Alles blieb still; nur als er wieder einen Schritt vorwärts that, war es ihm abermals zu Muthe, als vernähme er wieder das Rauschen oder Krachen eines schweren seidenen Stoffes. Abermals beschlich ihn ein eigenthümliches Gefühl, doch schämte er sich dieser Bewegung und sprach, wie um sich selber Muth zu machen:

„Bei San Jago, gehe ich doch hier nicht auf verbotenen Wegen! Habe ich nicht drei Mal angeklopft? Hat die Klingel nicht einen ge-

hörigen Spektakel gemacht? — Warum, wenn dort Jemand hinter der ſpaniſchen Wand iſt, ruft er mir nicht zu und läßt ein „Wer iſt da?“ erſchallen? — Vorwärts, ſehen wir, ob wir Jemand finden!“

Ehe Herr Larioz wirklich vorwärts ſchritt, ſprach er noch mit vernehmlicher Stimme: „Ich ſuche Herrn Breiberg; iſt Herr Breiberg nicht vorhanden?“

Keine Antwort als ein leichter Wiederhall an den Wänden des weiten Gemachs.

Mit einem einzigen Schritte erreichte nun Don Larioz die Tapetenwand und blickte in die hintere Abtheilung; doch wie ward ihm zu Muthe, als er nun mit einem Male die Erklärung zum Rauſchen der ſeidenen Gewänder fand, das er vernommen zu haben glaubte! Wie ſtand ſein Fuß angewurzelt, als er an der Rückwand des Zimmers wieder einen Divan bemerkte und auf demſelben ein Mädchen, wie er weder in Bildern, noch in Träumen je eines erſchaut, wie er es ſich in ſeinen kühnſten Phantaſieen nicht gedacht.

Begreiflicherweiſe erlaubte ihm ſein Zartgefühl nur einen einzigen Blick auf das reizende Weſen, aber dieſer eine Blick war genug, um ſein Herz in eine nie gekannte Bewegung zu verſetzen. O, das ging kaum mit rechten Dingen zu! Ein ſo wunderbares Geſchöpf unter den Töchtern hieſiger Stadt in der Burggaſſe! Ihm ſchwindelte faſt und begreiflicherweiſe, denn er bemühte ſich mit allen Kräften, das Bild, welches er eine Sekunde lang erſchaut hatte, nun in ſeinen Gedanken feſtzuhalten.

Ja, es war ein ſehr junges Mädchen in ſpaniſcher Tracht, die dort auf dem Sopha ruhte, und die den Eintretenden mit einem ſeltſam lächelnden Blicke anſchaute. Ah, die Gluth dieſes Blickes war unvergeßlich, aus großen, ſchwarzen glänzenden Augen, deren Feuer glücklicher Weiſe etwas gemildert war durch die herabfallenden langen ſeidenen Wimpern! — „Andaluſiſche Augen! ojos adormitos!“ ſeufzte Herr Larioz in ſich hinein — aus jenen ſchläfrigen ſüdlichen Augen, die ihren Strahl bis zum rechten Momente verbergen, wie

ſich die gefährliche Schlange unter Roſen verkriecht. — Und dazu nun das Haar, blauſchwarz und von einer erſchreckenden Fülle, in dicken Flechten um den Kopf gelegt und mit farbigen Bändern und Roſen zuſammengehalten!

War es eine Spanierin, die er geſehen? Der Teint war zu weiß und brillant, das Roth der Wangen zu blühend, wogegen wieder die glänzenden Zähne, die man zwiſchen den leicht geöffneten Lippen hervorbrechen ſah, für die Landsmännin ſprachen. — Auch die Lage auf dem Divan war ſo ſüdlich verführeriſch; konnte man doch glauben, ſie ſei nach einem ſtürmiſchen Fandango ſüß ermattet dorthin geſunken. Den rechten Arm hatte ſie unter den Kopf gelegt, in der linken feinen ſchneeweißen Hand, die über den Divan herabhing, hielt ſie eine Tambourin. — Ja, ſie mußte, vom Tanz ermüdet, dort ausruhen. — Glaubte doch Herr Larioz geſehen zu haben, wie ſie ſo heftig athmete, daß ihre volle Bruſt die Schnüre ihres andaluſiſchen Mieders geſprengt hatte; — geſprengt waren die Schnüre, deſſen erinnerte er ſich ſpäter nur zu deutlich. Vielleicht war ſie auch vom Schlafe erwacht und hatte ſich geſcheut, einen Ruf laut werden zu laſſen. Lag ſie doch da, als habe ſie geſchlafen, als ſei ſie überraſcht worden und habe nicht mehr Zeit gefunden, den einen weißſeidenen Strumpf, der bis zum Kniee hinauf ſichtbar war, mit ihrem blauſeidenen Röckchen zu verdecken.

„Ah, Gebrüder Breiberg!“ ſeufzte der Schreiber, „da bin ich in eine ſüße, aber gefährliche Umgebung gerathen.“

Doch hatte er keine Zeit, dieſem Gedanken nachzuhängen, denn eine rauhe Stimme hinter ihm unterbrach plötzlich und nicht auf die angenehmſte Art ſeine Träumereien.

„Wer iſt da?“ fragte die Stimme. „Was wollen Sie hier?“

Und als ſich der alſo Angeredete umwandte, erblickte er einen unterſetzten Mann mit einem gewöhnlichen, etwas plumpen Geſichte an der Thür ſtehen, der ihn forſchend und finſter betrachtete.

Seufzend wandte ſich der Schreiber von der Tapetenwand hin-

weg, trat dem Anderen entgegen und ſagte ſo höflich wie möglich: „Ich habe wohl das Vergnügen, den Herrn Breiberg vor mir zu ſehen?“

„So iſt es,“ entgegnete der Mann mit der rauhen Stimme und dem unangenehmen plumpen Geſichte, wobei er die Augenbrauen finſter zuſammenzog und den Fremden von oben bis unten betrachtete. „Jean Baptiſt Breiberg. Und womit kann ich dem Herrn dienen, dem Herrn, der da im Atelier herumſchnüffelt, obgleich er ſieht, daß Niemand für ihn darin iſt — he?“

Zu jeder anderen Stunde würde der lange Schreiber eine ſolche Anrede ganz in derſelben Weiſe beantwortet haben; doch fühlte er ſich heute wunderbar weich geſtimmt, und er wußte ſelbſt nicht genau, warum er ſo plötzlich ein Intereſſe an dem Herrn Jean Baptiſt Breiberg nahm; aber er nahm ein Intereſſe an ihm, und wahrſcheinlich war es die Erinnerung an das ſchöne Mädchen, das doch gewiß in irgend einem Zuſammenhange mit dem Maler ſtand, weßhalb er ihn aufmerkſam betrachtete.

Wie ſchon geſagt, Herr Jean Baptiſt Breiberg war eine unterſetzte, keineswegs angenehme Perſönlichkeit, er hatte ein finſteres Geſicht, dicke, buſchige Augenbrauen, unter denen ſcharfe, boshafte Augen hervorleuchteten. Sein Anzug beſtand aus weiten grauen Leinwandhoſen, einer etwas dunkleren Schooßjacke von wollenem Zeug, in deren Taſchen er ſeine Hände hartnäckig verborgen hielt. Auf dem Kopfe trug er ſeltſamerweiſe eine hohe ſpitze Papiermütze, mit Figuren bemalt, welche ungefähr ſo ausſahen, wie die an der Kopfbedeckung der armen, unſchuldigen Hexenmeiſter, welche man vordem zum Scheiterhaufen führte.

Obgleich ſich alſo Herr Larioz weich geſtimmt fühlte, ſo war doch ein einziges Wort in der Anrede des Herrn Breiberg, welches ihm der lange Schreiber unmöglich ſchenken konnte, das war das ihm über alle Maßen verhaßte Wort: „Schnüffeln“. Deßhalb ſagte er in ruhigem, obgleich ſehr beſtimmtem Tone: „Daß ich in Ihr Atelier getreten bin, iſt allerdings richtig, doch nicht ohne vorher drei

Mal angeklopft, und darauf ein Geklingel verursacht zu haben, das nothwendig Jemand herbeiführen mußte. Wenn Sie aber von Schnüffeln sprechen, so ist dieses durchaus nicht der Fall; unter Schnüffeln verstehe ich Spioniren, und das brauche ich gewiß nicht zu thun, da ich das Recht habe, hier offen und gerade aufzutreten."

„Schau Einer," sprach der Maler höhnisch lächelnd, „mit welchem Prinzen habe ich die Ehre? Oder sind Sie vielleicht von der geheimen Polizei und im Begriff, einen Verhaftsbefehl für mich aus der Tasche zu ziehen?"

„Ich bin weder das Eine noch das Andere," versetzte Herr Larioz sehr ruhig, „ich bin eine viel geringere Persönlichkeit, nur der Schreiber des Herrn Rechtsconsulenten Plager, der Ihnen etwas in Sachen Erdwinkel contra Breiberg vorzutragen hat."

Das sprach er aus Zartgefühl sehr leise, denn er wollte nicht, daß das junge Mädchen hinter der Tapetenwand von diesen Verhandlungen etwas vernehme.

Doch kannte der Andere nicht diese Rücksichten, er schob seine Hexenmeistermütze vom linken Ohr auf das rechte, patschte alsdann mit der Handfläche auf sein Bein und rief laut, fast lustig: „Kommt diese Misere schon wieder? Erdwinkel contra Breiberg! Wie ist es nur möglich, zwei so verschiedene Namen zusammen zu stellen! Erdwinkel und Breiberg! Was ist mir Erdwinkel? Ein ganz gewöhnlicher, obscurer Kerl, dem wir die Ehre angethan, die nichtswürdige Bagatelle von vierhundert Florin bei ihm zu entlehnen. Ist das der Mühe werth — he? Und was will dieser Mensch weiter? War mein Bruder Clemens nicht auf dem Rathhause und hat die Schuld anerkannt? Kann man für einen solchen Erdwinkel mehr thun? Was will er also noch mehr von uns?"

Der lange Schreiber hätte beinahe über diese Rede gelächelt. Die Beweisführung des Malers kam ihm von Jemand, der auf Exekution steht, in der That fast komisch vor. Doch er nahm sich zusammen und sagte gelassen: „Was Herr Erdwinkel noch mehr will,

iſt ſehr einfach, er will bezahlt ſein, er will ſeine vierhundert Gulden zurück haben.“

Dieſe Forderung ſchien dem Maler ſo extravagant, daß er den Anderen einen Augenblick erſtaunt anſchaute, dann ſchlug er die Hände zuſammen und brach in ein lautes Gelächter aus.

„Bezahlt ſein,“ rief er, „ſeine vierhundert Gulden zurück haben! Iſt das nicht ſpaßig? Ja, es iſt ſpaßig. — Doch nein, es iſt zum Aergern,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, während welcher er äußerſt geſchwind von der Luſtigkeit zum Zorn übergegangen war. „Ja es wäre zum Aergern, wenn ich mich darüber ärgern wollte. Aber was geht mich die Geſchichte an? Das iſt eine Geſchäftsſache, und damit wenden Sie ſich an meinen Bruder Clemens, eine Treppe höher. — Guten Morgen, Herr Schreiber, guten Morgen! Leben Sie wohl.“

Damit rückte er heftig ſeine Papiermütze wieder auf das linke Ohr, legte beide Hände auf den Rücken und verſchwand mit einem kurzen trotzigen Kopfnicken hinter der Tapetenwand, wo Herr Lariez ihn noch ſagen hörte: „Mich mahnen wegen lumpiger vierhundert Florin! Jean Baptiſt Breiberg! Liegt darin ein vernünftiger Sinn — he?“

Es that unſerem zartfühlenden Freunde leid, daß der rohe Maler vor dem ſchönen Mädchen ſo ohne Rückſicht dieſe Angelegenheit beſprach. Ja, es gab ihm einen ſchmerzlichen Stich in das Herz, wenn er bedachte, daß jenes reizende Geſchöpf vielleicht in einer abhängigen Lage zu einem ſo ungebildeten Menſchen ſtehe, der ſich durchaus nicht genirte, etwas vor ihr zu beſprechen, was er ſelbſt als Fremder aus zarter Schonung nicht berührt haben würde. Es war allein dieſer Gedanke, der ihn abhielt, dem Maler zu folgen und ihm über ſein unartiges Betragen einige paſſende Worte zu ſagen; trotzdem aber konnte er ſich nicht enthalten, noch einen Blick rückwärts zu werfen, und er war ſo glücklich, wenigſtens einen Theil ihrer Geſtalt in dem über dem Divan hängenden Spiegel zu erblicken. Dann verließ er achſelzuckend das Zimmer, um ſich die Treppe in den vierten Stock hinauf und zu Herrn Clemens Breiberg zu begeben.

Digitized by Google

Ob dieſer Herr ſich vor der Thür befand, als der Schreiber mit dem Andern ſprach, und ſo dem Geſpräche zugelauſcht hatte, war nicht mit Gewißheit zu ſagen; ſo viel aber war ſicher, daß er ſchon in der Mitte der hinaufführenden Treppe ſtand und den langen Schreiber mit einem freundlichen Gruße empfing.

„Sie waren bei meinem Bruder?“ ſagte er mit außerordentlich weicher und ſanfter Stimme. „Ich habe Sie von Weitem ſprechen hören. Wenn Sie ein Anliegen haben, das die beiden Künſtler Breiberg betrifft, ſo wäre das freilich im Atelier abzumachen; iſt es aber ſonſt eine Geſchäftsſache, ſo muß ich Sie freundlichſt erſuchen, ſich zu mir herauf bemühen zu wollen.“

Obgleich der Rechtsconſulent ihn darauf vorbereitet, war Herr Larioz doch erſtaunt, zwei Brüder von ſo gänzlich verſchiedenem Weſen zu finden. Jean Baptiſt ſo grob als möglich, Herr Clemens Breiberg dagegen ſo außerordentlich höflich, daß er den Kommenden nicht erwartete, ſondern eilfertig die enge Stiege herabſprang und darauf den Fremden nöthigte, voraus in den vierten Stock zu ſteigen.

Nach einigen gegenſeitigen Complimenten gelangten Beide in die Wohnung der Gebrüder Breiberg, die ziemlich beſcheiden möblirt war. Herr Clemens bot ſeinem Gaſt einen Stuhl und drückte ihn faſt mit Gewalt auf denſelben nieder, als der Schreiber ſeine Abſicht ausſprach, lieber ſtehen zu bleiben. „Nein, nein,“ ſprach der Maler. „Da Sie alſo, wie ich ſicher vermuthe, eine Geſchäftsſache haben, ſo iſt es beſſer, ſich dazu zu ſetzen; auch ich ziehe ſolches vor, man ſpricht da angenehmer und traulicher, mein lieber Herr — gewiß um Vieles traulicher.“

Dabei hatte er mit vieler Behendigkeit einen andern Seſſel vis à-vis von Herrn Larioz niedergeſtellt und ſich darauf geſetzt; dann legte er beide Hände auf die Kniee und ſah nun ſeinem Gaſte mit etwas ſeitwärts geneigtem Kopfe von unten herauf freundlich lächelnd in die Augen. „Alſo ein Geſchäft?“ meinte er nach einer Pauſe, während welcher Herr Larioz die Papiere aus der Taſche hervorgezogen; „nun

Digitized by Google

das iſt mir recht lieb, da wollen wir denn erwarten, was wir zuſammen abzumachen haben. Darf ich Sie indeſſen um Ihren werthen Namen bitten?"

„Ich bin nur Mittelsperſon," entgegnete trocken der Schreiber, der bei dem ſüßen Bruder Clemens ſeine vollkommene Ruhe und Sicherheit wieder erlangt hatte. „Mein Name thut alſo nichts zur Sache. Ich komme im Auftrage des Rechtsconſulenten Plager; es handelt ſich um eine kleine Schuld von vierhundert Gulden, Erdwinkel gegen die Herren Gebrüder Breiberg."

Herr Larioz hatte bei dieſen Worten den betreffenden Bogen langſam entfaltet und überreichte ihn dem ſanften Herrn Breiberg, der ſich nicht im Mindeſten darüber alterirte oder ereiferte wie ſein Bruder, ſondern kopfnickend ſagte: „Ja, ja, — ach ja, es iſt die Geſchichte. Schau, das hat Herr Plager in Händen? darüber bin ich erfreut, denn Herr Plager iſt als ein Mann bekannt, welcher der Zeit und den Verhältniſſen Rechnung zu tragen pflegt. Und das iſt unbedingt nothwendig. Sehen Sie, mein lieber Herr — aber ich möchte in der That gar zu gern Ihren Namen wiſſen, es ſpricht ſich angenehmer und beſſer, wenn man ſagen kann: Herr ſo und ſo. Alſo, wenn ich bitten darf?" — Er begleitete dieſe Bitte mit einem wahrhaft hinreißenden Lächeln.

„Nun denn, wenn Ihnen etwas daran gelegen iſt," verſetzte der Schreiber mit einem ſteifen Kopfnicken, „mein Name iſt Larioz."

„Ei, Larioz," erwiderte der Andere mit einem etwas affektirten Erſtaunen, „da kann Ihre Familie unmöglich hier aus dem Lande ſein. Das iſt ein eigenthümlich fremder, prächtiger und ſchön klingender Name. Nun, warten Sie einmal, — Larioz, wo kann das her ſein?"

Während er ſo ſprach, hatte er ſeine rechte Hand ausgeſtreckt, ſo daß ſeine Fingerſpitzen ſein Gegenüber berührten, dem er damit ſanft auf die Bruſt tippte.

„Allerdings," ſagte der Schreiber, „klingt mein Name etwas

ſonderlich, meine Familie ſtammt aus Spanien, und ich bin ſelbſt dort geboren."

„Ein Spanier!" rief Herr Clemens mit dem ſehr gut gemachten Ausdruck der höchſten Ueberraſchung. „Wirklich ein Spanier! — Ja, wo hatte ich meine Augen? In der That, wenn man Sie näher betrachtet, ſo findet man gleich den caſtilianiſchen Geſichtsſchnitt, die hohe Stirn, das lange ſchmale Geſicht, die Augen mit dem gewiſſen Ausdruck und der Bart — ja, der Bart — ganz Hidalgo. Das müſſen wir ſchnell Jean Baptiſt ſagen." Dabei ſprang er von ſeinem Stuhle auf und ſetzte hinzu: „Jean Baptiſt wird unſinnig vor Freude, Sie zu ſehen."

„Hatte bereits das Glück, Ihren Herrn Bruder zu ſprechen," bemerkte der Schreiber ſehr ruhig, „ohne von der großen Freude etwas zu bemerken, die ihm mein Anblick einflößen ſoll. Im Gegentheil —"

„O, ich kann mir das denken," entgegnete raſch Herr Clemens Breiberg, indem er beide Hände ſeines Gaſtes ergriff und ſie derb ſchüttelte. „Er iſt zuweilen etwas wunderlich, ein heftiger Charakter, aber ein gutes Gemüth, gut bis zum Exceß. Wenn ich Sie ihm als Spanier vorſtelle, ſo verſichere ich Ihnen, er wird unſinnig vor Freude. Als Menſch und als Maler liebt er die Spanier, und wenn er etwas Spaniſches malt, ſo iſt er völlig überglücklich. Ja, wir müſſen zu ihm hinunter, und er muß Ihnen ſein neues ſpaniſches Bild zeigen."

„Er malt an einem ſpaniſchen Bilde?" fragte aufmerkſam Herr Larioz, der in dieſem Augenblicke an das ſchöne Mädchen dachte, das einen ſo gewaltigen Eindruck auf ſein Herz gemacht.

Der Andere ſpitzte den Mund und machte ein paar Augen, als genöſſe er etwas außerordentlich Köſtliches. Dann ſagte er: „Das will ich meinen, ein ſuperbes Bild! Mittagsruhe in einer ſpaniſchen Venta, ein Majo und eine Maja. Sie iſt vom Tanze ermüdet dahingeſunken, während er vor ihr ſteht, ſie liebevoll betrachtend. Das Bild muß Epoche machen."

„Ja, das muß ſehr ſchön ſein," meinte der Schreiber nachſinnend,

indem er an die entzückende Lage des prachtvollen Geſchöpfes da unten dachte.

„Mein Bruder zeigt ſeine unfertigen Bilder nicht gern," fuhr der Maler mit großer Wichtigkeit fort, „iſt überhaupt ein bischen barſch und abſtoßend; aber wenn ich Sie als Spanier einführe, da ſollen Sie ſehen, wie der Mann Sie freundlich empfängt — kommen Sie nur, kommen Sie nur, verehrter Herr Larioz!"

Damit hatte Herr Clemens ſchon die Thür geöffnet und ließ den Schreiber nicht mehr zu Worte kommen, der den offenen Bogen, die Sache Erdwinkel contra Breiberg betreffend, noch immer in der Hand hielt und gern darüber einiges Weitere geſprochen hätte. So mußte er aber folgen, denn der Maler befand ſich bereits auf der Treppe, ja, er ſprang dieſe ſo eilfertig hinab, daß Larioz ſchon die Klingel des Ateliers hörte, ehe er ſelbſt noch auf der Mitte der dunklen Stufenreihe angekommen war.

Obgleich Larioz ſich gewiſſermaßen ſcheute, den bärbeißigen Jean Baptiſt wieder zu ſprechen, ſo zog es ihn doch mächtig nach der geöffneten Thür, in der ſtillen Hoffnung, ſie vielleicht nicht nur wiederſehen zu dürfen, ſondern ihr ſogar vorgeſtellt zu werden und, falls ſie eine Spanierin war, ein paar Worte in der ſüßen Sprache der Heimat mit ihr wechſeln zu dürfen.

Herr Clemens war unterdeſſen hinter die Tapetenwand geeilt, hatte ſeinem Bruder etwas von dem wirklichen Spanier geſagt, und dieſer ſchien ſich in der That darüber zu freuen, denn er kam dem jetzt Eintretenden nun ganz anders entgegen als vorhin. Wenn auch ſeine Stirn unter der ſeltſamen Papiermütze mit den bunten Figuren immer noch Falten hatte, und wenn ſeine Augen auch immer noch finſter blickten, ſo zeigte ſich doch um die Mundwinkel etwas, das wie ein Lächeln ausſah; auch reichte er dem Schreiber die Hand und brummte einige Worte von großem Vergnügen, das er empfinde, einen wirklichen Spanier von ſo ausgezeichnetem Aeußerem bei ſich zu ſehen.

Clemens, der näher getreten war, ſetzte hinzu: „Das iſt ſeine

wahre Stimmung, ich versichere Ihnen, er ist ganz außer sich vor Freude, wenn er etwas von Spanien sieht, er liebt dieses Land über alle Beschreibung."

„Ja, ich liebe es recht sehr," fügte Jean Baptist bei, wobei er einen Blick nach der Oeffnung der Tapetenwand warf, einen Blick, der Herrn Larioz fast erbeben machte, denn er brachte ihn natürlicher Weise mit dem jungen schönen Mädchen in Verbindung.

„Unser junger Freund hier," sagte Clemens Breiberg händereibend, „ist für uns gütig gesinnt, davon bin ich fest überzeugt, und deßhalb, lieber Bruder Jean Baptist, könntest du wohl so freundlich sein, uns dein neues spanisches Bild, den Majo und die Maja, zu zeigen. Dürfen wir?" setzte er mit einer Handbewegung nach der Tapetenwand und einem Schritt vorwärts hinzu.

„Dort eintreten?" fragte beinahe finster der andere Herr Breiberg. „Du weißt, wie ungern ich es sehe, wenn man uns Künstlern hinter die Coulissen schaut."

Das sagte er mit einem sauren Lächeln, wobei Herr Larioz vollkommen die Aversion des Malers begriff, jemand Fremdes hinter die Coulissen schauen zu lassen.

„Aber Herr Larioz," sagte Clemens, da Jean Baptist ihn fragend ansah, „aber Herr Larioz soll doch das Bild sehen, wenn er es wünscht."

„Ich würde mich glücklich schätzen," entgegnete der lange Schreiber, obgleich er sich glücklich geschätzt hätte, hinter die Coulissen treten zu dürfen.

Herr Jean Baptist hatte mit seinem steifen, finsteren Wesen einen Stuhl in die Mitte des Zimmers gerückt und qualmte dabei entsetzlich; er hatte nämlich eine kurze irdene Pfeife, deren Kopf einen Affen vorstellte, im Munde; alsdann ersuchte er Herrn Larioz, Platz zu nehmen, und ging dann mit seinem Bruder hinter den Verschlag, um das Bild zu holen.

Der Schreiber lauschte aufmerksam, ob er von ihr nichts höre,

doch nur einmal war es ihm, als vernehme er das Rauſchen des ſeidenen Kleides und ein ganz leiſes Flüſtern, und ſchon kamen die beiden Maler zurück mit einer Staffelei, auf welcher ſich das erwähnte Bild befand, das ſie nun vor Herr Larioz hinſtellten.

Es war ſo, wie Herr Clemens geſagt. Unter einer Veranda lag eine junge Spanierin genau in der Stellung, in welcher Herr Larioz vorhin das reizende Mädchen geſehen. O, es war eine entzückend ſchöne Lage! und dazu das Geſicht der Spanierin, ja, er erkannte es augenblicklich wieder, wenn die Züge auch in einzelnen Theilen hier und da verändert waren; es waren dieſelben wunderbaren ſchläfrigen Augen, der friſche lächelnde Mund und die blitzenden Zähne. Ach, ſie war reizend, über alle Beſchreibung reizend! Den Majo betrachtete er mit Parteilichkeit für das junge Mädchen und fand ihn weniger gelungen.

„Das iſt allerdings ein herrliches Bild," ſagte Herr Larioz, indem ſeine Blicke immer wieder auf der ſchönen Geſtalt des jungen Mädchens ruhen blieben. „Ein entzückendes Bild! Glücklich der, welcher es ſein nennen kann!"

Wir wollen hierbei dem verehrten Leſer geſtehen, daß der künſtleriſche Geſchmack des Herrn Larioz noch nicht ſehr ausgebildet war, denn ſonſt hätte er unbedingt einſehen müſſen, daß er ein ziemlich gewöhnliches Machwerk vor ſich habe, deſſen Figuren ſich durch ſehr gewagte Stellungen, die Zeichnung aber durch Unrichtigkeit bemerkbar machte, ſowie, daß das Colorit ein Zuſammentrag war von harten, ſchreienden Farben aller Art: Roth, Gelb, Grün, Blau, wie ſie nur an dem Coſtume des Majo und der Maja anzubringen waren. Das alles aber bemerkte Herr Larioz nicht, denn ihm ſchwebte nur das Bild der ſchönen Spanierin vor, die er drinnen auf dem Divan ruhen geſehen und die er hier ſo gut wie möglich übertragen fand. Was aber dem Bilde fehlte, das erſetzte er bei der Maja durch ſeine Phantaſie, woher es denn auch kam, daß ſelbſt er den Majo, den er nicht con amore anſah, für weniger gelungen hielt.

Digitized by Google

Der lange Schreiber ſchmeichelte alſo der Eitelkeit des Malers, indem er mit dem Tone der Wahrheit von dem Bilde als von einem großen Kunſtwerke ſprach.

Herr Jean Baptiſt ſtand daneben mit geſpreizten Beinen, rückte zuweilen ſeine Mütze von einem Ohr aufs andere, blies auch mehrmals die Backen auf und ſagte in nachläßigem Tone: „Ja, ja, das Bild iſt gelungen, es wird ſeinen Liebhaber finden.“

„Ja, einen reichen Liebhaber,“ ſeufzte der lange Schreiber in ſich hinein, und wenn er dabei bedachte, wie es für ihn ſo ganz unmöglich ſei, dieſes koſtbare Bild zu erſtehen, ſo überſchlich ihn ein Gefühl des Unbehagens, ja, des Neides. Doch währte das nur einen Augenblick, denn er ſchämte ſich dieſes Gefühles und verjagte es gewaltſam aus ſeinem Herzen.

„Und das Ganze iſt Phantaſie?“ fragte er nach einer Pauſe nicht ohne Abſicht; „ich wollte nämlich fragen,“ ſetzte er hinzu, „ob Ihnen keine Perſon bei dem Entwerfen des Bildes vorgeſchwebt, ob Sie namentlich den Kopf der Maja ganz aus ſich ſelbſt geſchaffen?“

„Das iſt nicht gut möglich, mein lieber Herr Larioz,“ antwortete der ſanfte Clemens für den Bruder. „Um den Charakter der Wahrheit in die Köpfe eines Bildes zu bringen, iſt es nothwendig, daß man in das Leben hineingreift. Der Kopf des Majo iſt der eines jungen Malers unſerer Bekanntſchaft, zum Geſichte der Maja hat Jean Baptiſt eine Dame gefunden, die ſo freundlich iſt, ihm zuweilen auszuhelfen.“

„Das muß eine Spanierin ſein,“ ſagte der Schreiber in beſtimmtem Tone.

„Meinſt du, daß es eine Spanierin iſt?“ fragte Clemens ſeinen Bruder, indem ein kaum bemerkbares Lächeln um ſeine Lippen ſpielte.

„Das kann ich nicht ſagen,“ entgegnete dieſer, und dabei wiegte er ſeinen Oberkörper hin und her. „Ich halte ſie eher für eine Franzöſin als für eine Spanierin; jedenfalls iſt ſie hier geboren und ſpricht, ſo viel ich weiß, kein Wort Spaniſch.“

Digitized by Google

Das ſprach Herr Breiberg ſo laut, daß der Schreiber ordentlich ſchüchtern nach der Oeffnung der Tapetenwand blickte; denn er meinte, es müſſe doch für ein zartfühlendes Weſen nicht angenehm ſein, ſo über ſich verhandeln zu hören; auch wollte er dieſes Thema nicht weiter berühren; doch ſagte Jean Baptiſt: „Allerdings hat der Kopf etwas Spaniſches, doch glaube ich, das liegt hauptſächlich an der andaluſiſchen Tracht."

„Da kannſt du Recht haben," meinte Clemens, „denn dort ſchauen Sie," — hierbei tippte er Herrn Larioz auf die Achſeln und zeigte auf eine kleine Skizze an der Wand — „dort iſt derſelbe Kopf wieder und ſieht unter dem Epheukranz, ſowie bei dem Stückchen weißen Gewandes um die Schultern ganz anders aus, etwa wie eine heidniſche Prieſterin."

Der lange Schreiber hatte ſich augenblicklich von ſeinem Stuhl erhoben und war vor das kleine, ihm bezeichnete Bild hingetreten. Ja, das war wieder derſelbe Kopf, wenigſtens die Grundzüge waren dieſelben, die gleichen ſüßen Augen, der wunderbare Mund, das lange prachtvolle Oval mit der hohen, geiſtreichen Stirn. Lange betrachtete er es ſchweigend, ja, wir möchten ſagen: ſtill bewegt, und er hätte es lieber nicht ſo lange betrachten ſollen, denn der Blick der halb geöffneten, träumeriſchen und doch wieder ſo glänzenden Augen drang ihm auf eine wunderbare und nie empfundene Art ins Herz. Er holte mühſam Athem, und als er von dem Bildchen endlich wieder zurücktrat, konnte er doch die Augen nicht davon abwenden, ja, konnte nicht unterlaſſen, zu ſagen: „Das iſt ein kleiner Schatz, dieſer Kopf, ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, wenn ich ihn mein nennen dürfte."

Während er ſo entzückt die Skizze betrachtete, hatte Clemens mit ſeinem Bruder leiſe geſprochen, eigentlich mehr durch Pantomimen, als durch Worte, und als Jean Baptiſt endlich mit dem Kopfe nickte, trat der andere hinter den Schreiber, berührte deſſen Arm mit der Hand und ſprach: „Lieber Herr Larioz, Sie ſind ein feiner Kunſtkenner. Daß Ihnen unter den vielen — ich kann das ohne Eigenlob

ſagen, wirklich guten Bildern — gerade dieſes auffällt, beweist mir, daß Sie ſchon viel Gutes geſehen und verſtanden haben. Ein ebenſo kenntnißreicher Liebhaber, wie Sie, ſteht ſchon ſeit einiger Zeit darüber im Handel mit Jean Baptiſt, doch konnten ſie bis jetzt nicht einig werden."

„So, wollen Sie es verkaufen?" fragte der Schreiber faſt erſchrocken, und dabei näherte er ſich abermals der Wand, ja, er berührte mit ſeinen Fingern den Rahmen, als wolle er verhüten, daß Jemand anders das Bildchen wegnehme. „So wollen Sie es in der That verkaufen? Ach! Sie werden einen großen Preis dafür nehmen." Das ſagte er in einem ſchmerzlichen Tone.

„Nicht ſo groß," verſetzte Clemens, „gewiß nicht im Mißverhältniß zu der vortrefflichen Arbeit. Jean Baptiſt verlangt acht Louisd'or, eigentlich eine wahre Lumperei — und du wirſt ſehen, Bruder," fuhr er fort, „er läßt es auch heute noch holen."

„Acht Louisd'or," ſagte Herr Larioz, und wenn er auch dachte, wie Herr Clemens Breiberg, daß dieſe Summe für die vortreffliche Arbeit und den ſchönen Kopf allerdings ſehr gering ſei, ſo überlegte er doch anderntheils, daß ſeine ſämmtlichen Gelder, die er ſich für einen Fall der Noth erſpart und zurückgelegt hatte, nicht viel mehr betrügen. — Wie man ſich in kurzer Zeit ändern kann! Geſtern noch hätte Herr Larioz mitleidig gelächelt, wenn ihm Jemand den Vorſchlag gemacht hätte, er ſolle acht Louisd'or ſeines ſauer erworbenen Geldes für das Portrait einer unbekannten Perſon hergeben; heute aber, wo ihm dieſe Perſon — das dachte er ſeufzend — nicht mehr unbekannt war, ſchien es ihm ein vortheilhafter Tauſch zu ſein, mit acht Stücken todten Metalles dieſe ſeelen- und gluthvollen Augen einhandeln und ſich dann täglich in ſie verſenken zu können.

„Und würden Sie das Bildchen," fragte er nach einer Pauſe „einem anderen Liebhaber um denſelben Preis erlaſſen?"

„Meinſt du, daß das angeht?" fragte Jean Baptiſt ſeinen Bruder in mürriſchem Tone. „Du haſt es doch ſo gut wie verkauft."

Digitized by Google

„Verkauft gerade nicht," entgegnete Clemens, indem er ſich die Hände rieb, „ich habe ihm den Preis genannt, da er ſich aber bedenken wollte, ſo können auch wir thun, was uns gefällt. Ueberdies," ſetzte er in lebhaftem, herzlichem Tone hinzu, „möchte ich deine Arbeit, lieber Bruder, in keinen anderen Händen wiſſen, als in denen des Herrn Larioz, der wirklich einen ausgebildeten Kunſtſinn hat und der, was er beſitzt, zu ſchätzen verſteht. Alſo thue mir die Liebe, mache kein finſteres Geſicht und ſage Ja."

Herr Jean Baptiſt Breiberg machte in der That ein finſteres Geſicht, er hatte die Papiermütze mit den Teufelsfiguren über die Stirn herab faſt bis auf die Augenbranen geſchoben und kratzte ſich verdrießlich am Hinterkopfe.

„Sehen Sie," ſagte Clemens lachend zu dem Schreiber, „ſo iſt er nun einmal. Ich habe meine Noth und Laſt, jede fertige Arbeit von ihm dem Beſteller einzuhändigen; ich muß ſie ihm ordentlich aus den Zähnen reißen. Nun — alſo biſt du einverſtanden?"

„Nun, meinetwegen denn, weil ich dir damit einen Gefallen thue — und auch dem Herrn Larioz," ſetzte er freundlicher hinzu und nahm das Bild von der Wand. „Nehmen Sie alſo in Gottes Namen die Skizze."

So ſah ſich alſo unſer langer Freund im Beſitze eines Bildes, und als durch das Wort Jean Baptiſt's die Sache entſchieden war, fühlte er ſich glücklich darüber. Auf ſeine Bemerkung, das Bild morgen abholen zu wollen, um gleich dafür Zahlung zu leiſten, äußerte ſich Herr Clemens Breiberg faſt entrüſtet, er nahm die Skizze von der Wand, wickelte ſie in ein Papier und verſicherte, die Zahlung könne geleiſtet werden, ſobald es in dem Belieben des Herrn Larioz ſtehe; wolle derſelbe zufolge des Geſchäftsganges des Hauſes eine kleine Quittung des Empfanges ausſtellen, ſo werde man dies dankbar annehmen.

Natürlicher Weiſe war Herr Larioz hierzu bereit, die Quittung oder vielmehr ein kleiner, artiger Schuldſchein von Jean Baptiſt ge-

ſchrieben, vom Käufer unterſchrieben, und nach einigen freundſchaftlichen Händedrücken, woran beide Brüder Theil nahmen, empfahl ſich Herr Larioz, nicht ohne noch einen Blick nach der Oeffnung der Tapetenwand gethan zu haben, und nicht ohne die ſehr laut von ſich gegebene Verſicherung, daß er den heutigen Mittag für einen außerordentlichen glücklichen anſehe und daß er mit einem wahren Schatze beladen dieſes freundliche Haus verlaſſe. Dann ſtieg er die finſteren Treppen hinab und ſpürte, auf der Straße angekommen, im Gefühl ſeines Liebes-Frühlings kaum, daß immer noch eiſiger Regen und winterlicher Schnee ihm entgegen flogen.

Siebenzehntes Kapitel.

Der Bund zum Dolche Rubens.

Als ſich Herr Larioz auf der Straße befand und eben den Weg nach Hauſe einſchlagen wollte, bemerkte er auf dem Zifferblatte des gegenüber liegenden Kirchthurms, daß es bereits halb Zwei und ſomit zu ſpät zu ſeinem Mittagsmahle ſei, welches um dieſe Zeit ſchon dem Tiger zur Beute gefallen war. Als außerordentlich pünktlicher Menſch, der ſich höchſt ſelten auch nur die kleinſte Abſchweifung von der Regel erlaubte, hatte er der alten Magd ein- für allemal befohlen, ſein Mittageſſen bis ein Viertel nach Eins bereit zu halten, wenn er aber um dieſe Zeit nicht da ſein ſollte, anderweitig darüber zu verfügen. Nun war er allerdings wohl ein paar Mal mehrere Minuten nach Eins nach Hauſe gekommen, und da hatte er dann aus den Blicken des Tigers geſehen, daß derſelbe ſchon im Begriffe geweſen, über das, was er als ſein Eigenthum anſah, jetzt herzufallen; in ſolchen Momenten hatte es dann dem Schreiber ſehr leid gethan, den Tiger verſcheuchen zu müſſen, und er hatte ſich nicht halb ſatt gegeſſen, um auch der alten Magd noch etwas zukommen zu laſſen. Heute aber lächelte er wahrhaft vergnügt in ſich hinein, als er nun wiederholt

Digitized by Google

auf das Zifferblatt blickte und ſich daran erinnerte, daß jetzt Gottſchalk und der Tiger vereint am Tiſche ſäßen, und der letztere unter vielen guten Lehren für den jungen Menſchen, in dem ſo unverhofft ihnen zu Theil gewordenen Mittagsmahle ſchwelgten.

Schon war Don Larioz im Begriffe, die Burggaſſe zu verlaſſen, ſich nach der Schreibſtube zu begeben und dort vermittels eines Stückes Brod ſein Diner einigermaßen zu erſetzen, um auf dieſe Art die verplauderte Zeit wieder herein zu bringen, als ihm — er befand ſich gerade vor einer Kneipe, welche ſich als der Reibſtein auswies — ein vaterländiſches Sprichwort einfiel:

Por oir misa y dar cebada
No si pierde la jornada,

welches auf Deutſch ungefähr heißt: Mit Meſſehören und ordentlich Füttern iſt keine Zeit verloren, weßhalb er denn auch von der Straße abſchwenkte und in die Gaſtſtube trat, wo er einen gedeckten Tiſch fand, an deſſen einem Ende ſich ein halb Dutzend jüngerer und älterer Leute befanden, die mit den Reſten ihres Mittagsmahls beſchäftigt waren.

Das Gemach, welches zum Wirthszimmer diente, hatte, wie Herr Larioz ſchon bei ſeinem Eintritt in die Burggaſſe von außen geſehen, eine dunkle Holzdecke, braune, lederfarbene Tapeten, und alle Möbel, Tiſche, Stühle, Bänke, waren auf alterthümliche Art grob aus Holz gearbeitet. In den Fenſtern ſchienen hier und da bunte gemalte Gläſer eingeſetzt, und auf einigen Brettern, die längs der einen Wand liefen, ſah man Krüge von ſeltenen Formen.

Der Schreiber ſetzte ſich an einen Tiſch in der Ecke, da er nicht wußte, ob es den Anderen nicht vielleicht unangenehm ſei, wenn ſich ein Fremder zu ihrem gemeinſchaftlichen Mittagsmahle dränge. Er ſchien auch mit dieſer Vorausſetzung nicht ganz Unrecht zu haben; denn kaum hatte er ſich nach dem Wirth oder einem Kellner umgeſehen, ſo erſchien einer der letzteren, ein ſehr mageres, dürftiges Weſen —

Digitized by Google

er ſchwebte mehr, als er ging — und verſicherte dem Eingetretenen, während er mit großer Behendigkeit einen Teller mittelſt der Serviette reinigte, der Herr habe ſich geirrt und ſei in die falſche Stube gerathen. — „Hier," ſagte der Kellner mit ungemeiner Wichtigkeit, wobei er den rechten Fuß ſo graziös vorſetzte, daß nur deſſen Spitze den Boden berührte, hier iſt ein Künſtler-Club, wo nur die Mitglieder und eingeladene Fremde den Zutritt haben."

Als er das geſagt hatte, ſpitzte er ſeinen Mund, ſchloß die Augen faſt zu und unterbrach ſich für einen Moment in ſeiner Arbeit des Tellerabwiſchens, aber nicht in der Art, wie ein anderer Menſch ſich in einer ähnlichen Arbeit unterbrechen würde, indem er beide Hände ruhen ließe, nein, der dürre und lebhafte Kellner fuhr während dieſes Stillſtandes mit der rechten Hand, in der ſich der Teller befand, auf ſeinen Rücken, während er die Serviette in der Linken mit einer unnachahmlich graziöſen Bewegung über die Schulter warf und dann die fünf freigewordenen Finger dazu benutzte, durch ſein ſtruppiges Haar zu fahren, welches wie die Stacheln eines Igels in die Höhe ſtand.

Als höflicher Mann bedankte ſich Herr Larioz für dieſe Auskunft, nahm ſeinen Hut und war im Begriffe, zu gehen, als ſich vom oberen Ende des Tiſches eine Baßſtimme vernehmlich machte, welche zu dem leichtfüßigen Kellner ſprach: „Windſpiel, wir haben dir ſchon mehr als einmal zu erkennen gegeben, daß es uns durchaus nicht unangenehm iſt, ausgezeichnete Fremde in unſerem Clubzimmer zu ſehen. Nimm alſo den Hut jenes Herrn und erſuche ihn, falls er zu Mittag zu ſpeiſen wünſcht, es ſich an unſerem Tiſche bequem zu machen."

Der Ton dieſer Stimme hatte, abgeſehen von den freundlichen Worten, etwas Wohlthuendes für den Spanier; es war eine klangvolle, ſonore Stimme, wie ſie in den ehemaligen, leider fernab liegenden Zeiten wohl biederen Rittern, oder alten treuen Knappen zu eigen geweſen, und wie ſie nothwendig war, wenn einer derſelben zu dem Fremdlinge, der an das Burgthor kam, ſprach: „Tretet ein, ehrwür-

Digitized by Google

diger Wandersmann, Ihr seid hungrig und müde, sättigt Euch mit Speise und Trank und streckt Eure Glieder auf dieses weiche Bärenfell."

Deßhalb verneigte sich der Schreiber auch gegen den Sprechenden, überließ dem hüpfenden Kellner seinen Hut, der diensteifrig mit der Serviette — den Teller hatte er auf den Tisch gestellt — über den feuchten Filz fuhr, und trat dann zum Tische, wo er sich mit freundlichen Worten für die Zuvorkommenheit bedankte, mit der man ihn hier in die geschlossene Gesellschaft aufgenommen. Herr Larioz that das mit seinem gewöhnlichen feierlichen, wir müssen fast sagen: seltsamen Wesen, welches nicht ermangelte, schon im ersten Augenblicke die Aufmerksamkeit der hier versammelten Künstler auf seine Person zu lenken.

Der mit der Baßstimme, wohl der älteste der hier Anwesenden, war ein Kupferstecher, und wenn er sprach, so machte er mit dem Messer, das er in der Hand hielt, Bewegungen, als führe er den Grabstichel. — Ohne gerade neugierig sein zu wollen, so sagte er im Verlaufe des Gesprächs, während Herr Larioz seine Suppe verzehrte, erkundige er sich, was den Fremden bei diesem Hundewetter in einen vom gewöhnlichen Verkehr so entlegenen Stadttheil verschlagen, und frage, ob er in ihm vielleicht einen Kunstgenossen verehren dürfe.

Das Letztere verneinte der Schreiber, wobei er lächelnd sagte: so sehr er auch die Kunst hochschätze, so habe ihn dieselbe doch nicht gewürdigt, ihre Geheimnisse vor ihm aufzuthun; sein Gang hieher aber betreffe ein kleines Privatgeschäft, das er mit den Gebrüdern Breiberg abzumachen gehabt.

Der Träger der Baßstimme hatte ein etwas stark geröthetes Gesicht, so viel man vor dem kolossalen, überall wuchernden Bartwerke sehen konnte, kleine angenehme Augen, und auf seinen Zügen lagerte ein Ausdruck der Gutmüthigkeit. Als der Andere aber den Namen Breiberg nannte, zog er die Augenbrauen zusammen und schüttelte mit dem Kopfe.

Digitized by Google

„Es geht mich nichts an," ſagte er alsdann, „welcher Art Ihre Privatgeſchäfte mit den Herren Gebrüdern Breiberg ſind; wenn Sie aber dieſelben nicht genau kennen, ſo rathe ich Ihnen, nehmen Sie ſich in Acht bei jedem Verkehr, den Sie mit den Beiden haben. Das ſind ein paar eigene Geſellen, denen jedes Mittel recht iſt, um zu Geld zu kommen."

„Eine wahre Mörderhöhle für arme Künſtler," ſprach ein jüngerer Mann, der neben dem Kupferſtecher ſaß. „Sie kaufen Bilder von Leuten, die ſich in Noth befinden, und nicht nur kaufen ſie das Werk ſelbſt, ſondern auch den Ruhm, es gemacht zu haben. Denn wenn es einmal ihr Eigenthum iſt, ſo geben ſie es für ihre Arbeit aus und ſind ſo zu ihrem unverdientem Renommee gekommen."

Es ſchmerzte den Schreiber, daß er Kunſtgenoſſen alſo hart über einander urtheilen hörte, und er entgegnete deßhalb nach einer Pauſe: er müſſe allerdings zugeſtehen, daß ihm Herr Jean Baptiſt Breiberg etwas rauh und abſtoßend vorgekommen ſei, Herr Clemens dagegen habe ihn auf die freundlichſte Art empfangen, und er ſei mit einem guten Eindruck von demſelben gegangen.

Auf das hin zuckte der Kupferſtecher mit den Achſeln und meinte: Herr Clemens ſei der Schlimmſte von Beiden. „Jean Baptiſt iſt freilich ein grober Geſelle," ſagte er, „dagegen derjenige von ihnen, der noch etwas zu leiſten im Stande iſt."

Larioz hätte das Geſpräch können fallen laſſen, doch war es ihm intereſſant, etwas zu vernehmen über jenes Haus, welches einen Schatz in ſich verbarg, der ihm ſeit einer Stunde, er wußte ſelbſt nicht, wie, ſo unendlich theuer geworden war. Nachdem er alſo einige Augenblicke abſichtlich geſchwiegen, um kein allzu großes Intereſſe zu verrathen, warf er anſcheinend gleichgültig die Frage hin, ob vielleicht einer der beiden Gebrüder Breiberg verheirathet ſei.

Der Kupferſtecher ſchüttelte mit dem Kopfe, und auch die übrige Geſellſchaft verneinte dieſe Frage mit Worten und Geberden.

„In dem Hauſe iſt nichts Weibliches, als eine alte Magd," be-

merkte ein junger Mann mit langen blonden Haaren, der einen grünen Sammtrock trug und nicht weit von dem Schreiber ſaß.

„Dem muß ich mir zu widerſprechen erlauben," verſetzte dieſer lächelnd. „Durch Zufall ſah ich droben eine junge Dame, von der ich geſtehen muß, daß ſie außerordentlich ſchön iſt."

„Vielleicht eine, die das Unglück hat, an Breiberg für ein Portrait empfohlen zu ſein. Glück haben dieſe Beiden allerdings, und wer ſie in guten Kreiſen empfiehlt, das mag der Himmel wiſſen."

„Ich glaube nicht," ſprach der Spanier, „daß die Dame, welche ich geſehen, ſich dort befand, um ein Portrait von ſich machen zu laſſen; ſie hatte ein eigenthümliches Coſtüm an und befand ſich auch in einer Stellung, die ſich nicht gerade zum Portrait einer Dame eignen würde."

„Ah, ſo war es ein Modell!" verſetzte der Kupferſtecher. „Und in der That ſchön?"

Herr Larioz nickte mit dem Kopfe und erwiderte, ohne aufzuſchauen, denn er fürchtete, man möchte auf ſeinem Geſichte eine Bewegung wahrnehmen: „Ja, ſie war in der That außerordentlich ſchön."

„Wer kann denn das ſein?" fuhr der Andere fort, indem er im Kreiſe umher ſah. „Sollte es die Katharine ſein oder der Stöpſel? — War die Dame ſchwarz?"

„Ja, ſie hatte ſchwarzes Haar."

„So könnte es die Katharine ſein," meinte der mit dem grünen Sammtrock. „Doch iſt das nicht möglich, denn ich ſah ſie vor einer halben Stunde auf der Straße."

„War Ihre Dame unterſetzt und ſehr ſtark, was man eigentlich dick nennen könnte?" forſchte lächelnd der Kupferſtecher weiter.

„Im Gegentheil," erwiderte Herr Larioz begeiſtert, „ſie war ſchlank und vom ſchönſten Ebenmaß der Glieder."

„Dann war es auch nicht der Stöpſel," bemerkte der Frager,

Digitized by Google

„denn obgleich der Stöpsel in der That ein schönes Gesicht hat, so ist er doch auffallend klein und dick."

Es hätte dem Schreiber wirklich weh gethan, wenn die Dame, die einen so gewaltigen Eindruck auf sein Herz gemacht, den Beinamen „der Stöpsel" gehabt hätte. Aber die konnte es nicht sein, denn er erinnerte sich zu lebhaft und genau der langen und feinen Taille, der in allen Verhältnissen so schönen und edlen Gestalt.

„Das weiß der Teufel," begann der Kupferstecher nach einem längeren Stillschweigen wieder, während dessen er einen tüchtigen Zug aus seinem Bierglase gethan und den Deckel schallend zugeklappt hatte. „Diese Kerls haben immer was Apartes. Wer weiß, wo sie irgend ein schönes Mädchen aufgegabelt und es nun begreiflicherweise vor allen anderen Menschen verborgen bei sich halten. Mich dauert nur so ein armes Ding, welches denen in die Klauen fällt. Man sollte eigentlich dahinter kommen."

„Ja, das sollte man allerdings," entgegnete rasch der Schreiber, dem jedes Wort, welches der Andere so eben gesprochen, ein Dolchstoß gewesen war. Seiner ohnehin erhitzten Phantasie erschienen Gespenstern gleich augenblicklich die Bilder schwerer Unthaten — Raub, gewaltsame Entführung, schrecklicher Zwang, Knechtschaft in Ketten und Banden, am Ende Mord und ewiges Verschwinden. Jetzt erinnerte er sich auch, wie ihm gleich von Anfang an das Haus der Gebrüder Breiberg so geheimnißvoll, ja, fast unheimlich erschienen war; an der Hausthür die Begegnung mit dem jungen blassen Mädchen und dem guten ehrwürdigen Manne; dann die finsteren Treppen, die Kisten und Fässer auf den Ruheplätzen derselben, der alte Ritterhelm, mit den zerzausten Straußenfedern, ja, die rothen Hosen — alles das kam ihm jetzt doppelt unheimlich vor, dazu der barsche Jean Baptist, dem die Bosheit aus den Augen leuchtete, und neben ihm sein heuchlerischer Bruder — es waren in der That vollkommene Bilder für eine Mörderhöhle. Der Eine, der die unglücklichen Opfer mit sanften Worten an sich zog, der Andere, der sie fesselte und erdolchte. O, es überlief

ihn heiß, wenn er dabei an die ſchönen, edlen Züge des jungen Mädchens dachte, das ſich vielleicht gerade jetzt unter den rohen Fäuſten dieſer beiden Elenden wand, deſſen zuckende Lippen um Schonung und Gnade baten, und das mit den ſchönen glänzenden Augen vielleicht eben verzweiflungsvoll nach der Thür blickte, ob nicht dort ein Retter erſcheinen werde, — ein Retter, ſo träumte er weiter, in der Geſtalt jenes großen Mannes, den ſie heute Morgen geſehen und der nun gewaltſam die Thür des Gemaches einſtieß, der — Gott und San Jago! rufend, nun mit gezogenem Schwert hereinſtürzte und die Beiden niederwarf.

Leider war Don Larioz nicht im Stande, dieſen ritterlichen Gedanken nachzuhängen, ohne dieſelben auf ſeinem Geſichte reflektiren zu laſſen und ſo denen, die ihn anſahen, einigermaßen Kenntniß von den Stürmen in ſeinem Innern zu geben. So auch jetzt, denn ſein Auge flammte, ſeine bleichen Wangen rötheten ſich, und um die feſt verſchloſſenen Lippen ſpielte es wie Trotz und Kampfesmuth. Dabei hatte er ſein Meſſer haſtig empor genommen, doch nicht ſo, als wolle er es zum friedlichen Zerſchneiden des vor ihm ſtehenden Rindfleiſches benutzen.

Nun waren aber die Geſinnungen der luſtigen Maler rings umher nicht von der Art, um eine ſo ſeltene Erſcheinung, wie die des langen Mannes mit dem ſo auffallend aufgedrehten Schnurrbarte, nicht alsbald zum Gegenſtande einer allgemeinen Unterhaltung zu machen. Wenn auch vielleicht der Kupferſtecher aus der Erzählung des Fremden irgend etwas heraus zu finden hoffte, wodurch man vielleicht im Stande ſein könnte, den Gebrüdern Breiberg, die er wirklich haßte, irgend einen Schabernack zu ſpielen, ſo entging ihm doch nicht das exaltirte Weſen des neuen Tiſchgenoſſen; und wenn ihm die Erzählung von dem wunderſchönen Mädchen, das ſich da drüben bei den Malern aufhalten ſollte, etwas fabelhaft vorkam, ſo war am Ende doch genug Wahrheit darin, um vielleicht auf die eine oder andere Art Stoff zu irgend einer heiteren Geſchichte zu geben.

Auch die Uebrigen, die sich an der Mittagstafel befanden, hatten den Eingetretenen ihrer besonderen Aufmerksamkeit gewürdigt. Einigen war es, als müßte ihnen dieses Gesicht und diese außergewöhnliche Gestalt schon im Leben begegnet sein, oder als hätten sie dieselbe auf einem Bilde gesehen. Ein paar Andere aber nahmen unvermerkt ihre Skizzen-Bücher hervor und zeichneten heimlicher Weise den langen Mann.

Doch war es bei alledem nicht ein Gefühl der Lächerlichkeit, welches Don Larioz einflößte, wenn er sich auffallend, ja, vielleicht komisch auffallend, in jeder gewöhnlichen Umgebung ausnahm; schien doch er es nicht selbst zu sein, der diesen eigenthümlichen, sonderbaren Eindruck hervorbrachte, sondern es war, als gehörten er und die heutige Welt, in welcher er sich bewegte, zwei verschiedenen Jahrhunderten an.

Der leichtfüßige Kellner, der, nebenbei gesagt, ein sehr poetisches Gemüth war — er las, was von neuen Romanen und Gedichten erschien, sang Rückens Lieder zu einer verstimmten Guitarre mit sehr viel Seele und Gefühl, — empfand eine besondere Verehrung für den langen Mann, und das zwar schon nach dem ersten Blicke, den er auf ihn geworfen, nach dem ersten Worte, das er mit ihm gesprochen. Windspiel vergaß seine sonst so flinke Bedienung und stand, die Serviette auf dem linken Arm, in der Rechten einen Teller bereit haltend, wie ein dienender Knappe hinten dem Stuhle des ernsten Fremden.

Der Kupferstecher wischte sich den dicken Bart, nachdem er sein Glas leer getrunken, dann schlug er etwas heftig auf den Tisch, ließ seine Augen mit einem leichten Zwinkern über die Versammlung rings umher gleiten und sagte mit dumpferer Stimme als bisher: „Ja, die Welt liegt im Argen, und in der Burggasse können sich Dinge begeben, von denen ein heiterer Bewohner des Rosenmarktes zum Beispiel gar keine Idee hat."

Dabei händigte er seinen Krug dem Kellner ein, der nur widerstrebend herbei hüpfte, und ließ sich einen neuen, schäumenden Schoppen geben.

Digitized by Google

Es war wohl ein Wetter zum feſten Beieinanderſitzen und zum beharrlichen Trinken. Regen und Schnee ſchlug an die Fenſterſcheiben, und der Wind, der zuweilen heulend um die Ecke des Hauſes herum fuhr, machte überall den vergeblichen Verſuch, herein zu dringen, rüttelte an den Scheiben, pfiff durch das Schlüſſelloch der Hausthür und hob ſich, unten überall Widerſtand findend, hoch auf das Dach, wo er gegen die Zügel kämmte und in den Schornſtein hinab heulte.

„Füllt eure Gläſer, meine Freunde!" ſagte hierauf der Kupferſtecher, indem er im Tone der Stimme und in ſeiner Haltung etwas von der Gravität des langen Mannes anzunehmen verſuchte. — „Füllt eure Gläſer und thut mir Beſcheid auf das Wohlergehen eines werthen Fremden, der unter uns eingetreten iſt, der, ich kann es wohl geſtehen — meine Sympathie erweckt hat und der ſich ſelbſt, wie ich hoffe, nicht unheimlich in unſerem Kreiſe fühlen wird. — Darf ich um Ihren werthen Namen bitten?" wandte er ſich hierauf mit einer ſehr ehrerbietigen Neigung des Kopfes an den langen Schreiber.

Dieſer hatte, als von ſeinem Wohlergehen die Rede war, nicht verſäumt, ſein Glas augenblicklich zu leeren, welches darauf vom Windſpiel mit raſender Geſchwindigkeit wieder gefüllt wurde. Dann erhob er ſich in ſeiner ganzen Länge und ſprach: „Ich ſchätze mich glücklich, durch Zufall und ſchlechtes Wetter in dieſe Verſammlung angenehmer Männer getreten zu ſein, deren Lebenszweck die Kunſt und deren Unterhaltung deßhalb ſo angenehm für Jemand iſt, der wie ich die poetiſchen und künſtleriſchen Seiten dieſes armen Lebens aufſucht. — Uebrigens iſt mein Name Larioz — ich könnte ſagen Don Larioz," ſetzte er mit einem feinen Lächeln hinzu, „denn mein Vater — Gott habe ihn ſelig! — war ein ſpaniſcher Edelmann."

Dem Windſpiel war in dieſem Augenblicke zu Muth, als wollten ihm vor Ehrfurcht die dünnen Kniee einknicken. Proſaiſche Engländer und windige Franzoſen, wie ſie in den Romanen, die er las, häufig genug vorkamen, hatte er ſchon viele geſehen, aber einen echten Spanier, Don Alonzo oder Fernando, noch nie. Ja, ſo mußten ſie aus-

Digitized by Google

ſehen, die tapferen Kämpfer mit dem zierlichen Stoßdegen und der langen Lanze, ſo mußten ſie den Bart emporgekräuſelt tragen, wenn ſie mit der Laute allabendlich unter Donna Laura's Fenſter erſchienen, zum Klang der Saiten ihre ſüßen Romanzen ſingend.

Unwillkürlich hatte der Kellner ſeinen Teller wie eine Mandoline vor die Bruſt genommen und krabbelte mit den Fingern darauf herum, als halte er es für möglich, dem kalten, gefühlloſen Porzellan einige Töne zu entlocken.

Nachdem ſämmtliche Gläſer ausgetrunken waren, auch die Ruhe wieder hergeſtellt, lehnte ſich der Kupferſtecher in ſeinen Stuhl zurück, ſchlug die Arme über einander und ſagte: „Mir ſcheint es, wir haben die Verpflichtung gegen unſeren neuen Freund, Don Larioz, der Sache mit der intereſſanten und höchſt wunderbaren Dame im Hauſe der Gebrüder Breiberg auf die Spur zu kommen. Bei dieſen Menſchen iſt Alles möglich, ja, ich halte ſie für fähig, irgend ein unſchuldiges Weſen einzufangen, es zu rauben, gewaltſam feſtzuhalten und — — doch erlaßt mir, euch vor die Augen zu führen, was wir ſchaudernd ſelbſt erleben."

„Ja, etwas iſt da drüben nicht richtig," meinte ein unterſetzter Maler, deſſen äußerer Menſch ſich durch beſonders großen Haarmangel auszeichnete. — „Vor ein paar Tagen hatte ich bei den Breibergs etwas zu thun, doch wollte es mir nicht gelingen, in das Atelier zu gelangen. Der glatte, abgefeimte Clemens empfing mich auf der Treppe und nöthigte mich in die Wohnung hinauf."

„Das Gleiche war bei mir der Fall," ſagte der mit dem grünen Sammtrock; „auch ich klopfte vergeblich an die Thür des Ateliers."

„Aber unſerem Freunde iſt das Gegentheil widerfahren," vernahm man die tiefe Stimme des Kupferſtechers. „Iſt dem nicht alſo, Don Larioz?"

„Es iſt ſo," erwiderte der lange Schreiber. „Ich fand die Thür des Ateliers angelehnt, nach mehrmaligem Anklopfen trat ich hinein und fand Niemand."

Digitized by Google

„Vergeſſen wir nicht, daß Don Larioz anfänglich Niemand ſah," unterbrach ihn der Kupferſtecher ernſt und feierlich. — „Doch weiter!"

„Ich näherte mich einer ſpaniſchen Wand, die das Gemach in zwei ungleiche Hälften ſchied," fuhr Larioz fort.

„Vergeſſen wir nicht die geheimnißvolle ſpaniſche Wand," meinte der Andere mit aufgehobenem Zeigefinger und einem Blick auf die Künſtler umher — „und dann?"

„Als ich mich nach einigem Umſchauen dieſer Tapetenwand näherte," ſprach Herr Larioz mit unerſchütterlicher Ruhe weiter, „und nachdem ich ein Rauſchen wie von ſeidenen Gewändern gehört zu haben geglaubt, blickte ich durch die Oeffnung der ſpaniſchen Wand und ſah — o Gott! — — und ſah das Mädchen, von dem ich vorhin geſprochen."

„Und ſie war ſchön?"

„Bei San Jago, ob ſie ſchön war! In meinen kühnſten Phantaſieen und Träumen würde ich es nie für möglich gehalten haben, daß ſich ein ſolches Ideal unter den Bewohnern dieſer Erde befände. Sie zu ſchildern iſt mir unmöglich; ſie war wie eine Blume ſo ſchön, ſo hold und rein."

Bei dieſen Worten hatte er die mageren Hände auf dem Tiſche über einander gelegt und blickte ſchwärmeriſch zu der Zimmerdecke empor.

Windſpiel machte es ebenſo, und es war ihm, als höre er

Das Geflüſter kluger Myrten
Und der Blumen Athemholen.

Der mit dem grünen Sämmtling legte ſein Geſicht in die Hände, der dicke Maler mit dem wenigen Haar biß ſich wie krampfhaft auf die Lippen, wobei er die Augenbrauen finſter zuſammenzog, und der Kupferſtecher räuſperte ſich auffallend laut und vernehmlich, um — — ſeine Rührung und ſein Mitgefühl zu verbergen.

„Sie ruhte auf einem Divan," fuhr der Spanier nach einer kleinen Pauſe fort, „in einer reizenden, verführeriſchen Lage."

Digitized by Google

„Vergeſſen wir das nicht," ſagte laut der Kupferſtecher.

„Ihr Coſtüm war ſpaniſch, echt ſpaniſch; ich habe Aehnliches in früheren glücklichen Jahren häufig in dem ſchönen Andaluſien geſehen."

„Alſo es kam Ihnen ſpaniſch vor?" fragte der dicke Maler mit auffallender Rührung.

„Es war ſpaniſch," erwiderte Don Larioz feſt und beſtimmt. „Wie könnte ich mich darin täuſchen! So echt ſpaniſch, wie die reizendſte Maja es trägt, wenn ſie den glühenden Fandango tanzt unter den Orangenbäumen am Ufer des Guadalquivir, im Schatten des goldenen Thurmes bei Sevilla."

Windſpiel fühlte ein gelindes Fröſteln; es war etwas wie ein Wonneſchauer, als er die Worte Maja, Fandango, Orangenbäume und goldener Thurm bei Sevilla hörte, und zwar aus dem Munde eines echten Spaniers, der alles das geſehen und erlebt.

Der Kupferſtecher hatte ſein Geſicht ſo tief wie möglich in das Bierglas verſenkt, und als er es wieder hervorzog, ſprach er mit ſanfter Stimme, indem er einen Blick auf den dicken Maler warf: „Wozu der Wortſtreit, ob echt ſpaniſch oder nicht! Das Coſtüm iſt Nebenſache. Kommen wir auf ſie zurück, auf das wunderbare Mädchen, die unſer verehrter Freund bei dem wilden Jean Baptiſt geſehen und die — ich nehme keinen Anſtand, das zu ſagen — nur ein Verbrechen in die Hände dieſes tyranniſchen Breiberg geführt haben kann. Bleiben wir bei dem Mädchen, welches — ich kann es mir ſchon erlauben, meine Vermuthung auszuſprechen — einen tiefen Eindruck auf das empfängliche Herz des edlen Don Larioz gemacht zu haben ſcheint."

„Ihre Theilnahme rührt mich," ſprach dieſer, nachdem er mit einem haſtigen Zuge ſein Glas geleert. „Und um offen zu ſein, wie das überhaupt meine Gewohnheit iſt, will ich dem verehrten Kreiſe geſtehen, daß der Reiz und die Sittſamkeit der Erſcheinung allerdings mein Herz getroffen; ja, um noch mehr zu thun, will ich Ihnen das Portrait dieſer Dame zeigen, welches ich mühſam errungen und welches

Digitized by Google

ich um keinen Preis in den Händen der Beiden dort drüben gelassen hätte."

„Sie haben ihr Portrait?" fragte der Kupferstecher mit wirklichem Erstaunen und folgte sichtbar überrascht den Bewegungen des langen Mannes, der sich erhoben hatte, um von dem Nebentische das kleine Portrait, welches er dort niedergelegt hatte, zu holen. Doch war der leichtfüßige Kellner vorausgeeilt und brachte es ihm auf einem Teller entgegen, den er feierlich einher trug, indem seine Augen dabei das blaue Papier mit wahrer Ehrfurcht betrachteten.

Auch die Uebrigen in der Gesellschaft blickten mit dem Ausdrucke der Ueberraschung auf das Eingewickelte, welches Herr Larioz in die Hand nahm und das Papier ablöste. Ehe er es aber seinem Nachbar zur Besichtigung übergab, vertiefte er sich erst selbst noch einmal so lange und ausschließlich in die geliebten Züge, daß es kein Wunder war, wenn er übersah, wie der Kupferstecher ein Zeichen machte, welches von den Meisten durch ein auffallendes Lächeln beantwortet wurde. Dann stützte sich der Erstere mit der linken Hand auf den Tisch, nahm eine außerordentlich feierliche Miene an und sagte, während er mit der rechten Hand das leere Glas zum Auffüllen an Windspiel gab: „Geliebte Brüder und Freunde! Don Larioz ist im Begriffe, uns das Portrait der Dame seines Herzens, derselben, die, wie wir annehmen, von den Gebrüdern Breiberg in Ketten und Banden gehalten wird, vorzustellen. Es ist unsere Schuldigkeit, dieses Portrait mit genauer Aufmerksamkeit zu betrachten, um uns dann zu berathen, was allenfalls zur Rettung dieser Unglücklichen geschehen könnte. Es erscheint mir aber diese Sache wichtig genug, um aus der harmlosen Tischgenossenschaft ein ernstes Bundes-Comite zu constituiren, und im Falle ihr damit einverstanden sein solltet, so bitte ich, eure Gläser zu leeren und mir beistimmend zuzunicken — ein Verfahren, um welches ich auch unseren edlen Freund Don Larioz bitte."

Hiernach blickte der Redner auf die Tafelrunde und sah mit Befriedigung, wie Jeder ihm das geleerte Glas mit einer tiefen Neigung

des Kopfes entgegen hielt, sämmtliche Gläser wurden aber augenblicklich wieder vom Windspiel gefüllt.

„Ehe wir aber daran gehen," fuhr der Kupferstecher fort, „unseren neuen Freund in die Geheimnisse des Bundes einzuweihen, halte ich es für nothwendig, denselben durch einen Salamander, den wir ihm zu Ehren reiben, in die gehörige Stimmung zu versetzen. Merkt also auf, geliebte Brüder! Wir verehren unter uns einen Mann, Don Larioz, dessen Vorfahren und Ahnen wahrscheinlich edle Granden von Spanien waren, sich jedenfalls in allen möglichen ritterlichen Tugenden hervorgethan. Ergreift deßhalb wiederholt eure Gläser, gefüllt bis an den Rand, und reibt unserem Gaste, dem edeln Spanier, Don Larioz, zu Ehren einen ganz famosen Salamander."

Bei diesen Worten schaute der Sprecher ernst, ja, streng im ganzen Kreise umher, und als er sah, daß der Blick eines Jeden auf ihm ruhte, begann er langsam mit seinem Glase auf dem Tische zu reiben, wobei er mit dumpfer Stimme eintönig vor sich hinmurmelte: „Salamander! Salamander! Salamander!"

Und „Salamander! Salamander!" murmelten auch die Anderen nach, rieben ebenfalls ihre Gläser auf der Tischplatte, und als nun der Vorsitzende „Eins!" sprach, hoben sie dieselben zum Munde, auf „Zwei!" wurden sie an die Lippen gesetzt, und auf „Drei!" stürzten die verschiedenen Bierströme mit einer unglaublichen Geschwindigkeit in die durstigen Kehlen hinab.

Der lange Schreiber fand sich durch diese Ceremonie seltsam ergriffen, und obgleich Windspiel ihm eben erst sein Trinkglas aufgefüllt hatte, leerte er es doch auf einen Zug und ließ darauf sein Haupt so tief als möglich auf die Brust herabsinken. Es war ein zu erhebender Moment, all die Gesellen mit den gerötheten Wangen und flammenden Augen um den Tisch stehend zu erblicken, nur mit ihm und seiner Angelegenheit beschäftigt, stumm und feierlich, so daß man für einen Augenblick nichts vernahm als einen tiefen Seufzer des gerührten Windspiels, sowie das Platschen des Regens an die Fensterscheiben.

Der Kupferſtecher ſtrich ſeinen dichten Bart mit der breiten Handfläche, blickte alsdann unter den buſchigen, zuſammengezogenen Augenbrauen finſter nach dem Kellner hin und ſagte: „Man gebe mir den Dolch des großen Meiſters Rubens.“

Es mußte dies eine Ceremonie ſein, die äußerſt ſelten vorkam, denn Windſpiel zuckte leicht zuſammen, blieb aber wie an den Boden angefeſſelt ſtehen, wobei er fragend den Wortführer anſchaute.

„Ja ſo!“ fuhr dieſer fort. „Der Uneingeweihte ſcheut ſich, die koſtbare Waffe zu ergreifen. So gehe denn du hin, Bruder Chriſtian,“ wandte er ſich an den Maler mit dem grünen Sammtrock, „und hole die koſtbare Waffe; geh, du wirſt ſie in meinem Mantelkragen finden.“

Mit einer tiefen Verbeugung trat Bruder Chriſtian ab und kehrte gleich darauf mit einer roſtigen Dolchklinge zurück, deren eine Parirſtange zerbrochen und deren hölzerner Griff ſehr mangelhaft war. Trotz dieſes unſcheinbaren Aeußeren nahm der Vorſitzende die Waffe mit der allertiefſten Ehrfurcht in die Hand, küßte ſich verneigend die Klinge und reichte ſie dann ernſt und langſam zum nämlichen Zwecke ſeinem Nachbar hin.

So machte ſie die Runde um den ganzen Tiſch und kam zuletzt an den langen Schreiber, der ſie ebenfalls inbrünſtig zu ſeinem Munde führte und dann mit einer tiefen Verbeugung dem Kupferſtecher übergab. Dieſer nahm hierauf die Waffe des großen Meiſter Rubens in die Rechte, winkte mit einer majeſtätiſchen Handbewegung dem dürren Kellner, der ſich zaghaft näherte und ſtatt der Klinge den hölzernen Griff des Dolches küſſen durfte, wobei der Vorſitzende ſprach: „Auch du, Windſpiel, wirſt bedingungsweiſe für heute in die Verbrüderung vom Dolche als dienender Bruder aufgenommen.“

Als er nun den Dolch mit beiden Händen ergriffen hatte, ſo daß die roſtige Spitze in die Höhe ſtand, ſprach er zu den aufhorchenden Brüdern: „So iſt denn für heute wieder der feierliche Bund geſchloſſen worden. Mich trieb dazu einestheils die Ahnung eines gewaltigen Verbrechens, das in unſerer Nähe begangen worden zu ſein

ſcheint, anderntheils die Noth und Bedrängniß unſeres neuen edlen Freundes Don Larioz; ferner der troſtloſe Winter-Nachmittag mit Regen und Schnee, ſowie mit ſeinem zweifelhaften ungenießbaren Lichte; dann noch der wirklich vortreffliche Stoff, der dem Faſſe unſeres Wirthes entquillt. — Windſpiel, fülle die Gläſer!"

Als dies geſchehen, als der Redner getrunken und ſich den Bart abgewiſcht, fuhr er fort: „Sie, unſer edler Freund, Don Larioz, ſind durch dieſe eben ſtattgehabte feierliche Ceremonie in die Verbrüderung zum Dolche Rubens aufgenommen worden und haben künftig ſtatt aller anderen Bekräftigungen, ſtatt zum Beiſpiel zu ſagen: auf meine Ehre! oder: hole mich der Teufel! — immer und überall nur bei dem Dolche Rubens zu ſchwören. Haben Sie mich verſtanden, edler Don Larioz?"

„Ob ich Sie verſtanden habe!" erwiederte der neu Aufgenommene mit wirklich gerührter Stimme.

„So ſchwören Sie denn, der Verbrüderung zum Dolche anzugehören und ſich als ein Mitglied dieſer höchſt edlen und ſehr anonymen Geſellſchaft betrachten zu wollen."

„Ich ſchwöre es bei dem Dolche Rubens!"

„Mit Vergnügen vernehme ich," fuhr der Kupferſtecher fort, indem dabei ein höchſt eigenthümliches Lächeln über ſeine Züge flog, „daß Sie mich vollkommen verſtanden haben. Hören Sie alſo die Tendenz unſer Verbrüderung:

Feſten Muth in ſchwerem Leiden,
Hülfe, wo die Unſchuld weint,
Ewigkeit geſchwor'nen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerſtolz vor Königsthronen, —
Brüder, gält es Gut und Blut, —
Dem Verdienſte ſeine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

„Wir ſuchen die Unſchuld auf, wo wir ſie finden," fuhr der Sprecher erklärend fort, „ermuntern ſie in ihren Bedrängniſſen und unterſtützen ſie in ſchwierigen Lagen. Aber auch die Schuldigen ſind von uns nicht unbedingt verworfen; auch ihnen gewähren wir Aſyl und Freiſtatt, heben ſie zu uns empor, wenn ſie tiefer ſtehen, und erfreuen uns an ihrem Aufwärtsſtreben, wenn wir ſehen, daß die allgemeine Liebe bei ihnen zum Durchbruch kommt. Wir kämpfen für Recht, Licht, Tugend und Bedrängniß."

„Wie die ehrwürdigen Ritter der alten, ſchönen Zeit," ſprach ſchwärmeriſch Don Larioz. „Auch ich will dafür kämpfen und Schwert und Lanze erheben."

„So ſind Sie denn feierlich in die Verbindung zum Dolche aufgenommen, und da Sie neben Pflichten auch Rechte haben müſſen, ſo werde ich mich bemühen, Ihnen die letzteren mit zwei Worten klar zu machen."

„Sie haben das Recht," fuhr der Sprecher ernſt und gewichtig fort, „als Menſch unter Menſchen zu leben, ſich zu wehren, wenn man Sie angreift, ja, ſelbſt anzugreifen, wo Sie das für unbedingt nothwendig halten. Sie haben das Recht, Ihr Geld ſowohl ſelbſt zu verzehren, als auch Ihre Nebenmenſchen beiderlei Geſchlechts an dieſer Verzehrung mit Theil nehmen zu laſſen. Als Bruder vom Dolche haben Sie das Recht, ja, ſogar die Verpflichtung, einen ſcharf geſchliffenen Dolch unter Ihrem Kleide zu tragen, ſo lange es eine hochlöbliche Polizei nicht anders zu wünſchen beliebt. Sie ſind ferner ermächtigt, die Verbrüderung zum Dolche Rubens zu Schutz und Trutz zuſammen zu berufen, und es ſchreiben die Statuten der anonymen Geſellſchaft in dieſem Falle vor: Der Berufer ſchlägt einen Zettel in der Kneipſtube zum Reibſtein an, daß an dem und dem Tage, zu der und der Stunde auf ſeine Koſten ein gutes Faß Bier aufgelegt ſein wird, worauf ſich die Brüder zahlreich einfinden werden. Sich deutlicher auszuſprechen, iſt im vorliegenden Falle den beſtehenden Landesgeſetzen zuwider und darf nicht geduldet werden. — Die wichtigſte

Errungenschaft unseres Bundes ist aber das Recht, welches Ihnen zusteht, bei außerordentlichen Fällen, bei drohender Gefahr, die Brüder selbst nächtlicher Weile zu Ihrer Hülfe herbeirufen zu dürfen, zu welchem Zwecke Sie mit dem Griffe Ihres Dolches drei Mal an die betreffenden Fensterläden zu klopfen haben. Diese betreffenden Fensterläden sind aber an allen Häusern der Burggasse, wo Sie an den Thüren abgerissene oder zerbrochene Klingeldrähte finden."

So sprach der Vorsitzende, und Jeder hörte mit großer Andacht zu, vor Allem Don Larioz. Wenn auch auf den glühenden Gesichtern der Mitglieder dieser Tafelrunde hier und da ein plötzliches Lächeln erschien, welches nur gedämpft werden konnte, indem der Lacher außerordentlich schnell mit dem Gesicht in das Glas fuhr, so war doch eben dieses Lachen gewiß nur der Ausdruck des freudigsten Behagens, daß dem ehrwürdigen Bunde ein neues Mitglied gewonnen worden. So sah es auch der lange Schreiber an, und wo er Einen die Lippen krampfhaft zusammenbeißen sah, erhob er sein Glas gegen ihn und trank ihm tüchtig zu. Ja, als der Redner endlich schwieg, hielt er es für seine Schuldigkeit, sich der Reihe nach bei Allen für die Ehre zu bedanken, die ihm geworden, wobei er nie mit leerem Glase erschien, so viel Mühe er sich auch gab, es auszutrinken; denn auf den Wink des Kupferstechers sprang Windspiel wie ein Besessener hinter ihm drein, ihm beständig ein volles Glas in die nicht widerstrebende Faust drückend.

Bei diesem Rundgange war es eigenthümlich, daß der edle Spanier nicht mehr genau zu wissen schien, von wo er ausgegangen war, und so oft er an den vermeintlichen Sitz kam, fand er diesen von einem der Gesellen besetzt, der ihm mit rührender Herzlichkeit das gefüllte Glas zum Anstoßen entgegen hielt. Dabei war es denn nicht unbegreiflich, daß durch dieses beständige Imkreisegehen die Tische, Stühle, Menschen, ja, die ganze Stube dieselbe Bewegung annahm, so daß sich der lange Schreiber endlich genöthigt fand, den Tisch mit

ſtarker Hand zu ergreifen und den hinter ihm drein ſchreitenden Kellner um einen Stuhl zu erſuchen. So kam er endlich zur Ruhe.

Wenn auch die Geſellen am Tiſche nicht wie er ſo eben erſt in den Bund des Dolches aufgenommen worden waren und deßhalb auch nicht nöthig gehabt hätten, ſich auf ſo laute und innige Art zu freuen, ſo thaten ſie das doch, indem ſie laut lachten, jodelten, mit den Gläſern zuſammenſtießen und hier und da die Strophe eines bekannten Liedes brüllten.

Der dicke Maler mit dem wenigen Haar blickte tränmeriſch mit den halbgeſchloſſenen Augen zu dem Fenſter hin und ſprach, wobei er etwas Weniges ſtotterte: „Bis jetzt habe ich nicht gewußt, wozu ſo ein trüber Regentag eigentlich dienen kann. Jetzt weiß ich es. Zum Trinken — zum Trinken — und wieder zum Trinken.“

Dabei that er, wie er geſagt; worauf Einer gegenüber ſein gefülltes Glas erhob, es auf einen Zug leerte und darauf das Lied verſuchte:

Im tiefen Keller ſitz' ich hier,
Bei einem Glas voll Biere —

doch verhinderte ihn ein gewaltiges Schluchzen, das ihn überfiel, an der ferneren Profanation.

O du, der ich einzig gedenke,
Mein holdes Lieb — ade!

ſang der mit dem grünen Sammtrock; doch kam er auch nicht weiter, denn die Stimme des Kupferſtechers unterbrach ihn mit einem gewaltigen „Silentium!“ auf welches die Geſellen aufhorchten, als er nun weiter ſprach: „Wozu der unnöthige Lärm? Iſt das ein würdiges Benehmen für Brüder vom Dolche? Was ſoll unſer edler Bruder, Don Larioz, davon denken? Wenn ihr einmal durchaus ſingen und dieſe Stunde würdig feiern wollt, ſo ſtimmt die Kehlen zum harmoniſchen Geſange — zum Bundesliede:

In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad;
Mein Liebchen iſt verſchwunden,
Das dort gewohnet hat.

So begann er; und nachdem die Geſellen am Tiſche ſich in ihre Stühle zurückgelehnt, die Arme aufgeſtützt oder es ſich ſonſt bequem gemacht, ſtimmten ſie ein, und es war wohl die alte bekannte Weiſe des ſchönen Liedes, die ihre Stimmen ziemlich harmoniſch zuſammenklingen ließ. Wenigſtens kam es ſo dem edlen Spanier vor, der mit gefalteten Händen da ſaß, den Kopf auf die Bruſt niederſinken ließ und träumeriſch zuhorchte; dabei war es ihm, als höre er wirklich das Mühlrad rauſchen in einem tiefen Grunde, und als ſteige er dort hinab auf dem verſchlungenen weichen Waldpfade, unter dem ſanften Säuſeln und Rauſchen hochſtämmiger Eichen und Buchen, die mit ihren Zweigen und Blättern über ſeinem Haupte zuſammenſchlugen. Ja, er ſtieg dort hinab, um nach dem Liebchen zu ſehen, von dem ihm Kunde geworden, daß ſie verſchwunden ſei und nimmer zu finden.

Anfänglich war es ihm klar, daß mächtige Feinde ſie ihm geraubt hätten, daß ſie in Ketten und Banden ſchmachte, drüben bei den Gebrüdern Breiberg, und deßhalb ſtürmte er haſtig ins Thal hinab, nicht mehr ein armer Schreiber des Rechtsconſulenten Plager, unbewehrt, waffenlos, ſondern ein Mitglied der Verbrüderung zum Dolche, die blanke Waffe in der Hand; und während er ſo allein dorthin eilte, unter den hochſtämmigen Bäumen, hörte er da droben am Waldesrande die weithin ſchallenden Stimmen der treuen, eugverbrüderten Geſellen. — — —

Aber ſie ſangen nicht ermuthigend, ſie ſangen nicht von des Liebchens Ausdauer und Treue, vielmehr war ihr Lied erklungen:

Sie hat mir Treu' verſprochen,
Gab mir 'nen Ring dabei,

Sie hat die Treu' gebrochen,
Das Ringlein sprang entzwei.

Ja, er fand sie nimmer, er durchsuchte das ganze Thal, er drang in jeden Winkel des Hauses, wo sie einstens gewohnt, er stieg die Treppen hinauf, bei den Fässern und Gläsern vorbei, bei dem Ritterhelm mit der zerzausten Straußenfeder, bei den rothen Hosen — er fand von ihr keine Spur. Er betrat ein weites Gemach, in dessen Hintergrunde sich eine spanische Wand befand, hinter welcher er seidene Kleider rauschen und ein spöttisches Kichern von weiblicher Stimme hörte — da mußte sie sein! Er blickte hinter die spanische Wand, aber da hatte das Zimmer gar keinen Fußboden mehr, er stand am Abhange eines jähen Felsens, und vor seinen Füßen ging es hinab wohl viele tausend Schuh tief. Und da hinab mußte er schauen, beständig in Todesangst, in die fürchterliche Kluft zu stürzen. Auch fühlte er sich plötzlich an den Füßen gefesselt, ein anderer Prometheus, während Herr Jean Baptist Breiberg, mit großen Adlerfüßen versehen, ihn kreischend näher und näher umschwebte und dabei in hohem Discante sang:

So leben wir, so leben wir alle Tage
Bei der allerschönsten Saufcompagnie. —

Dieses: „So leben wir" klang wirklich rings um ihn her in donnerndem, jauchzendem Chorus, es ertönte hinter seinem Rücken, es drang aus den Spalten des Felsens, auf welchem er stand, und schien auch da sich hinab in den Abgrund zu verlieren.

„So leben wir, so leben wir," hörte er jetzt noch kräftig und ganz nahe, dann gedämpft und entfernt. Es war dem Träumer, als kletterten die Stimmen an den Felswänden hinab, und je tiefer sie kamen, desto mehr verloren sie an Kraft und Deutlichkeit. Zuletzt war es nur noch ein unbestimmtes Tönen und Klingen, das sich in leises Rauschen und Sausen verwandelte, in ein Sausen, wie es der

Wind hervorbringt, wenn er durch kahle Aeste fährt, oder wie wir es auch ohne alle äußere Einwirkung in unseren Ohren hören, wenn wir zu viel getrunken haben.

Aber noch immer blieb der Abgrund zu den Füßen des langen Schreibers geöffnet, und er starrte noch immer hinab, wohl ängstlich, aber doch erwartend und hoffend. Und seine Erwartung hatte ihn nicht getäuscht, denn jetzt begann es drunten zu brodeln und zu kochen und dann aufzusteigen, wolkig und nebelhaft, und wie dieser ganze Dunst höher und höher stieg, klärte er sich ab, wurde leuchtend und immer leuchtender und nahm endlich wunderbar süße, bekannte Formen an, die das Herz des Träumers vor seliger Freude erzittern machten.

Ja, sie war es, die Schöne, die er gesehen und welche einen so unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht. Sie schwebte zu ihm empor, während sich der Abgrund unter ihren Füßen ausfüllte und nun eine sonnbeglänzte grüne, weiche Wiese darstellte mit dem frischesten Grase, mit tausenden von Blumen, mit Sonnenglanz und Sonnenfäden. — Aber es war eine feuchte Wiese, das glaubte er zu fühlen; auch war es trotz des Sonnenscheins nicht allzu warm, denn ein Frösteln überflog momentan seine Glieder, das selbst die Nähe der Geliebten nicht zu verscheuchen im Stande war.

Aber wie blickte sie ihn so freundlich, so liebend an, wie hob sie ihre Arme gegen ihn empor und bewegte ihre Hände innig gegen ihn! — Doch wie verzog sie ihr liebes Gesicht, ernst, ja traurig, als er auf sie zustürzen wollte! wie ergreifend klang der Ton ihrer Stimme: „Wir werden uns wiedersehen, aber ein mächtiger Zauber lagert zwischen uns, den du nur lösen kannst, wenn es dir gelingt, bei dem nächsten Male, wo wir uns wiedersehen, den Spruch des großen spanischen Magiers Carabanzeros ohne Fehl vor mir auszusprechen! — Du kennst ihn, diesen Spruch," fuhr die feenhafte Gestalt mit einem unaussprechlich süßen Lächeln fort. Und als er darauf statt aller Antwort traurig mit dem Kopfe schüttelte, flötete sie mit einer Stimme,

Digitized by Google

wie sie nur besonders holde und edle Wesen in Romanen und bedingungsweise auch die guten Feen in den Märchen besitzen:

Trau, treue Trine, trüglich trüben Träumen nicht.
Treib' trotzig triumphirend fort das tolle Traumgesicht,
Trockne die Thräne tragischen Trübsals tröpfelnd auf,
Trink trauten Traubentrankes Trostestropfen drauf!

Dann setzte sie schmachtend hinzu: „Hast du mich verstanden, edler Don, und wirst du den Spruch des großen Carabanzeros nicht vergessen?"

Doch ehe er noch Zeit hatte, ihr mit einer ehrerbietigen Bewegung und mit einer schönen Attitude, wobei er seine rechte Hand auf das Herz legte, zu versichern, daß er sie wohl verstanden habe und daß es ihm ein Leichtes sei, diesen höchst faßlichen und leicht auszusprechenden Spruch des großen Carabanzeros bei der nächsten passenden Veranlassung zu wiederholen — da war sie verschwunden, entflohen, wie verduftet, wie weggehaucht über die sonnbeglänzte Wiese hin; tiefe Stille umgab ihn, aus welcher mit einem Male ein Kichern an sein Ohr schlug.

Ja, es kicherte neben ihm, und als er vor diesen profanen Tönen, die so pöbelhaft seine süßen Gedanken zerrissen, rasch die Augen öffnete und um sich blickte, sah er vor sich weder den Tisch, an dem er vorhin gesessen, noch die traulichen Wände der Kneipe zum Reibstein, noch die Gesichter der Brüder vom Dolchbunde. — Erstaunt blickte er sich nach allen Seiten um. Rechts hatte er eine hohe schwarze Mauer, links dieselbe, vorn ging eine schmale Bretterwand hinauf mit mehreren kleinen Luftlöchern, und als er sich bestürzt umwandte, entdeckte er hinter sich ebenfalls eine hohe Mauer, in der sich aber am Boden eine Thür befand, an welcher die Rücklehne seines Stuhles stand.

Er hob sein Gesicht ganz in die Höhe; wo konnte er sein? Der Ort, wo er sich befand, hatte, mit Ausnahme der Bretterwand vor ihm, ganz das Aussehen eines Burgverließes, wohl achtzig Fuß tief

oder hoch, wie man es nahm, und dabei nach jeder Seite kaum eine Länge und Breite von vier Schuhen. Obgleich man oben den grauen Winterhimmel sah, so war es doch hier unten, wo Don Larioz saß, ziemlich dämmerig; auch sonst fühlte er sich durchaus nicht behaglich; aus der Höhe fiel Regen und Schnee auf ihn herab, seine Füße standen in Feuchtigkeit, und in seine Nase drang ein Geruch, der gerade nicht angenehm zu nennen war.

Er rieb sich die Stirn, doch konnte er seine Gedanken nicht klar machen und sich nicht erinnern, wie er hieher gekommen; nur das drang endlich bei ihm durch, daß er sie gesehen, die er nicht mehr vergessen konnte, daß er in den Bund zum Dolch aufgenommen worden sei und daß er sehr viel schäumendes Bier getrunken. — Aber wer ihn hieher ins Burgverließ gebracht, auf welche Veranlassung, das war er nicht im Stande zu begreifen. Wohl erinnerte er sich nach und nach, von unheimlichen Gewölben und dergleichen gehört zu haben, die sich in diesem Theile der Stadt befänden, den man den Burgplatz nannte und wohin er gegangen; was aber ihn in dieses verdächtige Loch geführt und wie er hineingekommen, das war und blieb ihm vorderhand unbegreiflich. — Sollte es vielleicht den Gebrüdern Breiberg gelungen sein, Kunde zu erhalten von der Verschwörung des Bundes zum Dolche Rubens gegen ihr Haus und ihre Errungenschaft, das schöne Mädchen? Sollten sie sich vielleicht eines bösen Zaubers bedient haben, um ihn in dieses Burgverließ zu werfen? — So etwas war schon mehr als einmal dagewesen. — — Aber so viel stand fest bei ihm, was auch kommen mochte — Treue dem Bunde! — Treue der unglücklichen Geliebten! — Treue bis in den Tod!

Da mit einem Male vernahm er eine tiefe Stimme, die aus der Höhe zu kommen schien, vielleicht aus einem jener kleinen, viereckigen Löcher in der Holzwand vor ihm, welche also sprach: „Edler Freund, Don Larioz, Biedermann und tapferer Ritter von der traurigen Gestalt, du hast alle die schwierigen Proben, welche deinem wirklichen Eintritt in den Bund zum Dolche Rubens vorangehen müssen, mann-

haft und beſtens beſtanden; ſtolz nennen wir dich den Unſrigen und werden entzückt ſein, dich nächſtens wieder zu ſehen; für heute forſche unſeren Schritten nicht nach, wir entſchweben unſichtbar nach allen Seiten, wie es auch in früheren Zeiten Brauch war bei den Mitgliedern der heiligen Fehme. Mache du es ebenſo, vergiß die Loſungsworte des erhabenen Bundes nicht und wandle heim, nachdem du deine und des Bundes Zeche dem treuen Windſpiel bezahlt. Lebe wohl!“

Und — „Lebe wohl!“ erklang es aus einigen anderen rauhen Kehlen, worauf Alles wieder ſtill war wie vorher und nur der Regen und Schnee leiſe niederrieſelte.

Der Geiſt des langen Schreibers war noch ſo umnebelt, daß er aufmerkſam jenen Worten lauſchte und daß ſich der Zorn, welcher Anfangs wegen Näſſe und Kälte in ihm rege wurde, wieder dämpfte. Er erhob ſich von ſeinem Stuhle, wobei er nicht unterließ, auf einige hervorragende Steine zu treten, um ſo die hier unten, wahrſcheinlich vom Regenwaſſer, angeſammelte Flüſſigkeit im Intereſſe ſeiner Stiefel zu vermeiden. Dabei erinnerte er ſich, von zu beſtehenden Proben gehört zu haben, die nothwendig ſeien, um in andere Bündniſſe, zum Beiſpiel in den Freimaurer-Orden, aufgenommen zu werden. Darüber hatte er von Einem, der gedeckt hatte, ebenfalls grauenhafte Sachen gehört, von entblößten Degen, in welche man ſich ſtürzen, von Abgründen, in die man ſpringen müſſe, von todten Menſchen, mit denen man in allerhand fatale Berührungen käme, und dergleichen mehr. Gegen alles das erſchien ihm die eben beſtandene Probe ſehr leicht geweſen zu ſein, wogegen es ihm aber trotzdem nicht unlieb war, als er hinter ſich einen Riegel zurückſchieben hörte und ſich umwendend die Thür geöffnet, ſowie das ſüßlächelnde Geſicht des dürren Kellners ſah, welcher eine ehrerbietige Verbeugung machte; auch zog Windſpiel den Stuhl an ſich, und als der Spanier dieſem folgte, trat er in das Gemach, wo er ſich kurze Zeit vorher befunden hatte.

Wie ihm aber die tiefe Stimme vorhin geſagt, ſo waren alle

Digitized by Google

Mitglieder des Bundes zum Dolche Rubens verschwunden. Daß sie hier toll genug gehaust, sah man an den überschwemmten Tischen, an zerbrochenen Gläsern, sowie an den umgestürzten Stühlen. Don Lariez war noch froh genug, in diesem Chaos sein Bild unversehrt zu finden, welches der Kellner mit vorsorglichem Gemüth bei Seite gebracht und ihm nun feierlich übergab. Zu gleicher Zeit händigte er ihm einen Zettel ein, auf welchem die Kosten verzeichnet standen, die bei seiner Aufnahme in den Bund des Dolches erwachsen waren und die jedes junge Mitglied nebst einem Trinkgelde für den Kellner des Bundes mit großer Freude zu entrichten pflege.

Zu jeder anderen Zeit würde der lange Schreiber etwas bestürzt gewesen sein über die enorme Ausgabe von zwei Thalern und so viel Groschen, doch war er im jetzigen Augenblicke, als er seinen Geldbeutel hervorzog und bezahlte, noch nicht so klar im Geiste, wie er sonst wohl zu sein pflegte; ihm sauste es wie ein Mühlrad im Kopfe, und jeder Umschwung dieses Mühlrads brachte ein anderes Bild vor sein inneres Auge, — jetzt sie, die überall lieblich und neckisch durchblickte, dann die Gebrüder Breiberg, den alten ehrwürdigen Harfner mit dem jungen unschuldigen Mädchen, die Kathinka Schneller hieß und Entenpforte Nummer Vier parterre wohnte, was sie ihm so warm empfohlen. Auch die Mitglieder des Bundes gaukelten vor ihm umher, der rostige Dolch des berühmten Meisters Rubens, die schönen Formeln bei seiner Aufnahme, der Traum von dem Abgrunde und von ihr — denn daß er geschlafen und geträumt, fing ihm an klar zu werden — dann wiederum ihr Bild, sowie der Spruch des großen Meisters Carabanzeros, mit dem er die Liebliche erlösen und befreien konnte aus aller Noth —

Trau, treue — —

Es war ihm doch so leicht erschienen, ihn zu behalten, und jetzt stockte er schon am dritten Worte —

Trau, treue — — trau, treue — —

Doch wozu heute die Anſtrengung? Morgen, hoffte er, werde ihm das Ganze ſchon klar werden. Daß er ſeine Zeit heute Nachmittag gut angewandt habe, glaubte er ſich wohl ſagen zu können; hatte er doch eine Menge guter Freunde erworben, hatte er doch Verbindungen angeknüpft in der Nähe ihres Hauſes, und was die Verſchwendung der paar Thaler anbelangte, ſo war das ja ein alter ehrwürdiger Gebrauch. — Und wie dankbar war Windſpiel nicht für das Trinkgeld, das er erhalten! Er legte ihm ſeinen Mantel um, er reichte ihm das ſpaniſche Rohr und den Hut, er complimentirte ihn ſo liebenswürdig zur Thür hinaus, bis auf die Gaſſe, er machte dort noch eine ſehr tiefe Verbeugung, als Don Larioz nun endlich wieder auf die Straße in Wind, Regen und Schnee hinaus trat.

Dahin zog er über den Platz, den man die Burggaſſe nannte, und woher es kam, wußte er nicht, aber er hatte die Idee, als blickten ihm aus allen Fenſterläden unſichtbare Zuſchauer nach, die genau beobachteten, ob er die Füße recht auswärts ſetze, ob er den Kopf gewohntermaßen aufrecht halte, und ob er in einer geraden Linie dahin wandle. So ſehr er ſich denn auch bemühte, dieſen Forderungen nachzukommen, ſo wollte ihm doch namentlich das Letztere nicht ſonderlich gelingen. Wenn er jetzt auch wirklich in der Mitte der Straße dahin ging, ſo befand er ſich ſchon nach hundert Schritten an der rechten Häuſerreihe, was ihm unbegreiflich erſchien und wobei er ſich mit ſehr großem Erſtaunen einige Mühe geben mußte, die fragliche Ecke, da er ſo nahe an ſie hingerathen, ohne Anſtoß zu umgehen. Aber ſeine Ausdauer ſiegte, und ſo hatte er denn bald die Burggaſſe hinter ſich, kam auch, indem er mechaniſch regelmäßig einen Fuß vor den anderen ſetzte, in die Nähe ſeines Bureau's, fand glücklich die Einfahrt in den finſteren Hof und nach einiger Anſtrengung auch die Thür ſeiner Schreibſtube.

Herr Doktor Plager war ausgegangen und hatte Gottſchalk beauftragt, ſeinem Schreiber zu ſagen, er müſſe ein wichtiges Geſchäft abgemacht haben, da er ſo lange ausgeblieben ſei. Mit dem beſten

Digitized by Google

Willen und trotz eifrigen Nachdenkens konnte sich aber Herr Larioz keines wichtigen Geschäftes erinnern, das er besorgt; nur Eines fiel ihm ein, nachdem er lange gegrübelt, daß er nämlich seinen Prinzipal, den Rechtsconsulenten, auf sieben Uhr zu dem Grafen von Helfenberg zu bestellen habe, und um das nicht wieder zu vergessen, beauftragte er den kleinen Schreiberlehrling, diese Commission zu Papier zu bringen und auf den Tisch des Doktor Plager niederzulegen.

Herr Larioz hätte in diesem Augenblicke nicht schreiben können, sein Kopf war ihm zu schwer, seine Hand zitterte unstät. Er ließ sich an seinem Schreibpulte nieder, ohne die verwunderungsvollen und erstaunten Blicke zu bemerken, mit denen ihn Gottschalk betrachtete. Er stützte das betäubte Haupt auf die Rechte und blickte träumend in den wüsten, schmutzigen Hof hinaus.

Er konnte von seinem Platze aus gerade auf den festgetretenen Schutthaufen sehen, in dessen Rinnsalen das angesammelte Regenwasser wie in kleinen Flußbetten niederströmte. Ihm schienen es in diesem Augenblicke wirkliche Flüsse zu sein, deren Lauf er vom hohen Gebirge verfolgte, und die ihn der Freiheit und, aus dem schmutzigen Hofe hinweg, schönen glücklichen Ländern entgegenführten. Die kahlen Ufer bedeckten sich mit Gebüschen; Rosen, Oleander und Orangenhaine erhoben sich zu beiden Seiten; er sah prächtige Landhäuser mit spiegelblanken Fenstern und an einem *sie*, die ihm winkte, sein Boot anzulegen. — Doch zog es ihn fort nach dem fernen Arabien, wohin sich der große spanische Magier Carabanzeros, der von Geburt ein Maure war, zurückgezogen, um dort den Zauberspruch zu erlernen, den er vergessen: —

Trau, treue Trine — —

Ach, wenn diese süßen Traumgestalten nur nicht so häufig zerrissen worden wären durch die prosaische Wirklichkeit, durch das schallende Zuschlagen irgend einer Thür in dem großen Gebäude, durch den Anblick und das Gekreisch eines alten Weibes, die einem herab-

gewehten Stück Wäſche in den Hof nachſtürzte, und durch das Klatſchen von Schnee und Regen, welchen die Gewalt des Windes zuweilen gegen die lockeren Fenſterſcheiben der Schreibſtube peitſchte. Und dazu kam noch ein eigenthümliches Sauſen und Rauſchen im Kopfe des Träumers ſelbſt, das er vordem nie empfunden, bei deſſen Getöne eine plötzliche Hitze über ſein Geſicht flog! — Dann ſeufzte er tief auf und ließ ſeinen Kopf ganz auf das Pult niederſinken.

Achtzehntes Kapitel.

Eugenie.

Neben vielen Annehmlichkeiten, welche das Haus des Barons von Breda bot und die es dem Geschmacke und dem bei den vielen Reisen des Erbauers Gesehenen verdankte, hatte es auch einen Wintergarten, der bei der schlechten Jahreszeit ein wahres Kleinod genannt werden konnte. Dieser Wintergarten, bestehend aus einem sehr großen Glashause, befand sich seitwärts von dem Portal gegen Südost gelegen, stieß gegen das Haus zu an den kleinen Speisesaal und stand auf der anderen Seite mit den Gewächshäusern in Verbindung. Es war ein längliches Viereck, dessen vier Seiten durch rankende Gewächse und Pflanzen in Kübeln, sowie in den freien Grund gesetzt, vollständig verdeckt waren, welche nun grüne Laubwände bildeten, von denen einige bis an die gewölbte Decke emporstrebten, während andere ihre Zweige weit herabhängen ließen und so eigene reizende Wölbungen bildeten. Die vier Ecken waren durch Blumengruppen abgerundet, zwischen denen man freundlich aus dem Grün hervorleuchtende weiße Marmorfiguren sah. Die Decke des Glashauses hatte so einfach als

sinnreich eine hellblaue Färbung erhalten, wodurch man selbst bei trübem und Regenwetter den klaren Himmel zu sehen glaubte. Von dieser Decke herab hingen drei Kronleuchter, äußerst geschmackvoll aus Holzstämmen gebildet, welche in einer unten befindlichen Schale Epheu trugen, deren Ranken sich um die Arme des Kronleuchters bis hoch hinauf zur Decke spannten.

Vom Eßzimmer des Hauses ging man auf vier Stufen in den Wintergarten hinab, weßhalb man, oben auf der Thürschwelle stehend, das ganze schöne Glashaus mit einem Blick übersehen konnte. Auf der ersten Langseite befand sich ein Springbrunnen, der sein Wasser zuweilen hoch hinauf unter die immergrünen Zweige fremdartiger Sträucher und Bäume sandte, von denen alsdann die einzelnen Tropfen lange nachplätschernd wieder in das Bassin hinabfielen. Gewöhnlich standen die weiten Flügelthüren, welche in das Speisezimmer führten, offen, und dann empfand man auch in diesem Gemach die angenehme gleichförmige Wärme des Gewächshauses, sowie den würzigen Duft der Pflanzen und Blumen.

An demselben Nachmittage, von dem wir vorhin dem geneigten Leser dieser wahrhaften Geschichte berichtet, standen die Flügelthüren zum Eßzimmer ebenfalls offen, und es wird uns erlaubt sein, einen Blick hinein zu werfen.

Es war dies ein einfaches und elegantes Gemach, Decke und Wände mit einer Täfelung von Eichenholz bedeckt, die vier Ecken mit Blumengruppen garnirt, aus deren jeder eine prachtvolle Bronze-Statuette hervor sah. Von gleichem Metall war der Kronleuchter, der von der Mitte der Decke herabhing; er war wie aus fremdem, starkblättrigem Schilfe geformt, dessen Blätter, in der Mitte ein Büschel bildend, unten nach vielen Seiten aus einander gingen, dann wieder in die Höhe stiegen und Wasserlilienkelche zeigten, welche die Wachslichter trugen. Der Boden war mit einem Teppich von Wachstuch bedeckt, darauf sah man in der Mitte unter dem Eßtisch von hellem Eichenholz eine dicke persische Vorlage mit den unbestimmten, dunklen

Digitized by Google

und doch so eleganten Dessins. An der Wand, den Flügelthüren des Gemaches gegenüber, befand sich ein Kamin von jenem bekannten bronzefarbenen, mit feinen Adern durchzogenen italienischen Marmor, und über demselben ein kolossaler Spiegel, der bis zur Decke reichte, — das Einzige, was in dieses Zimmer als Speisesaal nicht recht zu passen schien. Und doch that sich Baron Breda auf die Anbringung dieses Spiegels, und nicht mit Unrecht, etwas zu Gute; denn in ihm zeigte sich durch die geöffneten Thüren das Bild des Wintergartens so täuschend, daß man mitten im Grünen zu sitzen glaubte, um so mehr, als das Gemach, nur von oben erhellt, nirgend einen Blick auf die im Winter abgestorbene Landschaft, auf Schnee, oder Regen, erlaubte.

In beiden Räumen, im Wintergarten, sowie im Eßzimmer, herrschte momentan eine tiefe Stille, deren Einförmigkeit, man könnte fast sagen, noch vermehrt wurde durch das gleichmäßige Plätschern des Springbrunnens; zuweilen nur vernahm man das leise Zwitschern eines Sperlings, von denen sich ein paar unbefugterweise eingeschlichen hatten und es sich nun hier sehr wohl sein ließen, während ihre Kameraden draußen oft jämmerlich hungerten und froren.

Doch wurde jetzt die Stille, die schon längere Zeit im Glashause geherrscht, dadurch sehr auffallend unterbrochen, daß man an dem dem Speisesaal entgegengesetzten Ende mit einem Male eine menschliche Stimme vernahm, welche die Melodie des lieben Augustin gemüthlich und ohne Uebereilung vor sich hinpfiff, was unter den fremdartigen Bäumen und bei dem Plätschern des Brunnens gewissermaßen sehr komisch klang; auch schallte es bedeutend in dem hohen Raume, was aber dem Pfeifer zu gefallen schien; denn nachdem er die bekannte Melodie einmal durchgepfiffen, fing er sie wieder von vorn an und hätte das möglicherweise, ohne zu Ende zu kommen, Gott weiß, wie lange fortsetzen können.

Mittlerweile hatte sich auch die Thür geöffnet, welche aus dem Hause in das Speisezimmer führte, und der kleine Jockey war einge-

treten, auf dem Arme Tischzeug und Servietten tragend, die er auf einen Nebentisch legte und darauf den runden Eßtisch, der in der Mitte stand, sammt Teppichunterlage nicht ohne einige Mühe dem Kamin näherte, in welchem ein lustiges Feuer loderte. Dann schloß er den großen Eichenschrank auf, der sich in einer Ecke befand, deckte die Servietten über den Tisch und stellte zwei vollständige Couverts auf. Er that das alles mit wichtiger, ja, man könnte sagen, finsterer Miene, wobei er, so oft er bei dem Spiegel vorüber kam, was sehr häufig geschah, einen forschenden Blick hinein warf. Doch mochten ihn diese Forschungen nicht vollkommen zufrieden stellen, denn seine Miene verfinsterte sich immer mehr, auch gab er sich gewaltige Mühe, seine Figur etwas größer erscheinen zu lassen, zu welchem Zweck er sich fast die Hüften ausrenkte.

Jetzt hatte er den Tisch gedeckt und nahm einen kleinen silbernen Präsentirteller, der ebenfalls auf dem Schranke stand, setzte ein Glas darauf, rollte einen Stuhl vor den Kamin und stellte sich auf diesen, so daß er wenigstens drei Viertel seiner kleinen Figur in dem Spiegel sehen konnte. Hierauf bemühte er sich, den Teller mit dem Glase mit einer graziösen Attitude zu halten, als wollte er das letztere Jemand präsentiren. Er machte zu diesem Zwecke mehrere Versuche, die er aber selbst alle als nicht gelungen zu betrachten schien. Jetzt nahm er den Teller auf die rechte Seite, bog sich scharf vorn über, wobei er aber den Kopf hoch erhoben trug, und seine Mienen einen gewissen unbeugsamen Stolz, aber sehr mangelhaft, auszudrücken suchten; dann nahm er Teller und Glas auf die linke Seite, auf die des Herzens, gab seinem Körper, namentlich Brust und Schultern, eine herausfordernde Stellung, während er jedoch den Kopf demüthig senkte, als wolle er ausdrücken: stolz kann ich sein, wo es mir nothwendig erscheint; aber vor dir beuge ich mein Haupt in tiefer Unterwürfigkeit. Auch auf der Kehrseite betrachtete er sich, indem er den Rücken gegen den Spiegel wandte und Hals und Kopf fast krampfhaft verdrehte. Alle diese Stellungen aber hatten etwas außerordentlich Komisches;

Digitized by Google

man ſah, wie es dem kleinen Manne darum zu thun war, eine würdevolle, auffallende Haltung anzunehmen, was ihm doch durchaus nicht gelingen wollte. Da er ſich nebenbei ganz allein glaubte, ſo ließ er ſich vollkommen gehen und nahm eine Poſition wohl drei- bis viermal hinter einander an, bis ſie ihm als gelungen erſchien. Alsdann bewegten ſich ſeine Lippen, und er bot irgend einem unſichtbaren Gaſte auf die zierlichſte Weiſe das leere Glas.

Dieſer Moment aber war ſo drollig und ſo zum Lachen herausfordernd, daß es dem geneigten Leſer gewiß nicht ungerechtfertigt erſcheint, wenn ſich in der That plötzlich ein lautes Gelächter vernehmen ließ, von dem der höchlichſt überraſchte Jockey im erſten Augenblicke durchaus nicht wußte, woher es kam. Es war in der That, als hätten die Wände des Gemachs oder eine der Bronzefiguren in den Ecken ihre Luſtigkeit nicht mehr länger zurückhalten können.

Friedrich ſprang erſchrocken von dem Stuhle herab, wobei er übrigens mit einer außerordentlichen Gewandtheit das Glas balancirte, welches auf den Boden niederzufallen drohte; dann wandte er ſich ſchnell nach der Thür, die ins Haus führte, und da er dieſe feſt verſchloſſen fand, trat er auf die Schwelle des Wintergartens, wo er auch alsbald den Urheber des lauten Gelächters entdeckte.

Der Gärtner Andreas ſtand auf dem Kübel, in welchem eine rieſenhafte Sparmannia wuchs, durch deren Blätter und Zweige gedeckt, er ſelbſt unbemerkt alles hatte ſehen können, was ſich in dem Eßzimmer begeben. Als der kleine Mann den Späher jetzt gewahr wurde, ging ſein Schrecken in heftigen Zorn über; er ſtampfte mit dem Fuße auf den Boden und rief aus: „Mit Euren ewigen ſchlechten Witzen und verfluchten Späherein. Ich hätte vom Stuhle fallen und den Hals brechen können, wenigſtens das Glas da.“

„Das will ich dir zugeben, Friedrich,“ entgegnete lachend der Gärtner, indem er näher trat. „Aber komm her, ſtell' du dich auf den Kübel und laß mich einmal da vor dem Spiegel deine Faxen machen, da wollen wir ſehen, ob du nicht noch viel toller lachen mußt.“

Digitized by Google

„Ich habe aber keine Faxen gemacht," versetzte verdrießlich der Jockey, „und wenn ich auch wirklich auf dem Kübel gestanden hätte, so würde ich doch zu discret sein, um anderer Leute Thun und Lassen zu belauschen."

Der Gärtner klappte ruhig sein Messer zu, mit dem er ein paar gelbe Zweige der Sparmannia abgeschnitten, dann sagte er kopfnickend: „Höre, Friedrich, du bist ein ganz verfluchtes Bürschlein; du weißt schon, was du thust und treibst, und wenn du vor dem Spiegel stehst und irgend eine schöne Stellung annimmst, so braucht man dir wahrhaftig nicht zu sagen, warum du das thust. — O du Pfiffikus!"

Der kleine Groom warf sich in die Brust, und obgleich er sich noch immer bemühte, finster auszuschauen, so flog doch ein leises Lächeln über seine Züge.

„Aber Scherz bei Seite!" fuhr der Gärtner fort, indem er näher trat und sich an die Thüreinfassung des Eßzimmers lehnte. „Du hast es in der That recht brav gemacht, und wenn auch klein von Gestalt, so bist du doch von einer Zierlichkeit, die Jedem in die Augen fallen muß. — Apropos!" sprach er nach einer Pause, während welcher er wohl bemerkte, daß der kleine Jockey einen flüchtigen Blick in den Spiegel geworfen, „hast du denn einen Streit mit der Nanette gehabt?"

„Wie so? — Was solls?" fragte der Andere barsch. „Was geht mich die Nanette an!"

„Der Teufel auch, wie du sprichst!" erwiderte der Gärtner mit einer affektirten Verwunderung. „Da klang es doch vor acht Tagen ganz anders."

„Was soll mir die Nanette?" entgegnete stolz der Reitknecht; „das ist ein hoffärtiges, naseweises Ding, eine unnütze Person, die nicht gewußt hat, wie hoch sie sich im Werthe anschlagen soll, die sich einbildet, auf einen Reitknecht herabsehen zu können. Wir sind vollkommen fertig mit ihr."

„Du handelst rasch, Friedrich," versetzte Andreas scheinbar mit

Digitized by Google

großem Ernſte. „Du läßt dir von den Weibsleuten nichts bieten, und das gefällt mir. Es iſt eine ſchöne Sache, wenn man mit denen das umgekehrte Spiel treiben kann. Zuerſt hat ſie dich links liegen laſſen, und das ging dir ſehr zu Gemüthe; jetzt vergiltſt du ihr Gleiches mit Gleichem, und ſie iſt total unglücklich. — Ja, total unglücklich," wiederholte er in beſtimmtem Tone. „Wie geſagt, du biſt ein verfluchter Kerl. Aber was geht's mich an!"

Damit wandte er ſich, um in das Gewächshaus zurückzukehren, und ſprach dabei ganz gleichgültig: „Ja, was geht's mich an! Wer mich nicht fragt, dem brauche ich auch nicht zu rathen; und wer allein laufen kann, der ſoll's verſuchen; die Naſe hoch, vor ſich einen tiefen Abgrund, den er natürlicherweiſe nicht ſieht, bis er hineingeplumpt iſt, und dann erſt wird er ſchreien: Andreas, hilf mir! — Ja, proſit die Mahlzeit! Da ſinge ich, wie es in dem alten Lied heißt

Mutter, es hilft kein Thee mir mehr,
Juha, Thee mir mehr!"

Nach dieſen Worten trat der Gärtner auf die Treppe hinaus, die in das Gewächshaus führte, und begann wieder ſein Lied vom lieben Auguſtin zu pfeifen.

Der kleine Jockey zuckte unmuthig mit den Achſeln, indem er ſagte: „Ich habe Augen, um zu ſehen, was mir vor der Naſe liegt."

Obgleich er aber anfänglich ein entſchloſſenes Geſicht machte, ließ er doch, als ſei ihm ein betrübter Gedanke gekommen, mit einem Male die Unterlippe herabhängen, kratzte ſich am Kopfe und trat ebenfalls in den Wintergarten, nachdem er vorher den ſilbernen Teller und das Glas auf den Tiſch geſtellt.

Andreas ſtand wieder auf dem Kübel der Sparmannia und ſuchte ſo eifrig nach welken Blättern, pfiff auch ſo hartnäckig ſeine Melodie vor ſich hin, daß er unmöglich bemerken konnte, wie Friedrich ſich auf den Rand eben dieſes Kübels ſetzte; ebenſo begreiflich war es, daß der Jockey etwas ſagte, was der Andere gar nicht zu hören ſchien.

Digitized by Google

„Ihr wollt ein guter Freund sein," rief endlich der kleine Mann ärgerlich; „ist das Freundschaft, wenn man Einem so einen bösartigen Brocken hinwirft, woran er ersticken könnte, und dann davon läuft und Einen stehen läßt?"

„Habe ich dir einen solchen Brocken vorgeworfen?" fragte verwundert der Gärtner. „Habe ich dir was Verdrießliches gesagt? Nicht daß ich wüßte!"

„Doch, doch! Ihr spracht von einem Abgrunde zu meinen Füßen, dem ich zuschreite, in den ich stürzen müsse. Eigentlich," fuhr er in hochmüthigem Tone fort, „verstehe ich das wahrhaftig nicht; — aber," sprach er nach einer Pause und nachdem er heftig geschluckt, „wenn ich einen Freund hätte, dem etwas vor den Füßen läge, worüber er fallen müßte, so würde ich ihm sagen: Da, nimm Dich in Acht, geh bei Seite!"

„Und das soll ich dir wohl auch sagen?" erwiderte der Gärtner mit scharfem Tone. „Damit der hochmüthige Herr Friedrich sich so — in die Brust wirft, mit dem Kopfe wackelt und mir zur Antwort gibt: Ich habe gute Augen, um zu sehen, was vor meiner Nase liegt."

Dabei ahmte er die Stellung und Geberden des kleinen Reitknechts außerordentlich getreu nach, was um so komischer aussah, da er dies auf dem Rande des Pflanzenkübels that.

„Also von Abgründen soll ich mit dir reden?" fuhr er nach einigen Augenblicken achselzuckend fort. „Was weiß ich, ob du in deinen hohen Ideen nicht Lust hast, nur so ein bischen am Abhange spazieren zu gehen, oder ob du Muth besitzest, hinab zu springen, um zu Grunde zu gehen oder da unten etwas Köstliches zu finden!"

„Muth habe ich schon," sagte der kleine Groom, indem er sich in die Brust warf. „Aber vor allen Dingen laßt mich hören, was Ihr mit dem Abgrunde meint."

Statt aber bei diesen Worten den Gärtner anzuschauen, blickte er auf eines der wolligen Blätter der Sparmannia, das er verlegen zwischen den Fingern zerrieb.

Digitized by Google

Ueber die Züge des Anderen flog ein triumphirendes Lächeln; doch nur eine Sekunde lang, dann nahm er eine erzürnte Miene an und sprach, indem er nicht nur die Worte, sondern auch den Ton der Stimme seines Gegenübers nachäffte:

„Aber vor allen Dingen laß mich hören, was hast du mit dem Kammerdiener François zu munkeln, den du zuweilen in der Stadt triffst und mit dem du gestern Abend hinter den Gewächshäusern eine halbe Stunde lang parlirtest? — Bist du nicht ein leichtsinniger Kerl, von dem man glauben könnte, er sei hier oben vernagelt?“ fuhr er in gewöhnlichem Tone fort, wobei er mit der Handfläche an seine eigene Stirn schlug. „Das muß der Herr Baron erfahren, und du sitzest vor der Thür, ehe man Eins, Zwei, Drei zählen kann.“

„Ich hätte den François gesprochen?“ rief Friedrich mit erkünsteltem Erstaunen, „den Kammerdiener vom Gute draußen, von dem ich weiß, daß er der ganzen Herrschaft und mit vollem Rechte verhaßt ist?“

„Von dem du weißt, daß er der ganzen Herrschaft und mit Recht verhaßt ist,“ wiederholte der Gärtner in sehr nachdrücklichem Tone, „den hast du gestern Abend hinter den Gewächshäusern gesprochen!“

„Da wollte ich doch schwören auf alles, was Ihr wollt!“ rief der kleine Jockei eifrig. „Nein, so was müßt Ihr mir nicht nachsagen!“ Dabei nahm er eine gekränkte Miene an.

„O, Bürschlein, Bürschlein!“ versetzte Andreas, indem er mit dem Zeigefinger der linken Hand — in der rechten hielt er das Messer — vor dem Gesichte des Andern hin und herfuhr. „Du willst da schwören und zwinkerst doch mit den Augen, wenn ich dich fest ansehe? Wenn ich nun einen Zeugen nennen wollte, der dich gestern mit dem François sprechen sah? Wenn ich mit diesem Zeugen vor den Herrn Baron hinträte und ihm sagte: So und so, gnädiger Herr, wahr ist es, Sie können mir glauben; der Friedrich, der kleine Halunke, conspiratirt mit dem François gegen die Herrschaft. He, Sohn, was dann? Da kannst du auch hingehen und Bierwirthschaftskellner werden, wie dein Bruder im Reibstein in der Burggasse.“

Während der Gärtner so sprach, hatte der Groom finster vor sich hingeblickt, alsdann preßte er die Lippen aufeinander, und eine seltene Entschlossenheit zeigte sich auf seinen Zügen; auch glänzten seine Augen wie die einer erzürnten Katze, als er zur Antwort gab: „So, Ihr habt einen Zeugen, der mich gesehen? Nun, dann ist mir's gleichviel, ob Ihr mich heute oder morgen beim Herrn angebt; denn wenn Ihr es nicht thut, so thut es der andere, der, wie Ihr sagt, mich gesehen. Aber in dem Falle werde ich freiwillig nicht das Geringste sagen, so unschuldig es auch sein mag, nicht das Geringste." — Er machte eine heroische Handbewegung.

„Du bist und bleibst ein Kindskopf," sagte der Andere jetzt auf einmal mit einem gutmüthigen Lächeln. — Er klopfte die Gartenerde am Rande des Kübels von seinem Messer und fuhr alsdann fort: „Und doch bist du ein schlimmer Geselle; denn wenn du glaubst, ich sei im Stande, dich von einem andern belauschen zu lassen, so wärst du in der That fähig, es mir so zu machen. — Also, daß du mit dem François gesprochen, gibst du zu?"

„Wie kann ich das zugeben, da es nicht wahr ist!" rief der Reitknecht. „Allerdings sprach ich gestern Abend mit Jemanden hinter den Gewächshäusern, aber das war der Jäger Klaus."

„Kann dieser verdorbene Bursche lügen!"

„Ich schwöre einen feierlichen Eid, daß ich den Jäger Klaus gestern Abend hinter den Gewächshäusern gesprochen," sagte Friedrich, indem er die rechte Hand feierlich empor hob.

„Auch gesprochen, du Spitzbube!" versetzte der Gärtner. „Jetzt gib Acht, Kerlchen, ich will dir sagen, wie die Sache sich begeben, und da wollen wir sehen, ob der Andreas zu viel oder zu wenig weiß. — Du standest gestern Abend, als es dunkel war, hinter dem Camelienhaus und sprachst mit François; da hörtet ihr Schritte, der François retirirte sich um die Ecke, und du, ein durchtriebener Geselle, wie du bist, pfiffst ruhig: So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage! — He, weiß ich Alles?" — Dabei blinzelte er mit dem rechten Auge

Digitized by Google

pfiffig gegen Friedrich. — „Und du thateſt, als wenn du nach den Ställen gehen wollteſt.“

„Das Letztere iſt vollkommen wahr; ich habe gepfiffen und bin auch nach den Ställen gegangen.“

„Unterwegs trafſt du Klaus?“

„Ja, ich traf Klauß, das heißt, ich traf ihn nicht, ſondern als ich ſah, daß er mich vermeiden wollte, da ſagte ich ihm: guten Abend, wie gehts? und ging meiner Wege.“

„ Und trateſt zu dem ſauberen François hinter das Camelienhaus?“

Der Reitknecht zog ein ſpitzes Maul und zuckte mit den Achſeln, ohne Antwort zu geben.

Andreas klappte ſein Meſſer zu, dann ſprach er ruhig: „Ich will dir was ſagen, Sohn, wenn du in das Loch hinein purzeln willſt, auf welches du zuduſelſt, ſo kann es mir ſchon recht ſein, obgleich es mir leid thut, denn bei all deinem Leichtſinn haſt du ein paar gute Seiten. Du mußt nun auch gar nicht glauben, daß ich wiſſen will, was du mit dem François verhandelt — Gott ſoll mich bewahren! dafür iſt mir meine Stelle zu lieb. Aber wenn du einen guten Rath annehmen willſt, ſo ſagſt du mir zu deinem eigenen Beſten, wer mit Klaus ſprach, nachdem er bei dir vorübergegangen war — du weißt es, du haſt ihn beobachtet.“

Der kleine Jockey verſuchte es, ein ſchmerzliches Geſicht zu ziehen, aber er brachte es nur zu einer Grimaſſe, wie ſie vielleicht ein Affe zeigen wird, den man in den Schwanz kneipt. Dabei patſchte er mit der Hand auf ſein Herz und ſagte mit affektirter Rührung: „Das hat mich erſchüttert.“

„Ja, ich habe beim Nachteſſen geſehen, daß es dich erſchüttert hat. Haſt du doch geſeufzt, daß Alle aufmerkſam wurden, und daß ſelbſt die Nanette gefragt, ob du vielleicht ein Herzleiden hätteſt?“

„Ich hatte auch geſtern ein Herzleiden,“ entgegnete Friedrich mit einem tiefen Seufzer und melancholiſchem Tone. „Seht Ihr, Andreas,“ fuhr er redſeliger fort, „es thut weh, wenn man ſo bittere

Erfahrungen machen muß. Aber ich halte es für eine wahre Wohlthat, mich gegen einen Freund aussprechen zu können. Und Ihr seid doch mein Freund, nicht wahr, und schwört mir unverbrüchliches Stillschweigen?"

Jetzt hatte der schlaue Gärtner den kleinen Jockey auf dem Punkte, auf dem er ihn haben wollte. Seine Worte begannen zu fließen, wie das Wasser aus einer geöffneten Schleuse, und es brauchte jetzt nur noch eines Gegendrucks, um es im Augenblicke darauf stärker hervorquellen zu machen. Deßhalb sprach auch Andreas mit gleichgültiger Miene, indem er Anstalten machte, von dem Kübel herabzusteigen: „Du weißt, ich schwöre nicht gern, und es ist auch nie meine Art gewesen, mich in anderer Leute Geheimnisse einzudrängen. Wenn Jemand kein Vertrauen zu mir hat, so soll er es bleiben lassen, dann branche ich ihm auch keinen guten Rath zu geben."

„Ihr wißt aber wohl, daß ich Vertrauen zu Euch habe, und ich hätte schon mit Euch gesprochen, aber da macht Ihr immer über jede Kleinigkeit einen Spektakel, wenn auch so gut wie gar nichts dahinter ist."

„Na, na!" entgegnete der Gärtner, „davon später! Ich sage dir, die Sache ich ernst genug."

„Ja, es hat mich auch überrascht und schmerzlich berührt," erwiderte der Jockey, nachdem er heftig geschluckt. „Was hat der Jäger Klaus überhaupt hier bei uns in Nacht und Nebel zu schaffen? Und was hat — — das gnädige Fräulein mit ihm im Geheimen zu verkehren?"

„Das gnädige Fräulein?" rief ungläubig lachend der Gärtner. „Höre, armer Bursche, du siehst das gnädige Fräulein überall. — Das gnädige Fräulein — ah bah! Wo hast du denn deine Augen gehabt?"

Er zuckte aufs Auffallendste mit seinen Achseln und stieg alsdann gemüthlich vom Kübel herab.

Durch diesen Widerspruch augenscheinlich gereizt, versetzte Friedrich

in sehr bestimmtem Tone: „Meine Augen hatte ich bei mir, und die sehen sehr gut; auch mögt Ihr die Achseln zucken, wie Ihr wollt, und ein ungläubiges Maul ziehen, so ist doch wahr, was ich sage. Das gnädige Fräulein war es, die aus dem Hause kam, gerade so, als habe sie mit Klaus die Zeit abgeredet gehabt. Und dann sprachen die Beiden mit einander wohl zehn Minuten lang."

Andreas schüttelte mit dem Kopfe, dann sagte er im Tone des Unglaubens, wobei er aber aus den Augenwinkeln einen lauernden Blick auf Friedrich warf: „Was soll das gnädige Fräulein mit dem alten Jäger Klaus zu schaffen haben? — Narrenspossen!"

„Das will — das würde ich Euch sagen," verbesserte sich plötzlich der Jockey, „wenn ich es nämlich wüßte."

Bei diesen Worten betrachtete er aufmerksam das Blatt der Sparmannia, welches er zwischen die Finger genommen hatte.

Der Gärtner steckte die Hände in die Seitentaschen seiner Jacke und entgegnete: „Nun ja, angenommen, du hättest richtig gesehen — es wäre wirklich das gnädige Fräulein gewesen, welches mit dem alten Jäger sprach, was wird die ganze Geschichte sein? — Er ging von dem Gute nach der Stadt und nahm einen Auftrag von der Frau Mutter des gnädigen Fräuleins mit.

Friedrich schüttelte pfiffig lächelnd den Kopf und erwiederte nach einer kleinen Pause: „So ist es nicht; es muß etwas ganz Anderes gewesen sein."

„Das hat dir François gesagt?" fragte rasch der Gärtner, worauf der Andere sich scheu umsah und dann hastig mit dem Kopfe nickte.

„Ei, ei! — hm, hm!" machte Andreas, während er die Arme über einander schlug und zu Boden blickte. „Das ist eine verwickelte Sache, die überlegt sein will. Wenn du wirklich Zutrauen zu mir hast — und ich rathe dir als Freund, welches zu haben — so wollen wir heute Abend nach dem Diner der Herrschaft darüber weiter sprechen. — Jetzt ist nimmer Zeit dazu," fuhr er eilig fort, indem er aufhorchte. „Hörst du, dort kommen die Pferde."

Digitized by Google

In der That vernahm man in diesem Augenblick noch von der Straße draußen den leichten Galoppschlag ansprengender Pferde. Der Gärtner Andreas verlor sich im Hintergrunde des Gewächshauses, und Friedrich, der Jockey, verschwand durch die Eingangsthür auf der linken Seite, die ins Freie führte.

Kurze Zeit darauf erschien der Baron Breda an der Seite Eugenieus am Eingangsthore des eleganten Hauses. Beide kamen von einem Spazierritte zurück, und als die Pferde auf dem weichen Sandboden nur im Schritte gehend daher kamen, bog sich der Baron im Sattel gewandt zu der schönen Reiterin hinüber und ordnete etwas an den Zügeln ihres Pferdes, die sich verwirrt hatten, worauf er ihr dieselben mit einem freundlichen Blicke in die Hand gab. Der große Lord strebte so stark nach dem Stalle, daß ihm der kleine Braune, den Eugenie ritt, im Schritt nicht folgen konnte, weßhalb sie ihn lachend mit der Reitpeitsche berührt, worauf er mit einer eleganten Lancade zu gleicher Zeit an der Thür des Glashauses hielt. Und das gewährte bei dem festen Sitze des schönen Mädchens einen reizenden Anblick.

Baron Breda schwang sich leicht aus dem Sattel und hob alsdann auch Eugenie von ihrem Pferde herab. Friedrich ergriff die Zügel der beiden Thiere und führte sie mit einem beinahe finsteren Seitenblicke auf die junge Dame nach dem Stalle.

Der Gärtner Andreas aber hatte sich an der Eingangsthür zum Glashause eingefunden und öffnete dieselbe, um die Beiden einzulassen.

Eugenie ging voraus, und als sie so leicht und graziös zwischen den grünen Pflanzen dahin wandelte, konnte man wohl kaum eine reizendere Erscheinung sehen. Das schwarze, knapp anliegende Reitkleid zeigte die schlanken und doch so vollen Formen ihres Körpers. Und wie sie die Schleppe desselben so natürlich und hübsch mit der linken Hand trug! Dabei schien sie durchaus nicht von dem Ritte ermüdet zu sein; denn sie blieb bald hier, bald da stehen, strich leicht mit

Digitized by Google

den Fingern über das Blatt einer fremden Pflanze oder beugte ſich nieder auf den noch offenen Kelch irgend einer Blume.

„Du mußt aber geſtehen, Onkel George," ſagte ſie alsdann, indem ſie ſtehen blieb und ſich gegen den Baron umwandte, „daß ich deinem Reitunterrichte keine Schande mache. Auch fatiguirt es mich von Tag zu Tag weniger, ein paar Stunden zu Pferde zu ſein, nur fühle ich mich echauffirt, ach, recht echauffirt! Und da thut die kühle Temperatur hier in dem Gewächshauſe ſo außerordentlich wohl."

„Ja, wir ſind ein wenig ſcharf geritten," entgegnete der Baron, indem er mit inniger Freundlichkeit auf das zart geröthete Geſicht des jungen Mädchens blickte, deſſen Augen förmlich leuchteten. „Aber geh in deine Zimmer, Kind," fuhr er beſorgt fort, als er ſah, daß Eugenie keine Miene machte, das Glashaus zu verlaſſen. — „Nein, nein," ſetzte er eifrig hinzu, indem er bemerkte, daß ſie ihren Hut abnehmen wollte, das darfſt du jetzt nicht thun; dazu iſt es doch zu kühl hier, du wirſt dich jedenfalls erkälten."

Dabei hatte ſie aber ſchon mit großer Behendigkeit den kleinen, grauen Filzhut herabgenommen und bewegte ihn ſchelmiſch lächelnd gegen ihren kopfſchüttelnden Begleiter, dem es jedoch nicht gelingen wollte, eine ernſte Miene anzunehmen, wie einen Fächer vor dem Geſichte auf und ab, ſo daß Schneeflocken und Waſſertropfen, die ſich am Rande angeſammelt hatten, auf ihr dickes ſchwarzes Haar flogen, ſich dort einen Moment wie glänzende Punkte anhängten und den ſchönen Kopf des jungen Mädchens wie eine friſch blühende, dunkelglühende, mit Thauperlen beſäete Roſenknoſpe erſcheinen ließen.

Der Baron ſchaute eine Sekunde nachſinnend in die kindlich lächelnden Augen des Mädchens, dann fuhr er mit der Hand leicht über ihr feuchtes Haar und ſagte, indem er eine ernſte Miene anzunehmen ſuchte: „Du biſt ein ſchrecklicher Wildfang, Eugenie, und man muß ſich obendrein in Acht nehmen, dir etwas zu verbieten; denn ſtatt daß du einem guten Rathe Folge leiſteſt, begehſt du noch etwas Anderes dazu. Ich warne dich vor Erkältung, und du ſpritzeſt

dir Waſſer und Schnee auf die erhitzte Stirn. Ja, ja, wer kann dich bändigen! Die Tante iſt zu nachſichtig und ich — ſehe leider den dritten Theil deiner kleinen Unarten nicht."

Eugenie hatte bei dieſen Worten aufmerkſam mit den großen Augen das Geſicht ihres Onkels betrachtet, und wenn ſie etwas auf demſelben entdeckt hätte, was wie Verdruß oder Kummer ausgeſehen, ſo würde ſie das gewiß tief betrübt haben; da ſie aber bemerkte, daß die Strafpredigt durchaus nicht ernſtlich gemeint war, ſo machte ſie einen tiefen ſchelmiſchen Knix und ſprang davon, indem ſie zurückrief: „O, Onkel George, ich muß machen, daß ich dir aus den Augen komme; denn ſonſt zankſt du in Einem fort mit mir, und das über lauter Sachen, die ich von dir und bei dir gelernt."

Dahin flog ſie die paar Stufen hinan zum Eßzimmer und hätte faſt den Gärtner Andreas umgeworfen, der wieder hinter den dichten Zweigen der Sparmannia zu thun hatte, und verſchwand darauf hinter der Flügelthür.

Der Baron ſchritt ihr kopfſchüttelnd nach, und als er ſie ſo durch die Geſträuche dahin ſchlüpfen ſah, war ihm das junge Mädchen, obgleich ſie erſt vor Kurzem in ſein Haus gekommen, doch gerade hier in demſelben durchaus keine fremdartige Erſcheinung; es war ihm, als ſei ſie von Anfang an da geweſen, und als gehöre ſie ſo zum Ganzen, daß dieſes nicht ohne ſie beſtehen könnte. Freilich lächelte er ſelbſt über ſeine Phantaſieen, wenn er dachte: Wozu wäre das Glashaus nöthig, wenn Eugenie nicht hier Morgens ſpazieren ginge, dort auf jener Bank ihre Bücher leſen würde und dem Gärtner Andreas oft halbe Stunden lang Gelegenheit gäbe, ſeine Kenntniſſe und ſeine Gelehrſamkeit zu zeigen, indem ſie ihn über die Namen aller erdenklichen Pflanzen und Blumen examinirte, dieſe aber oft beſſer wußte, als er? — Wozu hätte ich meine Reitpferde, als daß ich mit Eugenien ſpazieren ritte? wozu meine Loge im Theater, als daß ſich das junge, ſchöne Mädchen dort in die Ecke ſchmiegt? leider für viele müßige junge Herren ein Schauſpiel im Schauſpiel.

So dachte Baron Breda, als er langsam durch den Wintergarten und den Eßsalon nach seinem Zimmer schritt. Gewissermaßen aber hatte er ein Recht, so zu denken; denn erst seit das junge lebhafte Mädchen im Hause war, wurden die obengenannten Gegenstände in ihrem vollen Umfange gewürdigt und benutzt. War doch früher die Breda'sche Loge im Opernhause in ihrer Leere zu einem Sprichworte geworden; schienen doch der Wintergarten und die weitläufigen Gewächshäuser nur eben dazu eingerichtet zu sein, daß Andreas etwas zu thun habe; wurde doch der reizende Eßsalon nur höchst selten bei kleinen Diners, welche der Hausherr seinen Freunden zur Winterzeit gab, benutzt; und wenn auch der Baron, ehe Eugenie im Hause war, viel zu Pferde auswärts war, so vermehrte dies doch noch beträchtlich die Leere und Stille des Hauses; denn wenn er alsdann zurückkam, so stieg er drüben bei den Ställen ab und bemühte sich alsdann, so leise wie möglich die Treppen hinauf nach seinen Zimmern oder denen seiner Frau zu gehen. Ja, es war, als hätten sich früher Herrschaft und Dienerschaft gescheut, in dem Hause das geringste Geräusch zu machen; letztere sprach nur flüsternd zusammen, und die erstere gab auch höchst selten einen lauten Ton von sich. Nicht einmal beim Diner wurde von Herr und Frau von Breda viel gesprochen, was eigentlich begreiflich ist, denn ein Diner zu Zwei ist nur in Ausnahmsfällen amusant und wird gewöhnlich von der Langeweile selbst bedient. Früher, als der kleine Jockey noch zuweilen lustig gelaunt war, hatte er einmal dem Gärtner und der Nanette versichert, jedesmal, wenn er ins Eßzimmer trete, kneife er sich draußen in seine lange Ohren, damit es ihm nicht einmal passire, daß er beim Serviren irgend eines Gerichtes einschlafe und umfallend seinen eigenen Kopf auf der Schüssel präsentire.

Bei alle dem aber kann man nicht sagen, daß Frau von Breda, in deren Wesen man wohl die Stille und Einförmigkeit des Hauses suchen darf, dabei eine langweilige, verdrießliche oder gar unbedeutende

Frau gewesen wäre. Im Gegentheil, bei einem regen, bildsamen Geiste hatte sie eine vortreffliche Erziehung genossen, redete und schrieb verschiedene Sprachen mit großer Fertigkeit und beschäftigte sich außerordentlich viel, vielleicht etwas zu viel, mit Kunst und Literatur; sie las fast den ganzen Tag, ohne daß sie es liebte, sich über das Gelesene auszusprechen, woher es auch wohl kam, daß sie sich gern in sich selbst zurückzog, ein Bedürfniß nach Ruhe und Stille hatte, in welcher sie von dem aufmerksamen Gatten nicht gestört wurde, und so eine Atmosphäre, die zuweilen fast an Langweiligkeit grenzte, über das ganze Haus verbreitete.

Schon in einem früheren Kapitel haben wir mit wenigen Worten der Verheirathung des Barons von Breda mit seiner Frau gedacht; letztere mußte es als ältere Schwester mit Kummer und Besorgniß erleben, daß ihre jüngere Schwester, die Mutter Eugeniens, ein Leben führte, das mit der Zeit nur ein schlimmes Ende zur Folge haben konnte. Obgleich Beide ein großes Vermögen besessen, so hatte doch die Baronin Henriette mit dem ihrigen auf die tollste Art gewirthschaftet, worin sie von ihrem alten schwachen Manne, wenn nicht unterstützt, doch auch nicht gehindert wurde, indem der Baron nur Sinn für seine verschiedenen Sammlungen hatte, mit denen er sich aufs eifrigste und als Kenner beschäftigte, während er sich bei dieser Beschäftigung für den Gang des Hauswesens weder interessirte, noch darum bekümmerte. Bitten und Ermahnungen der älteren Schwester waren gänzlich fruchtlos geblieben, und obgleich diese wohl einsah, daß sie ein Leben wie das ihrer Schwester, selbst mit den größten Aufopferungen ihrerseits, nicht zu erhalten vermöge, so ließ sie sich doch bewegen, immer und immer wieder, selbst mit großen Summen, auszuhelfen, was am Ende auch ihren Ruin hätte mit herbeiführen müssen.

Da hatte sie sich ein Herz genommen, um ihren jetzigen Mann, den Baron Breda, der als äußerst zuverläßig in Geschäftssachen bekannt, sowie um seines festen Charakters willen mit Recht berühmt war, um Rath zu fragen. Der wilde George, welchen Namen ihm

seine Kameraden vom Regiment gegeben, verdiente diese Benennung nur, wenn er im Sattel saß; denn da war ihm kein Wagestück zu groß, kein Unternehmen zu tollkühn, das er nicht mit ausgeführt hätte, wenn es ihm von Anderen proponirt wurde oder wenn er selbst in seinen vielen Freistunden darauf verfiel.

Die Baronin kannte den Offizier schon von ihrem elterlichen Hause her, wo ihn ihr Vater gern gesehen und protegirt hatte. Auch hatte George beständig eine gewisse Zuneigung — man konnte sie eine brüderliche nennen — für die beiden Schwestern bewahrt; ja, er allein hatte das Recht, der Baronin Henriette von Braachen zuweilen ihre Thorheiten vorhalten und seine Ermahnungen mit der Frage schließen zu dürfen, wohin das verschwenderische und ausschweifende Leben denn eigentlich führen solle? Wenn sie auch ihrem Prediger in der Wüste, wie sie ihn nannte, Anfangs lachend zuhörte und seine Angriffe geistreich und gewandt parirte, so war er doch im Stande, sie ernst zu stimmen, ja, ihr Thränen zu entlocken, sie auch vielleicht zu guten Vorsätzen zu ermuntern, die aber leider in der nächsten Stunde darauf schon alle wieder vergessen waren. — „Ja, es ist ein Unglück," pflegte sie dann wohl zu sagen, „daß guter Rath oft zu spät kommt und daß man Geschehenes nicht ungeschehen machen kann. Sie hätte ich heirathen sollen, lieber George, dann wäre wahrscheinlich Alles, Alles anders gekommen."

„Das wäre vielleicht möglich," hatte er dann trocken zur Antwort gegeben; „entweder hätte sich Ihr Leben anders gestaltet, oder wir wären Beide unglücklich geworden."

„Das Letztere erscheint mir glaubwürdiger," erwiderte sie dann mit einer unbegreiflichen Offenherzigkeit, und wenn sie darauf in tiefes Nachsinnen versunken war, so hatte er seinen Hut genommen und sich empfohlen.

Auch die ältere Schwester, deren ruhigen und ernsten Charakter Herr von Breda wohl erkannt, sah er häufig bei Besuchen, die er ihr machte, oder in Gesellschaften und auf Bällen, die sie mit einer alten

Tante beſuchte. Bei ſolchen Veranlaſſungen war er immer freundlich, theilnehmend, ja, auch aufopfernd für ſie geweſen; er liebte es, ſich in Geſellſchaften mit dem, wenn auch ältern, aber geiſtreichen Mädchen ſtundenlang zu unterhalten, und auf Bällen war er hergebrachtermaßen für gewiſſe Touren lange Zeit ihr Tänzer geweſen. Schon viele und mitunter dem Aeußeren nach auch vortheilhafte Partieen hatten ſich für die reiche Dame gefunden; doch mußten ihr dieſe nicht annehmbar erſchienen ſein, da keine zu Stande gekommen war.

Auch bei dieſen delikaten Angelegenheiten fragte ſie George häufig um ſeinen Rath, den er ihr auch in ſeiner kurzen und treffenden Weiſe bereitwillig gab, — eine offene Unbefangenheit, die uns zu der Annahme berechtigt, daß damals weder die Baronin, noch Herr George von Breda auch nur im Entfernteſten an eine Verbindung zwiſchen ihnen ſelbſt gedacht.

Da geſchah es, was wir ſchon oben angedeutet, daß ſie ihm eines Tages die Lage ihrer Schweſter genau aus einander ſetzte und nicht unterließ, ihm dabei zu ſagen, wie ſie vorausſichtlich wohl in den Fall kommen könne, ihre eigene Exiſtenz wenn auch nicht zu opfern, doch ſehr zu ſchmälern, um ihrer Schweſter zu helfen.

George von Breda hatte ihr darauf alles wiederholt, was er ihr ſelbſt ſowohl als ihrer Schweſter ſchon häufig geſagt, und hatte es ſchließlich für rathſam gefunden, einen Geſchäftsmann aufzuſuchen, dem ſie die Verwaltung ihres Vermögens unter gewiſſen Bedingungen übertrüge, wobei ſie ſich freilich verbindlich machen müſſe, in Betreff ihrer Schweſter nichts gegen den Rath dieſes Sachwalters zu unternehmen, der mit den Eigenſchaften, die er eigentlich haben müſſe, wohl ſehr ſchwer zu finden ſein dürfte.

Dieſe Unterredung hatte ein paar Stunden gedauert, und als der Baron darauf das Haus verlaſſen und ſein Pferd beſtiegen, war er im langſamſten Schritte durch die Straßen der Stadt bis in ſeine Wohnung geritten — ein Ereigniß, welches bei den ihm begegnenden

Kameraden, die er obendrein aufs flüchtigste grüßte, gewaltiges Kopfschütteln hervorgebracht hatte.

Dieses Kopfschütteln aber vergrößerte sich, wurde zur Verwunderung, ja, zum größten Erstaunen aller, welche den wilden George gekannt, als derselbe in den nächsten Tagen bei seinen zahlreichen Bekannten Verlobungskarten herumschickte und darauf seinen Freunden und allen ihm näher Stehenden in sehr trockenen Worten sagte, er wisse wohl, daß die Verbindung, die er einzugehen im Begriffe stehe, verschiedenartigen Deutungen unterliegen werde, er bäte aber, sich im Ausdrucke dieser Deutungen außerordentlich zu menagiren; denn wenn er sich auch in diesem Falle vorgenommen habe, auch ferner ein zuverläßiger und treuer Kamerad zu bleiben, so sei er doch bekannt genug, daß man im anderen Falle von ihm glauben könne, er werde auch nicht das geringste unangenehme oder anzügliche Wort, welches er in dieser Angelegenheit erfahren würde, ruhig oder geduldig hinnehmen.

War es nun, daß man den wilden George fürchtete, oder stand er so hoch in der Achtung seiner Bekannten — und wir glauben das Letztere — daß man die Motive zu seiner allerdings etwas überraschenden Verbindung ehren und anerkennen zu müssen glaubte — genug, die Sache war abgemacht, und als Baron George von Breda sich kurze Zeit darauf verheirathete, war es gerade, als habe Jedermann schon lange vorher um diese Verbindung gewußt und sei vollkommen damit einverstanden.

Daß sie in jeder Hinsicht gelungen schien, glauben wir auch unsererseits berechtigt zu sein, dem geneigten Leser zu sagen. Der Baron übernahm das Vermögen seiner Frau, brachte alles, was unter der schwächeren Hand derselben nicht gehörig verwaltet worden war, in gute Ordnung, setzte sich auch ein- für allemal mit seiner Schwägerin aus einander, und das zwar auf so großmüthige Art, daß diese ihm aus Grund ihrer Seele dankte, und das Einzige, was er nun, reich geworden, wenn man will, für sich that, war der Bau des reizenden

Hauſes vor den Thoren der Stadt, deſſen Pläne er ſchon lange vorher mit Liebe und Umſicht angefertigt hatte.

Nachdem Eugenie und der Baron das Glashaus verlaſſen hatten, und Beide in den oberen Stock hinaufgeſtiegen waren, herrſchte hier unten wieder dieſelbe Stille, wie wir ſie zu Anfang dieſes Kapitels erwähnt. Der kleine Jockey aſſiſtirte der Abreibung der beiden Pferde in dem Stalle, und Andreas, der ſich aus dem Wintergarten nach dem großen Gewächshauſe zurückgezogen, ſaß hier auf den Stufen einer Blumenſtellage, ſein Vesperbrod verzehrend, und war dabei in tiefes Nachdenken verſunken.

Was doch ein Menſch vor dem anderen in dieſer Welt voll Ungerechtigkeiten für ein merkwürdiges Glück hat! dachte er. Da kommt das junge Mädchen, das draußen auf dem alten, halbverfallenen Landhauſe kaum etwas zu beißen hatte, hieher, und da iſt es doch gerade, als ſei eine Prinzeſſin eingezogen. Ja, ſo ein ſchönes Geſicht, das kann doch Alles durchſetzen; daß wir alle ſammt und ſonders hierhin und dorthin ſpringen müſſen, wenn die nur mit den Augen zwinkert, iſt leider Gottes begreiflich; denn ein Diener iſt nun einmal ein Diener und muß ſich nach den Launen ſeiner Herrſchaft fügen; daß aber dieſe Herrſchaft, d. h. die gnädige Frau, murmelte er ingrimmig, während er ſein Meſſer bis ans Heft in das Brod ſtieß, alles thut, was man der Anderen nur an den Augen abſehen kann, das iſt doch unbegreiflich und noch gar nie dageweſen. Hat denn die keine Augen im Kopf, um zu ſehen, wie er mit dem Kinde — ſo nennt er ſie freilich — umgeht? Eugenie hier und Eugenie da! — Eugenie, du wirſt dich erkälten, da fühle nur, deine Stirn iſt ganz heiß — hahaha! ja proſit die Mahlzeit — erkälten! Nun, das wird mit der Zeit eine gefährliche Erkältung geben, dafür iſt mir gar nicht bange. — Aber weil ſie alles Recht im Hauſe hat, fuhr er giftiger fort, deßhalb nimmt ſie ſich auch heraus und bekümmert ſich um meine Angelegenheiten. Daß ſie was von der Gärtnerei verſteht, daran iſt leider Gottes ihr verrückter Papa draußen

ſchuld. Aber wer ihr das Recht gibt, in meine Pflanzenkäſten und in mein Inventar zu ſchauen, das möcht' ich wiſſen. Der Baron gibt doch auch auf die Sachen hier Achtung, das muß man ihm laſſen, aber was geht's die da an, wenn ich manchmal irre? Es kann ſchon Fälle geben, wo Zwei und Zwei Sechs iſt; was verſteht ſo Eine davon! — Na, paſſe du mir nur auf, ich will dir Gleiches mit Gleichem vergelten, und Zinſen ſollſt du obendrein kriegen.

Damit war Brod und Selbſtgeſpräch zu Ende, und Andreas hätte wahrſcheinlich wieder den lieben Auguſtin vorgenommen, wenn er ſich nicht ſelbſt in den Zorn hinein gedacht hätte, was auch daran zu erkennen war, daß er ein prachtvolles Geranium, das er im Aufſtehen von der Stellage herabgeworfen, ſo mit dem Fuße von ſich ſtieß, ſtatt es aufzuheben, daß der Blumenſcherben in unzählige Stücke zerbrach, die weit umher flogen.

Dabei war es für ihn unangenehm, daß das junge Mädchen, deſſen er ſoeben in ſeinen Betrachtungen ſo liebreich gedacht, zufälligerweiſe in dieſem Augenblicke in das Gewächshaus trat. Bei jeder anderen ähnlichen Veranlaſſung würde ſie ſich wahrſcheinlich achſelzuckend entfernt haben, aber dieſer ſo muthwillig zerbrochene Blumentopf, die umherliegenden Scherben brachten mit einem Male eine ſo trübe Erinnerung in ihr hervor, daß ſich ihr Geſicht mit glühender Röthe übergoß, die gleich darauf einer tiefen Bläſſe Platz machte; ja, ſie zuckte ordentlich zuſammen und konnte ſich nicht enthalten, auszurufen: „Ah, Andreas, das iſt nicht ſchön von Ihnen! Warum zerbrechen Sie ſo muthwillig den Blumenſtock? Das thut mir weh; ich kann das nicht ſehen.“

Der Gärtner blickte in die Höhe, ohne gerade ein bedeutendes Erſchrecken auf ſeinem Geſichte ſehen zu laſſen; vielmehr warf er ſpöttiſch den Mund auf, war aber doch klug genug, ſeine Worte mit dieſer Geberde nicht in Einklang zu bringen, ſondern ſagte: „Ja, das iſt ſo ein Unglück, wie es Einem wohl paſſiren kann. Habe ich doch den Topf nur etwas bei Seite ſetzen wollen, und da iſt er mir zu

meinen Füßen zerbrochen. Nun, der Blume hat es nichts geſchadet, die wollen wir gleich wieder einſetzen."

Eugenie zog ſich zurück, ohne ein Wort weiter zu verlieren, und Andreas, der das Geranium aufgehoben hatte und ſo that, als betrachte er aufmerkſam die Schäden, die daſſelbe ebenfalls genommen haben könnte, blickte über die Blätter weg dem jungen Mädchen nach, indem er vor ſich hinmurmelte: „Gelt, hätteſt am Ende gern nach einem Stocke geſehen, kannſt nicht leiden, wenn man Scherben zerbricht. Das mag wohl ſein, mein Schatz, aber wir hier ſind kein François, und was du zu Hauſe gethan, wirſt du hier, hoffe ich, unterlaſſen."

Hätte Eugenie nur eine Ahnung von den Gedanken des Gärtners gehabt, daß er ſie haſſe, er, gegen den ſie, wie gegen Alle im Hauſe, freundlich und höflich war, ja, hätte ſie nur den hundertſten Theil erfahren von den giftigen Reden, die im Bedientenzimmer, in Küche, Stall und Gewächshaus über ſie zu Tage kamen, wer weiß, ob ſie nicht im ſelben Augenblick heimgekehrt wäre in das verfallene Landhaus ihrer Eltern, wo freilich kein Glanz und keine Pracht ſie umgab, wo ſie aber allen, die dort lebten, wie ein fleckenloſes himmliſches Bild erſchien, wo ſie friedlich abgeſchieden von der Welt gelebt, umgeben von tiefer Ruhe und dem heiligen Frieden der großen Wälder.

Zuweilen zuckte wohl etwas Aehnliches durch ihr Herz, und dann konnte ſie lange, lange droben am Fenſter ſtehen und hinüber ſchauen nach der breiten Landſtraße, die dort über den Hügel weg lief und dann zu dem Thale hinabſank, wo links der Waldweg mündete, der zu den Ihrigen führte. Den verfolgte ſie alsdann in Gedanken und kam an das zertrümmerte Thor, unter welchem der breite Weg anfing, wo die alten Steinfiguren waren. Wie eilte ſie dahin mit geflügelten Schritten! Wie ſchlug ihr Herz höher, als ſie nun das alte Landhaus wieder erblickte, als ſie in die Arme ihrer Mutter ſank und ſanft ſchluchzend ſagte: Da bin ich wieder! — Sie wußte wahrhaftig

nicht, woher ihr oft dieſe eigenthümlichen Gedanken kamen. Aber nachdem ſie geſehen, daß ſich Alles im Hauſe noch an ſeiner alten Stelle befand, als ſie auch den Vater umarmt und begrüßt, der ſie herzlich willkommen hieß, obgleich er ſeine Augen nur flüchtig von dem kleinen römiſchen Kruge erhob, den ein Bauer beim Graben der neuen Straße gefunden, — als das alles von ihr geſchehen war, da eilte ſie um das Haus herum in den Wald hinein, bis zur Wohnung des Jägers Klaus, und wenn ſie in ihren Gedanken dort angekommen war und von der Höhe, wo damals das Pferd mit dem Reiter verſchwunden, hinabblickte, dann fuhr ſie lächelnd mit der Hand über die Augen, und ihre Träume flatterten aus einander. War es doch kalt und winterlich draußen, lag doch der Schnee auf der Bank vor der Hütte, wo ſie ſo gern geſeſſen; war doch der Wald entlaubt, ſo daß man weit, weit hinein ſchauen konnte, und ob man gleich auf eine der Hauptſtraßen ſah, erblickte man doch Niemand, Niemand!

Ja, ſo träumte das junge Mädchen zuweilen und hatte eine faſt unbezwingbare Sehnſucht nach ihrer Freiheit, nach ihrem Walde, jetzt, wo es dort kalt und kahl war, wo ſich die nackten Aeſte fröſtelnd vor dem ſtrengen Winter beugten; wo der Boden naß und ſchlüpfrig war, wo Schneeflocken und Regentropfen durch die Luft ſausten. Was ſollte das geben, wenn nun der Frühling wieder kam, wenn Bäume und Sträucher anfingen, ſich mit dem unausſprechlich ſchönen Flaum zu beziehen, der anfänglich grau erſcheint, dann ins Violette übergeht und endlich nach einem warmen, duftenden Regen einen grünen Schimmer annimmt! Ach, daran mochte ſie nicht denken, und wenn ſie doch daran dachte, ſo preßte ſie ihre Hand ſeufzend auf das Herz. — —

Tante Breda ſaß bereits im Eßſalon, als Eugenie eintrat; ſie hatte ſich neben dem Kamin niedergelaſſen und nickte dem jungen Mädchen freundlich zu, ohne den düſteren Blick zu bemerken, der aus den Augen Eugeniens ſchoß und den dieſe vergeblich in einen heiteren umzuwandeln verſuchte.

„Ihr ſeid heute nicht lange ausgeblieben," ſagte die Baronin gutmüthig. „Nun ich kann es mir denken: Schnee und Regen haben euch heimgetrieben; ich könnte das nicht ertragen; aber für dich, mein Kind, iſt es ſehr geſund. Du, von jeher an die friſche Luft gewöhnt, immer draußen unter den freien Bäumen des Waldes, du müßteſt dir ja in den umſchloſſenen Räumen des Wintergartens wie ein gefangenes Vögelein vorkommen. — Ja, ja," fuhr ſie nach einer Pauſe fort, während ſie ſich in ihren Seſſel zurücklehnte und den Kopf in die Hand ſtützte, „ſo ſind die Charaktere verſchieden. Ich kann dich verſichern, meine gute Eugenie, daß mir oft eben dieſer umſchloſſene Wintergarten wie die weite, weite Welt vorkommt, daß mich ſeine Räume faſt erſchrecken und daß ich gern wieder zurückkehre in meine Zimmer."

„Das iſt wahr, liebe Tante," erwiederte das Mädchen, „Sie ſind gern allein bei ſich, ſo gern, daß ich es oft nicht begreife. Sie hatten Recht, wenn Sie vorhin ſagten, daß ich das Freie, Uneingeſchränkte liebe; war ich doch ſchon von Kindheit an Ihr kleiner Wildfang, wie Sie mich ſo gern nannten."

Sie hatte ſich dem Stuhle der Baronin genähert, ihre Hand auf die Lehne gelegt, und als ſie ſah, daß die Tante aufwärts blickte, beugte ſie ſich ſo tief herab, bis ſie mit ihren Lippen die Stirn der älteren Dame berührte.

„Ja, ja," ſprach dieſe, indem ſie mit den Fingern leicht über das dichte Haar Eugeniens fuhr, „du warſt von jeher mein lieber Wildfang und biſt es auch geblieben, und ich habe dich ſo recht, recht lieb, dich mit deinem klaren, guten Gemüthe. Dein Herz muß in der Freiheit unter grünen Bäumen und Blüthen ſchlagen. Iſt es doch ſelbſt eine Knospe, die gewiß Herrliches verbirgt und die ſich hoffentlich in all' ihrer Pracht unter ſanften angenehmen Schlägen entfalten wird."

Frau von Breda hatte dies ſo leiſe geſprochen, daß Eugenie es kaum verſtand; doch bemerkte ſie wohl an dem innigen Blick, den die Baronin auf ihrem Geſichte ruhen ließ, wie gut ſie es mit ihr meine.

„Da ſetze dich zu mir her, du kleines Kind!" ſagte Tante Breda,

Digitized by Google

wobei ſie auf ein Tabouret zeigte, das neben ihrem Fauteuil ſtand. „Gleich werden wir unſer Diner bekommen, und ich kann mir denken, daß du ebenſowohl müde wie hungrig biſt. Auf euren Ritten wird dich Onkel George nicht ſchonen; ich kann mir das wohl denken, denn ich kenne ihn. Aber er läßt ſich ſchon ein Wort von dir gefallen, und du mußt dich ja nicht geniren, ihm Halt! zuzurufen, wenn er es gar zu eilig hat."

„O, ich komme ſchon nach, liebe Tante," verſetzte Eugenie lächelnd; „er hat mir ja ein gutes, ſicheres Pferd gegeben; auch reitet Ihr Wildfang gern etwas raſch dahin, und dieſe Spazierritte machen mir in der That viel Vergnügen, namentlich da ich doch wohl gewiß ſein darf, daß es Ihnen angenehm iſt."

„Haſt du daran gezweifelt?" ſagte Frau von Breda und ließ ihr offenes, ehrliches Auge auf dem Geſichte des jungen Mädchens ruhen.

„Ja, ich habe mir wohl ſchon gedacht, dies und die andere viele Unruhe, die ich, aber gewiß, ohne es zu wollen, im Hauſe hervorbringe, könnte Ihnen doch zuweilen läſtig werden. Ja, meine gute, gute Tante," ſetzte ſie ſchmeichelnd hinzu, „oft habe ich ſchon gewünſcht, mein Charakter wäre ſo ſtill, ſo ruhig, ſo liebenswürdig wie der Ihrige. Das müßte auch Ihnen angenehmer ſein, nicht wahr, Tante Breda? Sagen Sie mir die Wahrheit. Ich bin noch ſo jung, um mich ändern zu können, und will mir alle Mühe geben, dies zu thun. Gewiß, Ihnen zu lieb, meine gute Tante."

„Daran thäteſt du ſehr unrecht," entgegnete die Baronin, gewiß ſehr unrecht, und erzeigteſt mir keinen Gefallen damit. Glaube mir, liebe Eugenie, ich habe mich lange nach meinem lieben Wildfang geſehnt und deine Mutter beneidet, daß ſie ein ſo lebensfriſches Herz, wie das deinige, um ſich hat, ſo ehrlich leuchtende Augen. Und doch braucht ſie dich nicht ſo nothwendig, da ſie immer noch mit tauſend Fäden an der äußeren Welt feſthängt, da ſie ſelbſt lebhaft und unruhig iſt und vielleicht viel eher ein ſanftes und ſtilles Gemüth zu ſchätzen wüßte. Mir biſt du aber mit deinem duftigen, heiteren Weſen eine Vermittlerin mit der äußern Welt, von der ich

Digitized by Google

mich ja gänzlich zurückgezogen habe. Wenn du zu mir eintrittſt und mir von der lärmenden Stadt erzählſt, von der ſchneebedeckten Landſtraße oder von irgend einer neuen Oper, die ich doch nie erfaſſe, wenn ich auch zuweilen gezwungen bin, ſie mit anzuhören, ſo iſt es mir gerade, als kehrten meine eigenen Gedanken, die in Feld und Wald, in der Stadt und in der Geſellſchaft zerſtreut waren, erſt wieder zu mir zurück. Gewiß, Eugenie, ein Gemüth, wie das deinige hat unſerem Hauſe gefehlt, hat mir gefehlt und Onkel George, und wenn du jetzt auf einmal nicht mehr da wäreſt, ſo würde mir die Stille und Ruhe unſeres Hauſes, die ich ſonſt ſo gern hatte, recht drückend erſcheinen.

Das Mädchen hatte ihre Hände über einander gelegt und blickte nachdenkend in die ſpielenden Flammen des Kamins.

„Wenn ich lange geleſen," fuhr die Tante fort, — „und ich leſe gern, wie du weißt," ſetzte ſie lächelnd hinzu, — „ſo iſt es mir, wenn ich deine Stimme höre, oft zu Muth wie dem Reiſenden in meinen Büchern, der aus dem Sande der Wüſte hinweg plötzlich in eine grüne friſche Oaſe kommt; da lauſche ich gern, wenn du ſprichſt oder lachſt oder ſingſt, und kann mir oft dabei ein ganzes und gewöhnlich ſehr glückliches Leben träumen, das ich mit allen ſeinen Abſtufungen durchmache, und wobei ein gutes, liebes Geſchöpf, wie du biſt, die Hauptrolle ſpielt.

Sie hatte bei dieſen Worten ihre Rechte ausgeſtreckt und drückte innig die Hand Eugeniens, welche ihr dieſe mit einer leidenſchaftlichen Bewegung entgegenſtreckte.

In dieſem Augenblicke trat Onkel George in das Zimmer, er hatte eine ſorgfältige Toilette gemacht, und ſtatt im Reitanzuge erſchien er jetzt mit einem ſchwarzen Fracke bekleidet.

„Ei," ſagte er, freundlich lachend, „da ſitzt ihr noch am Kamin, und plaudert vor dem unberührten Tiſche, während ich denke, euer Diner ſei ſchon vorüber. Haben wir denn noch ſo früh?" Er zog ſeine Uhr hervor. „Richtig, erſt Fünf, und doch bei dem bedeckten

Himmel hier kaum dämmerig. Ich habe droben ſchon Lichter gebraucht. Ja, das macht mein Glashaus; ich kann dir nicht ſagen, Julie, wie ſtolz ich auf dieſe Erfindung bin."

Bei dieſen Worten hatte er einen Stuhl vor den Kamin gerollt und ſich zwiſchen ſeine Frau und Eugenie geſetzt.

„Das iſt doch hier ein trauliches Plätzchen," fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, „ſo recht zum Plaudern geſchaffen. Es thut mir wirklich leid, daß ich nicht bei euch bleiben kann; heute gerade, wo es draußen tobt und ſtürmt, fühlt man ſich ſo behaglich bei der kniſternden Flamme. Faſt jeden Tag dieſe Einladungen!"

„Aber, Onkel George," ſagte das Mädchen, „du haſt doch in der letzten Zeit nicht viele Einladungen gehabt."

„Ich?" fragte er mit einem Tone der Verwunderung. „O, da ſieh nur droben auf meinem Schreibtiſche nach, da liegt es ganz voll davon.

„Aber du biſt in der letzten Zeit gar nicht aus geweſen. Was machſt du denn mit den vielen Einladungen?"

„Ja, man kann nicht überall hingehen; ich refuſire eben, was zu refuſiren iſt, und hätte es gerne heute Abend auch ſo gemacht."

„Aber es war gut, bemerkte die Baronin, „daß du dem armen Grafen Helfenberg nicht abgeſchrieben haſt. Ich weiß, er hat dich gern und bat dich ſchon mehrere Male."

„Ja, er hat mich gern," entgegnete Onkel George faſt unmuthig, „und ich mag ihn auch gut leiden; aber du kannſt dir denken, Julie, daß es mir gerade nicht angenehm iſt, ihn in größerer Geſellſchaft zu ſehen. So am Tage tête à tête bin ich gern bei ihm und verplaudere dort auch manche Stunde. Wenn ich aber ſehen muß, wie er ſich anſtrengt, den angenehmen Wirth zu machen — und es geht doch gar nicht mehr — das thut mir in der Seele weh."

„Du ſollteſt ihn bitten, häufiger herzukommen," verſetzte gutmüthig die Baronin; „dein vielgerühmter Wintergarten müßte eine wahre Erholung für ihn ſein."

Digitized by Google

„Ich habe ihm das schon oft angeboten," erwiderte der Hausherr, „wie du dir das wohl denken kannst; aber er mag nicht. Du weißt, überhaupt, wie sorgfältig er sich von den Damen, die er früher gekannt, zurückzieht.

„Ja, ja, ich weiß es," sagte die Baronin, und setzte mit einem leichten Seufzer hinzu: „Der arme Graf!"

Eugenie hatte diesem Gespräche, das für sie ohne Interesse war, nur mit halbem Ohre zugelauscht. Sie blickte auf die brennenden Holzblöcke und sah da allerlei seltsame Gestalten, denen ihre Phantasie Formen verlieh. Während sie aber so sinnend schaute, verfinsterte sich unwillkürlich ihr Auge, und man sah, daß etwas Trauriges ihr Herz bewege. Was es war, wußte sie selbst nicht, doch hing es wieder mit ihren Träumereien zusammen, die sie bewegten, wenn sie auf die Landstraße hinausblickte; es war ordentlich ein feuriger Wald, den die aufknisternden Funken bildeten, und mitten in demselben lag etwas wie eine kleine Hütte, das anfänglich im Wiederscheine des Feuers so schön erglänzte, dann aber auch von dem gefräßigen Elemente verzehrt wurde.

Onkel George legte seine Hand leicht auf den Arm des Mädchens und sprach: „Warum bist du so ernst, Eugenie? Du bist nicht heiter, ist dir etwas Unangenehmes begegnet?"

Sie fuhr aus ihren Träumereien empor und lächelte, als sie erwiderte: „Mir gewiß nicht; ich blicke nur so in die Flamme und hatte da meine eigenen Gedanken."

„Mache dir nur keine betrübten, mein Kind," sagte der Baron, indem er leicht mit der Hand über ihr Haar strich; „die kommen früh genug und von selbst. Du blickst noch in diesem Leben aufwärts, und wer aufwärts blicken kann, in dessen Augen strahlt der Himmel wieder, und so muß er heiter sein."

„O, daß ich meistens sehr heiter bin, Onkel George, das Zeugniß mußt du mir geben; vielleicht viel zu heiter, wie ich auch vorhin der Tante schon sagte. Ja gewiß, ich fürchte mich oft, meine lustige Laune

Digitized by Google

herauszulaſſen, indem ich mir denke, das müßte euch mit der Zeit etwas zu viel werden."

„Wie kann man auch nur ſolche Gedanken haben!" bemerkte der Baron. „O, Kind, fange nicht an zu träumen; ich verſichere dich, dein munteres, heiteres Weſen iſt ordentlich wohlthuend in dieſen ſonſt ſo ſtillen Räumen. Nicht wahr, Julie?"

„Das Gleiche habe ich ihr vorhin auch geſagt," verſetzte die Baronin, „und ihr dabei verſichert, wie lieb mir ein heiteres Temperament ſei, ja, ihr geſagt, daß gerade der Contraſt zwiſchen der Stille unſeres Hauſes und ihrem Weſen ſo höchſt angenehm iſt. Es wäre ja zu arg, mein liebes Kind, wenn du hier herum ſchleichen wollteſt, dich ſcheuen vor einem lauten Tone. Das ſoll nicht geſchehen; nein, nein, ich bin im Gegentheil überzeugt, daß du dazu beſtimmt biſt, ein rechtes Leben in dieſes ruhige Haus zu bringen. Onkel George wird wieder mehr zu ſeinen Bekannten gehen, als er in der letzten Zeit gethan; wir werden Einladungen machen, um andere Menſchen zu ſehen und ſo mit der Welt in nähere Berührung zu kommen."

„Aber doch nicht meinetwegen?" fragte lachend das junge Mädchen. „Ei, liebe Tante, meinetwegen ſollte Onkel George auch nur im Geringſten ſeine bisherige Lebensweiſe ändern, Leute ſehen, die er nicht ſehen mag, oder ausgehen, wenn er gern zu Hauſe bleiben möchte? O, das iſt nur Ihr Scherz."

„Nein, mein Kind, es iſt etwas mehr als Scherz; ich ſprach neulich ſchon mit dem Baron darüber. Ein junges Mädchen wie du muß in die Welt, muß Leute ſehen und muß auch geſehen werden."

„Aber das war ja früher bei mir gar nicht der Fall," ſagte Eugenie mit einem Tone der Verwunderung. „Draußen habe ich ja Niemand geſehen, und wie oft ich in die Stadt herein kam, das wiſſen Sie am beſten, meine liebe Tante."

„Ganz richtig," erwiderte dieſe, „aber eben, daß du ein wenig in die Welt hineinſchauen ſollſt, dies iſt ja einer der Hauptgründe, weß-

halb meine Schwester endlich zugab, daß du zu uns kommen dürfteſt. — Nicht wahr, George, es iſt ſo?"

Der Baron hatte ſeine Ellbogen auf die Kniee geſtützt und blickte vornüber gebeugt in die verglimmenden Kohlen; dieſe aber warfen immer noch einen Schein, ſtark genug, um ſein Geſicht ſo ſcharf zu beleuchten, daß ein aufmerkſamer Beobachter in ſeinen Zügen etwas hätte entdecken können, was anzeigte, daß die Worte ſeiner Frau nicht vollkommen nach ſeinem Sinne waren. Sein Blick war beinahe finſter, auch nagte er an der Unterlippe und wiegte zuweilen den Oberkörper wie mißbilligend hin und her. Vielleicht waren es aber auch Gedanken anderer Art, die ihn beſchäftigten; denn als ſich die Baronin, wie wir ſo eben erwähnt, fragend an ihn wandte, blickte er wie überraſcht in die Höhe, zuckte die Achſeln und ſagte mit einem Tone, der freundlicher war, als ſeine Miene vorhin vermuthen ließ: „Ja, allerdings, Eugenie, es wird wohl die Intention deiner Mutter ſein, dich nach und nach in die Welt einzuführen. Auch ich halte das — natürlich ſobald es mit der gehörigen Umſicht geſchieht — für ein junges Mädchen gar nicht unnothwendig."

„Aber die Welt, Onkel George! was ſoll mir die Welt? Ich habe mich nie um die Welt bekümmert, noch ſie um mich. Was will ich auch in der Welt? Die Geſellſchaften, wo ſchon ſo viele unnöthige Zuſchauer ſind, noch um einen dergleichen vermehren, mich zwingen, vergnügt zu ſein, wenn ich es nun einmal gerade nicht bin, oder umgekehrt ernſt erſcheinen, wo ich gern lachen möchte und luſtig ſein —!"

„Spricht das Kind nicht wie ein Buch?" meinte lachend die Baronin. „Aber aus jedem Worte höre ich meine Schweſter, wenn ſie ſich am Morgen nach einer langweiligen Geſellſchaft matt und müde wieder des vorangegangenen Abends erinnert."

„Und doch hat deine Schweſter Weltkenntniß," ſagte kopfnickend der Baron.

„Ja, ich weiß wohl," erwiderte heiter die Frau des Hauſes „daß

dieſes einer der wenigen Punkte iſt, wo du mit Henriette vollkommen harmonirſt. Aber zu dem vollkommenen Ueberdruß alles deſſen, was ihr die Vergnügungen der Geſellſchaft nennt, zu dieſer Harmonie ſeid ihr auf zwei ganz entgegengeſetzten Wegen gelangt. Henriette, welche zu viel in der Welt war, und du, weil du von jeher zu wenig Geſchmack daran fandeſt, um dir Mühe zu geben, ihre pikanten und amuſanten Seiten aufzuſuchen."

„Nun, ich muß geſtehen," ſagte ebenfalls lächelnd der Baron, „daß ich von dir, der in vielen Dingen ſo vortrefflichen Lehrmeiſterin, erfahren möchte, was du zum Beiſpiel Pikantes an einem der gewöhnlichen Raouts findeſt, wo man oft in kleinen Lokalen zuſammengedrängt mit dem Hut in der Hand, im Schweiße ſeines Angeſichtes ſtehen muß, nur um da geweſen zu ſein?"

„Allerdings," fiel raſch die Baronin ein, „wenn der Zweck deines Beſuches nur der iſt, da geweſen zu ſein, ſo haſt du vollkommen Recht; aber wenn dir ein Raout eine Art geſellſchaftlicher Börſe iſt, wo du mit deinen Bekannten Dieſes oder Jenes abmachen kannſt, wo du am leichteſten neue Bekanntſchaften anknüpfſt, wo du — doch Gott ſei Dank," unterbrach ſie ſich, „da kommt unſer kleines Diner. Wie bin ich dankbar für dieſe Unterbrechung! Ich will da gegen dich ein Terrain vertheidigen, das ich ſelbſt nicht einmal genau kenne und kennen will, und für das ich deßhalb matt plaidire, wie der Advokat für den Verbrecher, von deſſen Schuld er überzeugt iſt."

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thür, die ins Wohnhaus führte, und der Kammerdiener des Barons erſchien mit der Suppe, welche er auf ein Nebentiſchchen ſetzte, dann die Teller der zwei Converts auffüllte und hierauf der Baronin meldete, daß ſervirt ſei. Ihm war ein Bedienter mit einer Carcellampe gefolgt, die derſelbe auf den Eßtiſch ſtellte und ſich hierauf nach den Glasthüren des Gewächshauſes wandte, um dieſe zu ſchließen und die dunkeln Portieren davor zuſammen zu ziehen.

Das kleine Gemach hatte bei der Beleuchtung eher gewonnen als verloren; es erſchien ſo elegant, warm und heimlich, daß man ſich mit einem wahren Behagen zu Tiſche ſetzen konnte, was denn auch Frau von Breda und Eugenie thaten. Der Baron zog abermals ſeine Uhr hervor, und da er noch eine ſtarke Viertelſtunde Zeit zu haben behauptete, ſo rollte er einen der kleinen Seſſel herbei, um, wie er ſagte, theilnahmlos zu aſſiſtiren.

Der Bediente hatte ſich ins Vorzimmer zurückgezogen, und der Kammerdiener ſchritt ſchweigend und mit unhörbaren Tritten von dem kleinen Buffet zum Eßtiſche, um Teller zu wechſeln oder zu ſerviren, oder von dort nach der Thür des Nebenzimmers, um eine neue Speiſe in Empfang zu nehmen. Das ging aber alles ſtill, gleichförmig und dadurch wohlthuend wie ein Uhrwerk vor ſich.

„Ueber das Kapitel von vorhin," nahm die Baronin nach einer längeren Pauſe das Wort, „muß ich nochmals einen Kampf mit dir eröffnen, aber nur dann, wenn ich einen tüchtigen Sekundanten in meiner Nähe habe, etwa den Herrn von Tondern oder den Baron Fremont, kurz, einen von denen, die mich mit gewichtigen Gründen unterſtützen können."

„Aber wozu das alles?" fragte verwundert der Baron.

„Einfach, um Eugenien und auch dir zu beweiſen, daß es für ein junges Mädchen unumgänglich nothwendig iſt, in die Welt zu gehen."

„Da wirſt du freilich an Tondern und Fremont die vortrefflichſten Sekundanten haben," ſagte der Hausherr, wobei er den Mund ſpöttiſch aufwarf. „Ja, die Beiden werden uns freilich beweiſen, daß eine Soiree eine Vergnügen iſt, ein Raout eine Nothwendigkeit, und ein Ball das Köſtlichſte, was es auf der Welt gibt."

„Nun, was das Letztere anbelangt, lieber George, ſo getrau' ich mir, das am Ende ohne alle Hülfe zu beweiſen. Ich bin überzeugt, darin bei Eugenien eine ganz gelehrige Schülerin zu finden."

Der Baron zerbröckelte ein Stück Brod zwiſchen den Fingern und

machte kleine Kugeln daraus, die er vor sich aufhäufte. Wenn er auch gerade nicht verdrießlich aussah, so können wir doch unmöglich behaupten, daß er heiter auf das Tischtuch nieder blickte.

Eugenie warf einen schnellen Blick zu ihm hinüber, und ein leichtes Erstaunen zeigte sich dann auf ihren Zügen, als sie sah, daß Onkel George die Augenbrauen zusammen zog. Sie wandte sich an die Baronin und sagte in heiterem Tone: „Darf ich mir erlauben, liebe Tante, Ihnen das erste Mal und wohl auch das letzte Mal ein klein wenig zu widersprechen? Ich glaube nicht," setzte sie kopfschüttelnd hinzu, „daß ich in Ballangelegenheiten eine gelehrige Schülerin werde; das hat Mama schon oft gesagt, und wenn sie behauptet, es gehe mir das Talent zu dergleichen Vergnügungen ab, so glaube ich wahrhaftig, daß sie Recht hat."

„Aber du tanzest doch recht gut," sagte Frau v. Breda.

„Ich tanze wohl Dies oder Das," entgegnete das Mädchen, „aber es macht mir kein Vergnügen."

Es war ein eigenthümlicher Blick, den Onkel George in diesem Momente nach dem Mädchen hinsandte. Man hätte glauben sollen, er athme dabei tiefer auf als gewöhnlich; doch warf er gleich darauf seinen Kugelhaufen wie gleichgültig durch einander und meinte: „Ich versichere dich, Julie, das sind Geschmackssachen; man muß nie Jemanden zu einem Vergnügen zwingen wollen, denn der Zwang zerstört jedes Vergnügen."

„Aller Anfang ist schwer," sprach freundlich lächelnd die Baronin, „und ich kann dich dagegen versichern, daß ich in früheren Zeiten bei vielen meiner jüngeren Bekannten dieselben Ideen fand, bis sich einmal ein gewisses Interesse in die Sache mischte."

Bei dem Worte „Interesse" zuckte der Baron wie mißbilligend mit den Achseln, und Eugenie blickte ihre Tante so fragend an, daß er es für zweckmäßig hielt, statt ihrer zu antworten. Er sagte daher mit einem sehr väterlichen Tone und mit emporgezogenen Augenbrauen: „Im Grunde hat deine Tante nicht ganz Unrecht, liebe Eu-

Digitized by Google

genie, ein junges Mädchen muß hier und da in die Welt; es muß seine Erfahrungen machen und sehen, wie es draußen zugeht. Du kannst wohl glauben, daß auch ich gewiß daran gedacht und auch schon einige passende Häuser ausgesucht habe, wo Julie so gut sein wird, dich in den nächsten Tagen vorzustellen. Da ist die Generalin B.," fuhr er gegen seine Frau gewandt fort, die ihn aufmerksam anblickte, „da ist Frau R., die eine Tochter fast in deinem Alter hat; da sind die beiden Fräulein C., deren Umgang zugleich angenehm und lehrreich für Eugenie sein wird, denn sie lieben es beide, eine englische oder französische Conversation zu führen. Willst du dann nächstens einmal auf einen Ball gehen," — wandte er sich an das junge Mädchen scheinbar mit großer Unbefangenheit, doch mochte er auch ein leichtes Zwinkern in den Augenwinkeln seiner Frau bemerkt haben — „so führen wir dich in diesen Tagen zum E.'schen Gesandten oder machen dich auch sonstwo bekannt, wo es euch genehm ist."

Es lag aber ein härterer Ton in der Stimme des Barons, als man sonst bei ihm gewohnt war, den die Baronin nicht zu hören schien, der aber in dem so tief fühlenden Herzen Eugeniens seltsam wiederklang, weßhalb sie sich bemühte, so heiter lachend, als ihr möglich war, zu sagen: „Onkel George, du sprichst da von Sachen, die ganz unnöthig sind, und wenn die Tante fortfährt, mich in die Welt treiben zu wollen, so muß ich wahrhaftig glauben, ich mache ihr doch zu viel Lärm hier im Hause, und sie suche dafür eine Ableitung nach außen. — Aber nein, nein!" setzte sie rasch und liebreich hinzu, als sie bemerkte, wie Frau von Breda ernsthaft den Kopf schüttelte, „das glaube ich ja auch nicht. Es war ja nur Scherz, wie alles Scherz war; nicht wahr, Onkel George? Ich bin ja so glücklich hier, wonach sollte ich mich sehnen? Nach fremden Menschen, die ich gar nicht kenne? — Gewiß nicht, Tante. — Wenn ich aufrichtig reden soll," sprach sie nach einer kleinen Pause, während ihre Augen einen eigenthümlichen Glanz annahmen, — „ja, wenn ich ganz aufrichtig sein soll, so will ich nur sagen, daß ich sehr, sehr gern hier bin und daß,

wenn dies einmal nicht mehr ſein kann und wird, meine einzige Sehnſucht iſt, alsdann draußen unſer Landhaus wieder zu ſehen und meinen lieben, weiten, ſtillen Wald."

Es war für alle drei eine vielleicht nicht unangenehme Unterbrechung, als in dieſem Augenblicke der Kammerdiener das Deſſert aufſetzte und, nachdem dies geſchehen, dem Hausherrn mit leiſen Worten meldete, es ſei in wenigen Minuten ſechs Uhr und der Wagen vorgefahren.

„So müſſen wir denn an unſer Geſchäft gehen," ſagte der Baron, wobei er wieder ſeine gleichmüthige, heitere Miene angenommen hatte. Aber es iſt hier ſo behaglich bei euch, daß ich mich faſt ſcheue, in die trübe Nacht hinaus zu fahren. — Es regnet wohl noch?" fragte er den Kammerdiener.

„Es regnet und ſchneit durcheinander, ſtürmt auch ein bischen," antwortete dieſer.

„Ich bitte, den Grafen Helfenberg herzlich von mir zu grüßen, lieber George," ſprach die Baronin, „und ſei ſo gut, ihm zu ſagen, wie ſehr es uns freuen würde, wenn er hier und da herausfahren wollte. Er kann ja ſtundenlang ganz ungenirt ſich im Wintergarten aufhalten, und wenn er Geſellſchaft wünſcht, ſo mache ich mir und gewiß auch Eugenie ſich ein Vergnügen daraus, ihn ſo lange zu unterhalten, als er will. Er iſt ein armer Kranker," wandte ſie ſich an das Mädchen, worauf dieſe entgegnete: „Papa hat davon erzählt."

„A revoir denn!" ſagte der Baron, nachdem er ſeine Frau auf die Stirn geküßt und Eugenien eine Hand gereicht. — „Aber à revoir kann ich eigentlich zu dir nicht ſagen," wandte er ſich an letztere, „denn ich werde bei Helfenberg ein paar luſtige Bekannte finden, die es lieben, die Nacht zum Tage zu machen, und das iſt mir unbequem geworden. Siehſt du, Julie, auch deßhalb bliebe ich lieber hier bei euch. — Gute Nacht denn, Eugenie!" Damit fuhr er abermals leicht mit den Fingern über ihr dunkles Haar, nickte der Baronin zu und verließ das Zimmer.

Digitized by Google

„So!“ ſprach Frau von Breda, „jetzt wollen wir auch unſere kleine Soiree beginnen; ich habe das Buch von geſtern mit herunter gebracht, und wenn du mir aufmerkſam zuhören willſt, ſo führe ich dich abermals nach Indien an den Ganges, den heiligen Strom, wo es duftet und leuchtet, und wo die Lotosblume blüht — „ſich ängſtigend vor der Sonne Pracht,“ wie der Dichter ſagt.

Eugenie nickte mit dem Kopfe, dann horchte ſie mit einem Male aufmerkſam, und als man von draußen das dumpfe Rollen eines Wagens vernahm, ſagte ſie: „Onkel George fährt ſoeben fort.“

Neunzehntes Kapitel.

Vor fünf Zeugen.

Onkel George hatte sich still in die Ecke seines Coupé's gedrückt, und während er in die wirklich stürmische Nacht hinausfuhr, blieben seine Gedanken in dem kleinen behaglichen Kabinette, das er so eben verlassen; doch mochten diese Gedanken, mit denen er dort verweilte, gerade nicht von der heitersten Art sein, denn während er die Arme über einander schlug, zogen sich seine Augenbrauen ernst, fast finster zusammen. Es ist ein eigenthümliches Vergnügen, dachte er, ein junges Mädchen zwingen zu wollen, in die Welt zu gehen, wenn es einmal keine Lust dazu hat. Man lasse doch Jedem seinen Willen! Ich halte es obendrein für ein großes Glück, daß Eugenie nichts von dem wilden Sinne ihrer Mutter geerbt hat. Ah, das gäbe mir eine schöne Wirthschaft! Da müßte ich am Ende anfangen, wo ich vor vielen Jahren aufgehört, woran ich schon damals kein Vergnügen gefunden und was mir jetzt wahrhaft unerträglich wäre: neue Bekanntschaften machen, mein Haus öffnen, am Ende gar die Herren von Tondern, Fremont und Consorten bei mir aus- und eingehen und sie, protegirt von meiner Frau, sich um Eugenie bemühen sehen. Ich muß gestehen,

Digitized by Google

das könnte mir conveniren! Aber in dem Punkte ſind die Weiber alle gleich. Und dann die Bälle! Was braucht man Jemand zu Bällen zu forciren, der einmal den Sinn dafür nicht hat! Und dieſe verfänglichen Reden an ein harmloſes Mädchen, wie Eugenie iſt, von Luſt an Bällen und dergleichen, wenn man einmal ein Intereſſe für etwas gefaßt hätte! Bah! — Aber es iſt und bleibt wahr: Auch die Beſte und Vernünftigſte kann das Zuſammenbringenwollen nun einmal nicht laſſen. Natürlich, wenn ſich eine gute Partie für Eugenie zeigte — aber eine ſehr gute Partie, eine außerordentlich gute Partie — ſo wäre ich der Erſte, der das zu protegiren ſuchen würde. Aber auf Bällen finden ſich dergleichen gute Partieen nicht, und was ein junges Mädchen da von Intereſſantem findet, darum drehe ich keine Hand herum; das ſind nur ſo trügeriſche Momente, hervorgebracht durch den Blick eines ſchönen Auges, die gewöhnlich verwehen und verſchwinden beim Erwachen am nächſten Morgen. — Dann finde ich auch, philoſophirte er weiter, daß bei einer Stellung wie der Eugeniens, bei einem ſo ſehr ſchönen Mädchen, es beſſer iſt, man erregt nicht zu viel Aufſehen mit ihr. Wer ſie kennen lernen will und weſſen Recht hierzu ich anerkennen mag, der kann dies ja in meinem Hauſe thun. Warum das gute Kind den Blicken Aller ausſetzen, wenn ſie ſtrahlend auf den Ball träte! Und ſtrahlend würde ſie auf den Ball treten, deſſen bin ich gewiß, ſtrahlend im friſchen Glanze ihrer Schönheit und Jugend, wie keine Andere. Ah! ſehr! ſehr!

Während er dies dachte, hatte der Baron unwillkürlich die Augen geſchloſſen, und Eugenie ſchwebte ihm vor, einfach weiß gekleidet, das dichte, dunkle Haar kunſtlos und doch wieder ſo graziös um den Kopf geſchlungen, nur mit einem friſchen Blüthenzweige geziert, ſo daß Alles an dem herrlichen Mädchen zuſammenpaßte; die Blüthenknospen eben aufgebrochen, Alles duftig und friſch. Ja, es war ihm, als perlten in ihrem Haare wieder glänzende Waſſertropfen wie heute Mittag nach dem Reiten — glückliche Waſſertropfen, die ſich bei ihr verflüchtigen — ſterben durften. — Ah! —

Da zerriß das dumpfe Rollen der Räder des Wagens, der in einen gewölbten Thorweg einlenkte und dann plötzlich hielt, seine Träume. Beinahe im gleichen Augenblicke wurde der Schlag geöffnet, und der Baron Breda sprang auf die Treppe, die in den ersten Stock des Palastes Helfenberg führte und heute Abend von keinem der vielen Gitter gesperrt war. Ja, selbst der strenge Hüter dieses Durchganges hielt sich in bescheidener Entfernung an der Thür seiner Loge, angethan mit dem schweren goldbordirten Pelzrocke, dem unförmlich breiten Bandeliere mit dem Wappen des Hauses und dem Degen, der offenbar für dieses Bandelier viel zu leicht war. Der Portier nahm den Stock mit dem großen silbernen Knopfe wie grüßend auf die Seite, als der Baron vorbeischritt und in die Zimmer hinaufging.

Hier war Alles glänzend erleuchtet, die stolze Wölbung des Treppenhauses mit den Deckengemälden, die steinernen Ritter in den Nischen, das Vestibül droben, über welches man an die Empfangs- und Wohnzimmer gelangte.

Auch diese waren jetzt am Abend in reicher Beleuchtung viel behaglicher und wohnlicher anzuschauen als heute Mittag, wo das ohnehin trübe Licht des Regentages sich nur mühsam zwischen den herabgelassenen Vorhängen eindrängen mußte.

Baron von Breda schritt durch die ihm wohlbekannten Räume bis zu dem Kabinette des Grafen, dessen Thür ihm der Kammerdiener mit einer leichten Verbeugung öffnete. Es war dasselbe, in welchem unser edler Freund, Don Larioz, empfangen worden war. Dort am Fenster stand der Schreibtisch; hier neben uns an der Wand sehen wir das Portrait des Mannes im grauen Jagdrocke, dessen Gesicht bis zu den Schultern wie unabsichtlich von der rothseidenen Schärpe bedeckt ist, die unten zusammengeschlungen den Kranz von verwelkten Vergißmeinnicht trägt. Alles war wie vor ein paar Stunden, nur der Bewohner dieses Zimmers fehlte, was aber George von Breda, der mit den Lokalitäten des Hauses und den Gewohnheiten des Hausherrn genau bekannt war, durchaus nicht befremdete; vielmehr schritt

er auf die Thür rechts vom Eingange zu, öffnete dieſelbe und trat mit einem lauten „Guten Abend!“ in einen kleinen Salon, wo ſich vier Herren um das Kaminfeuer gruppirt befanden. Rechts in der Ecke ſaß der Hausherr auf einem ſehr niedrigen Fauteuil, den Stock mit der weißen Krücke neben ſich; er beantwortete den Gruß des Barons mit einem freundlichen Zuruf, wobei er ihm mit der Hand herzlich entgegenwinkte und alsdann ſagte: „Ich hatte wahrhaftig halb und halb ſchon befürchtet, George, du würdeſt nicht kommen.“

„Und weßhalb das?“ fragte Baron von Breda. „Ich bin doch gewiß nicht im Rückſtand.“ Er wies nach der Uhr über dem Kamin, deren kleiner Zeiger noch auf der Ziffer Sechs ſtand, während der große freilich ſchon um ein paar Minuten weiter gerückt war.

„Nein, nein!“ erwiderte der Graf, „du biſt pünktlich wie immer. Das habe ich auch geſagt, — wenn du überhaupt kommſt. Aber Tondern da behauptet, du ſeieſt in den letzten Zeiten gar nicht mehr aus deinen vier Pfählen zu bringen geweſen. Etwas iſt ſchon daran; denn mich haſt du ſeit Kurzem gräulich vernachläßigt, und du weißt, ich ſchmachte nach deiner Geſellſchaft.“

„Ja, er macht ſich rar, dieſer gute George,“ ſagte ein junger, hübſcher Mann mit großem dunklem Schnurr- und Knebelbart, der, ſehr ſorgfältig und elegant angezogen, nachläßig an dem Kaminge-ſimſe lehnte.

„So, das findeſt du, Tondern?“ verſetzte George von Breda, wobei ſeine Mundwinkel lächelnd zuckten. „Nun, wenn das wirklich deine Anſicht iſt, ſo ſchlage ich dir gleich eine Wette vor.“

„Und die wäre?“

„Daß Fremont dort ganz dieſelbe Anſicht hat. Will einer von euch dagegen wetten?“

Der Graf lachte laut auf; denn er hatte ebenſo gut wie George von Breda bemerkt, daß Fremont, der in einem Fauteuil vor dem Kamin ruhte, ſchon den Mund geöffnet hatte, um, wie das bei ihm

und seinem Freunde Tondern zur Gewohnheit geworden war, des Andern Ansicht augenblicklich zu seiner eigenen zu machen.

Baron Fremont, obgleich noch ein junger Mann im Anfang der Dreißig, war wohlbeleibt, blond und hatte ein außerordentlich freundliches und stets lächelndes Gesicht, von welchem — dem Lächeln nämlich — seine Freunde behaupteten, er habe sich das angewöhnt, um seine in der That prachtvollen weißen Zähne zu zeigen. Auch jetzt that er das im vollsten Umfange, als er lachend erwiderte: „Wilder George, du verleugnest nie, daß du früher ein furchtbarer Fechter warst. Du parirst, ehe dein Gegner noch seinen Schlag zu führen vermag."

„Ja, ja," rief lustig der Graf, „und er parirt so vortrefflich, daß der erwartete Schlag nun gar nicht mehr geführt werden darf, ohne sich ridicul zu machen."

„Es ist das gerade wie mit den beiden ewig vorgetragenen Räthseln einer allerhöchsten Person, von welchen ein witziger Kopf das eine mit der Auflösung des anderen beantwortete," sprach Legationsrath von S., eine kleine, sehr dünne Persönlichkeit mit auffallend fahlem blondem Haar und einer Unruhe und Beweglichkeit, die ihn, selbst wenn andere Leute still saßen, zu unaufhörlichem Auf- und Abgehen antrieb. Herr von Tondern hatte einmal von ihm ausgesagt, der Legationsrath hege bei der immensen Triebkraft, die er bei sich voraussetzte, Andere aber vollkommen bezweifelten, die Befürchtung, auf irgend einer Stelle, wo er sich zu lange aufhalte, anzuwurzeln, und deßhalb laufe er beständig hin und her.

„Was du vorhin gemeint," sprach Baron Fremont nach einer Pause, „ist nicht ohne; aber ich bedaure in der That, daß George's gute Parade alle Bemerkungen über das, was Tondern gesagt, abschnitt, und ich möchte den Sieger um die Barmherzigkeit bitten, mir doch zu erlauben, über dieses Thema noch ein wenig fortzufahren."

„Ueber das Kapitel des Narrmachens," ergänzte Tondern kopfnickend, worauf Graf Helfenberg, welcher sah, daß George von Breda

mit den Achseln zuckte, erwiderte: „Nein, nein, das ist jetzt vorbei; überhaupt haben wir heute Abend keine Ursache, unserem guten Breda Vorwürfe zu machen; er hat den weitesten Weg und ist bei dem schauerlichen Wetter pünktlich erschienen."

„Na, schauerliches Wetter, was will das sagen!" entgegnete Tondern, wobei er den Kopf hin- und herwiegte; „er steigt vom Perron seines Hauses in sein Coupé, gibt sich die Mühe, dem Kutscher deinen Namen zu sagen, und ist da."

Der Legationsrath war auf seinem hastigen Spaziergange durchs Zimmer einen Augenblick in der Nähe des Kamins stehen geblieben, schaute den Sprecher an und sagte zu ihm: „Du gibst dir bei deinen Ausfällen immer Blößen, lieber Tondern; wenn George nicht eine so harmlose Natur wäre, so würde er, deine Bemerknug beantwortend, dich fragen: Und machst du es mit deinem Kutscher nicht gerade so?"

Nachdem er dies gesprochen, wandte er sich um und schwebte wieder nach der andern Ecke des Zimmers.

Tondern hätte gern eine scharfe Bemerkung entgegnet, doch fürchtete er, daß sämmtliche Anwesende gegen ihn Partei nehmen würden. Wir brauchen dem geneigten Leser eigentlich kaum noch zu sagen, daß es Tondern, in Bezug auf die Bemerkung des Legationsraths, aus einem sehr einfachen Grunde nicht möglich gewesen wäre, *seinem* Kutscher einen Befehl zu geben, obgleich er gern so that und dafür, wie auch wegen seiner scharfen Zunge, von den Freunden oft stark mitgenommen wurde.

„Laßt das gut sein, mit euren Wortklaubereien," bemerkte der Hausherr; „wir sind alle pünktlich, wenn es gilt, irgendwo zu erscheinen, wo wir gern hingehen."

„Oder, wenn wir zu Hause nicht gar so sehr gefesselt sind," konnte Herr von Tondern nicht unterlassen zu sagen, wobei er einen Blick auf George von Breda warf, den dieser aber nicht zu bemerken schien.

Auf der andern Seite, als der, zu welcher die Gäste hereingekommen waren, öffnete sich langsam die Thür, der Kammerdiener des

Grafen erſchien und meldete, daß ſervirt ſei. George von Breda trat an den Fauteuil des Hausherrn, reichte ihm ſeinen Arm und hob ihn ſo leicht von dem Seſſel empor.

„Wie ſich die Zeiten ändern!“ ſagte Helfenberg lachend; „jetzt werde ich in meinem eigenen Hauſe von einem Gaſte noch als Dame zu Tiſche geführt. Ja, wer weiß, was uns die nächſten Tage bringen!“ ſetzte er mit einem leichten Anflug von Traurigkeit hinzu. — „Doch benutzen wir die Zeit, ſo lange uns das roſige Licht noch ſcheint!“ Dies ſprach er mit einem Lächeln, aber es war ſchmerzlich anzuſehen, um ſo mehr, da der arme Graf dabei einen tänzelnden Schritt annehmen wollte, der ihm aber durchaus nicht gelang.

Alle gingen ins Eßzimmer und nahmen dort an dem reichbeſetzten kleinen Tiſche ihre Plätze ein, mit alleiniger Ausnahme des Legationsrathes, der nicht unterlaſſen konnte, wie um den ſilbernen Tafelaufſatz genau zu betrachten, einmal ſchnell um den Tiſch herum zu ſchreiten, ehe er ſich ſeinem Stuhle näherte.

„Das iſt ein harter Moment für ihn,“ lachte Baron Fremont. „Jetzt muß er ſtill ſitzen, und da könnte ihm das Entſetzliche geſchehen, auf dem Stuhle feſtzuwachſen. Was würdeſt du in dem Falle thun, alter Freund?“

Der Sprecher zeigte in dieſem Augenblicke in ſüßer Erwartung des guten Diners von ſeinen ſchönen Zähnen ſo viel, als ihm möglich war, und ſah ſeinen kleinen Nachbar dabei an. Ehe dieſer aber auf die Frage antworten konnte, meinte Herr von Tondern: „Du haſt unſerem Legationsrath Unrecht gethan; er war ganz bei ſeinem Departement und ging, wie dieſe Herren es ſo gern zu machen pflegen, als Katze um den heißen Brei herum.“

„Fehlgeſchoſſen! fehlgeſchoſſen!“ lachte der kleine Mann gutmüthig; „ich war in dieſem Augenblick in Indien, wo man um den Tiſch herum ſchreitet, ehe man ſich niederläßt. Es iſt das wie das Gettatore der Neapolitaner gegen das böſe Auge, eine Zauberformel gegen böſe Zungen. — Aber die Suppe iſt vortrefflich.“

Digitized by Google

Damit fing das Diner an und nahm, einige Häkeleien und spitzige Bemerkungen des Herrn von Tondern abgerechnet, die Baron Fremont immer aufs freundschaftlichste belachte, seinen ungestörten und vortrefflichen Fortgang, ja, einen so vortrefflichen Fortgang, daß selbst Tondern gegen das Dessert hin wahrhaft versöhnlich wurde, und Fremont, in seinen Stuhl zurückgelehnt, mit einer fast rührenden Melancholie an die Decke emporschaute, wobei er seufzend sagte: „Daß doch alles Schöne so vergänglich ist!“

Graf Helfenberg hatte das Diner vorübergehen lassen, ohne Vieles von den servirten Schüsseln zu genießen; auch trank er nur hier und da ein paar Tropfen Wein mit Wasser. Gegen das Ende hatte er den Kopf in die Hand gestützt und war in tiefes Nachdenken versunken, wobei er vor sich hin starrte und nur zuweilen als höflicher Wirth bei irgend einer lustigen Bemerkung ein trübes Lächeln zeigte, dem man jedoch wohl ansah, daß es gänzlich ohne Zusammenhang mit dem Tischgespräche war. Als aber Baron Fremont die eben erwähnten Worte sprach, worin er das Vergängliche alles Schönen beklagte, erhob sich der Hausherr mühsam von seinem Stuhle, ließ sich von dem Kammerdiener ein gefülltes Champagnerglas reichen und sagte, indem er die Rechte auf den Tisch stützte: „Ich möchte zu euch, meine lieben, guten und erprobten Freunde, ein paar Worte sprechen; da ich aber, wie euch allen bekannt ist, kein Redner bin, so wurde es mir schwer, zu beginnen, und ich danke daher Fremont, daß er mir, ohne es zu wollen, den Eingang meiner Rede sonflirte. — Ja, Alles ist vergänglich auf dieser Erde, das Schöne wie das Häßliche, das Große wie das Geringe! Eine dieser vier Eigenschaften dürfte auch ich wohl besitzen, und daß ich obendrein ein Recht habe, von meiner Vergänglichkeit ganz besonders zu sprechen, wird mir Keiner von euch abstreiten wollen.“

„Aber, Helfenberg,“ rief Herr von Tondern, „welch melancholischer Trinkspruch! Was lauert dahinter?“

Fremont schüttelte mit dem Kopfe, und Baron von Breda, der

Digitized by Google

augenscheinlich den trüben Ideen seines Tischnachbars und Freundes folgte, blickte düster schweigend vor sich nieder.

„Wenn mein Trinkspruch, wie Sie es nennen, melancholisch anfing," fuhr der Graf fort, „so war es wahrhaftig nicht meine Absicht. Ist es denn traurig, daß das alles vergeht? Ich kann das von mir nicht sagen, denn wie ich lebe — eigentlich wie ich vegetire — muß ich schon gestehen, daß ich mir aus dem Aufhören dieses Zustandes in der That nichts mache; und da ich, vielleicht nach vielen Schmerzen, dahin gelangt bin, mir dieses Aufhören fast zu wünschen, so ist es mir auch möglich, darüber mit aller Ruhe zu denken und zu sprechen."

„Wozu das, Helfenberg?" fragte George von Breda mit weicher Stimme, indem er seine Hand auf die des Freundes legte; „warum in unseren heiteren Kreis eine so traurige Stimmung rufen? Denn daß deine Rede uns traurig stimmen muß, wirst du bei uns, die wir dich so herzlich lieben, voraussetzen."

„Das soll sie aber nicht!" rief der Hausherr, indem er sein Glas erhob, „und wenn ihr meinen Trinkspruch auf die Vergänglichkeit nicht annehmen wollt, so will ich denn zuerst mein Glas leeren auf das Glück des frischesten und herrlichsten Lebens, welches ich kenne."

„Und welches ist das?" fragte Fremont, ehe er seinen Kelch an die Lippen setzte.

„Gleichviel," erwiderte der Graf, „irgend eines, das Jeder sich nach seinem Belieben denken mag."

Nach diesen Worten preßte er die Lippen fest zusammen und stieß mit seinem Glase so heftig an das des Barons von Breda, der ihm zunächst saß, daß es mit einem schneidenden Klange zersprang.

Während der Kammerdiener eilig die Trümmer entfernte und einen neuen Krystall herbei brachte, tranken die vier Freunde schweigend ihre Kelche leer, und der Hausherr sprach fast jubelnd: „So ist es recht! nach diesem Trinkspruche durfte das Glas zu nichts Anderem mehr dienen." Dann setzte er mit angenommener Lustigkeit noch hinzu: „Nachdem ich euch nun bewiesen, daß ich weit entfernt von

aller Traurigkeit bin, laßt mich auch mit ein paar Worten meine Rede von vorhin zu Ende bringen. Es gibt Dinge, die man ſich nun einmal vorgenommen hat, mit einer gewiſſen Feierlichkeit zu begehen. Man weiht alſo ein Haus ein, das man ſich erbaut, man verläßt ebenſo ein anderes, in welchem man nicht mehr lange zu wohnen gedenkt, nicht ohne eine ſolche Weihe. — Und zu einer ſolchen Feierlichkeit habe ich euch, meine Freunde, eingeladen. Wenn ihr aber nun nach meiner großen Rede etwas Bedeutendes erwartet, ſo habt ihr euch vollkommen getäuſcht; ja, ich fürchte faſt, es wird euch das ſo unbedeutend erſcheinen, daß Tondern es nicht unterlaſſen wird, eine witzige Bemerkung darüber zu machen, und wenn er das thut, ſo ſoll es mir zur Erhaltung eures und meines Humors lieb ſein. — Mit einfachen Worten denn: ich habe mein Teſtament gemacht und bitte euch freundlich, daſſelbe als Zeugen unterſchreiben zu wollen."

Den Baron Breda durchſchauerte es leicht, als ſein Nachbar ſo ſprach und ſich darauf ermüdet und bleicher als vordem auf ſeinen Stuhl niederließ.

Fremont ſchloß ſeinen Mund, als habe er plötzlich etwas Unangenehmes auf ſeiner Zunge geſpürt; der Legationsrath war aufgeſtanden und ging, die Hände auf dem Rücken, mit großen Schritten auf und ab, und ſelbſt Tondern ſchien ſich zu einem Lächeln zwingen zu müſſen, als er, mit ſeinem Glaſe ſpielend, ſagte: „Sie ſollen ſich gewiſſermaßen in mir nicht geirrt haben, lieber Freund. Gute Witze machen iſt nicht gerade meine Sache, wie ihr alle wißt; aber ich kann Ihnen à propos Ihrer Rede etwas nicht verhehlen, was ich verbürgen kann; ich habe nämlich einen Mann gekannt, der ebenfalls ſehr frühzeitig ſein Teſtament gemacht und ſechszig Jahre ſpäter an Altersſchwäche geſtorben iſt. — Möge es Ihnen gerade ſo ergehen!"

„Ja, ja," bemerkte Baron Fremont, der ſich wieder gefaßt hatte, „dieſen Fall kenne ich und kann ihn bezeugen; die Erben kamen ſchlecht dabei weg, und von dem, was ſie erhalten ſollten, hätte man die Buchſtaben auf ihren Grabſteinen neu vergolden können. — Aber

wie dem auch sei, daß Sie uns bedenken werden, davon bin ich fest überzeugt. Möge es uns aber auch so ergehen wie Jenen! Das spricht meine Freundschaft für Sie."

„Amen!" sagte eine Stimme im Hintergrunde des Zimmers, und als sich Alle umwandten, bemerkten sie den Legationsrath, der mit gesenktem Haupte von einer Ecke zur andern schritt.

Graf Helfenberg hob mit einer Verbeugung gegen George von Breda und Herrn von Tondern die Tafel auf, worauf sich Alle in den Salon zurück begaben, um Kaffee und Liqueur zu nehmen, sowie die unvermeidliche Cigarre, die wir nun einmal dem geneigten Leser in Ausnahmsfällen nicht erlassen können, da wir, wie hier zum Beispiel, gegen die Wahrheit eines Garçon-Diners aufs Gröblichste verstoßen würden, wenn wir verschweigen wollten, daß der größte Genuß nach demselben in dem behaglichen Rauchen einer echten Havannah besteht.

Mittlerweile war es sieben Uhr geworden, und da der Rechtsconsulent Doktor Plager in allen geschäftlichen Obliegenheiten von einer musterhaften Pünktlichkeit war, so erschien wenige Minuten, nachdem die Uhr die angegebene Stunde geschlagen, der Kammerdiener und meldete seinem Herrn, der eben genannte Geschäftsmann sei ins anstoßende Kabinet getreten.

„Ich komme gleich," gab Graf Helfenberg zur Antwort, wobei er sich, auf seinen Stock gestützt, erhob. „Thut mir den Gefallen," wandte er sich an die Freunde, „und laßt euch nicht stören. Ich werde eben ins Nebenzimmer gerufen, um die Vorbereitungen zu jenem Akte zu treffen, zu welchem ich euch als Zeugen erbeten. — Erbeten," setzte er lächelnd hinzu, „ist der technische Ausdruck für diese Art von Einladung, und ich thue das kund und füge es hiermit zu wissen, damit ihr seht, daß ich mich auch um Geschäftssachen bekümmere."

Damit verschwand er in seinem Kabinette.

Die Zurückbleibenden saßen mit Ausnahme des Legationsrathes stillschweigend um den Kamin, mehr oder minder mit ernsten Gedan-

ken beſchäftigt. Baron Breda, der wohl am beſten den körperlichen Zuſtand des Freundes zu kennen ſchien, fühlte ſich von der ganzen Sache aufs Schmerzlichſte berührt; er ſah wohl ein, daß dieſes Teſtamentmachen mehr als eine gewöhnliche Formalität war, und es wurde ihm nicht ſchwer, ſich in die Lage des unglücklichen Freundes zu verſetzen und die Seelenleiden mit zu empfinden, die wahrſcheinlich vorangegangen waren, ehe dieſer Entſchluß bei ihm gereift und zur Ausführung gekommen.

Herr von Tondern und Baron Fremont ſprachen ihre Gedanken über daſſelbe Thema gegen einander aus, hatten es aber von einer andern Seite aufgefaßt.

„Wie kommt es eigentlich," ſagte Fremont, „daß der Graf überhaupt teſtiren will? Sind denn nicht die großen Güter der Familie, die er als älteſter und einziger Sohn ſeines Vaters antrat, Lehen und Fideicommiſſe?"

„Das iſt der größte Theil der Güter allerdings," entgegnete der Gefragte. „Wenn wir Beide aber," ſetzte er leiſer hinzu, „meinetwegen mit noch ein paar Anderen, das zu theilen hätten, was dem Grafen an Gütern und Vermögen als freies Eigenthum und nicht zu Lehen oder als Fideicommiß gehört, ſo würden wir zufrieden ſein. Das ſind die großartigen Vermögen der Großmutter und der Mutter unſeres Freundes, ſowie die Erſparniſſe namentlich des Vaters."

„Wie die Glücksgüter doch ſo ungleich vertheilt ſind!" ſprach Fremont mit einem tiefen Seufzer. — „Ich bin gerade nicht unzufrieden mit dem, was ich habe, aber ein bischen mehr ſchadet immer nichts. Es muß doch ein eigenes Gefühl ſein, ſo eine große Herrſchaft ſein nennen zu können.

„Von einem ſolchen Gefühl habe ich gar keine Idee," meinte Herr von Tondern trocken; „mit Herrſchaften und Ländereien gebe ich mich auch nicht gern ab, mir wäre ein tüchtiges Quantum baaren Geldes viel lieber."

„Nein, nein, das kann ich nicht ſagen," entgegnete der Andere,

Digitized by Google

wobei er sich in den kleinen Fauteuil zurücklehnte und dem blauen Dampfe nachsah, den er gerade emporsteigen ließ. „Ah, ein eigener Herd, und ein Schornstein mit dem Rauche des Küchenfeuers, das dein Diner kocht, ist schon eine wundervolle Idee!"

„Natürlich aber muß dieser Herd," vernahm man des Legationsrathes feine Stimme, der wie ein Schatten hinter den Stühlen auf und ab strich, „am Ende zu einer Enfilade von circa zwanzig Zimmern gehören, von deren Fenstern man mit dem besten Fernrohr die umliegenden Felder und Wälder nicht übersehen kann."

Fremont nickte mit dem Kopfe und versetzte, ohne sich nach dem Sprecher umzuschauen: „Ganz meine Ansicht, und ich wüßte von den Gütern unseres guten Freundes gerade eines, das alle diese eben angegebenen vortrefflichen Eigenschaften besitzt. Es ist dieß Schloß Stromberg, — ah, eine deliciöse Besitzung! — Apropos!" wandte er sich an George von Breda, der sich mit keiner Sylbe in dieses Gespräch mischte, „du mußt ja Stromberg genau kennen. Stößt es nicht an die Besitzungen deines Schwagers, des Herrn von Braachen?"

„Es stößt daran," entgegnete der Gefragte.

„Nicht wahr, es ist wunderschön?"

„Das Schloß liegt prachtvoll, und die Besitzungen sind ausgedehnt und vortrefflich erhalten."

„Ist es Fideicommiß oder Lehen?"

„Nein, es wurde vom Vater unseres Freundes erworben und durch viele Ankäufe arrondirt. Er hatte es zum Wittwensitze für die leider so früh verstorbene Gräfin Helfenberg bestimmt."

„Da hast du, was dir paßt," sagte Tondern, indem er sich lang ausstreckte. „Wer weiß, ob nicht drinnen in diesem Augenblicke dein Glück entschieden wird! Nun, ich gratulire dir zum Voraus und kenne keinen Neid; ich gönne dir die Herrschaft und bin mit circa fünfzigtausend Thalern zufrieden. Weniger kann er doch nicht für seine Freunde thun."

„Ihr seid doch in der That entsetzlich ruchlose Menschen," nahm

Baron Breda das Wort, wobei die Stimme sehr ernsthaft klang, wenn auch auf seinen Zügen ein leichtes Lächeln erschien. Ich möchte eigentlich wissen, was im Stande wäre, euch einmal in eine ernste Stimmung zu versetzen."

„Dieses Mal muß ich für die Beiden, obgleich ungern, Partei nehmen," sprach der vorbeischwirrende Legationsrath. „Wenn ich auch überhaupt nicht in Abrede stellen will, daß es in vielen Beziehungen ruchlose Menschen sind — sie sind selbst davon überzeugt — so muß ich doch zu ihrer Rechtfertigung sagen, daß diese Erbgelüste in der meisten Menschen Herzen existiren. Ich habe meine Eltern gewiß außerordentlich geliebt, aber ich erinnere mich noch ganz genau, daß ich mit einem jüngeren Bruder häufig Gemälde und Mobilien in Gedanken vertheilt habe, wie wir dachten, daß sie uns später einmal zufallen sollten."

„Damals waret ihr Kinder und unzurechnungsfähig," warf George von Breda leicht hin.

„Ja, freilich waren sie Kinder," lachte Herr von Tondern, „aber um jenes Prädikat heim zu geben, in der That ruchlose Kinder, und jetzt begreife ich erst recht, warum du immer umherirrst wie der ewige Jude. Wahrhaftig, ich sehe klar und nehme meine Rede in Beziehung auf das Anwurzeln zurück — es ist dein böses Gewissen, das dich beständig ruhelos umher treibt."

„Ich glaube, daß Tondern diesmal Recht hat," meinte auch Baron Fremont nach einer kleinen Pause, in der man nur ein heiseres Lachen des Legationsrathes gehört; „wenigstens kann ich dir versichern, daß dieses nachtschmetterlingsartige Umherflattern für deine Nebenmenschen, die gezwungen sind, ihm zuzuschauen, etwas sehr Nervenangreifendes hat. — Aber genug davon, ich sehe unserem Freunde George an, daß ihn unsere Reden gewaltig ennuyiren. — Was Anderes denn! Du hast ja früher," wandte er sich an Tondern, „bedeutend in der Rechtspflege herumgepfuscht und wirst wohl so viel

davon behalten haben, um uns ſagen zu können, was es mit ſo einem Teſtamente für eine Bewandtniß hat."

„Das iſt im Grunde ſehr einfach," verſetzte der Gefragte. „Der Erblaſſer erklärt vor Gericht, vor einem Notar, Rechtsconſulenten oder ſonſtigen beeidigten Schreiber, er habe im Sinne, über ſein Vermögen letztwillig zu verfügen, daſſelbe an Den oder Den zu hinterlaſſen; darauf unterſchreibt er, die Zeugen und der Beamte ebenfalls, man drückt ſein Siegel bei, und ſomit iſt die Sache abgemacht, und das Aktenſtück wird bei Gericht depouirt."

„Auf dieſe Art erfahren die Zeugen alſo," forſchte Fremont weiter, „über welches Vermögen verfügt wird und zu weſſen Gunſten? Das kann zuweilen für die Betreffenden nicht unintereſſant ſein."

„Es gibt fünf Formen von Teſtamenten," fuhr Herr von Tondern mit wichtiger Miene fort, dem es angenehm ſchien, von ſeinen übrig gebliebenen Kenntniſſen etwas Weniges zeigen zu können; „fünf Formen, die ſich aber, um deine Bemerkung von ſo eben zu beantworten, eigentlich in drei Abtheilungen bringen laſſen, — erſtens und zweitens in die mündliche und ſchriftliche Form, bei welcher die Zeugen allerdings erfahren, was und wie teſtirt wird; drittens aber in die myſtiſche, wo das Teſtament von dem Notar entweder ſelbſt geſchrieben oder beglaubigt wird, vom Erblaſſer unterſchrieben, von eben demſelben couvertirt und feſt verſiegelt, worauf dann die Zeugen nichts zu thun haben, als außen hin ihre reſpectiven Namen zu ſetzen."

„Die myſtiſche Form gefällt mir nicht," entgegnete Baron Fremont, indem er die Oberlippe aufwarf und ſich durch das Haar fuhr. „Da muß man Sachen unterſchreiben, von denen man keine Kenntniß genommen hat. Ich finde das nicht angenehm und auch meiner Anſicht nach rechtlich unbegründet."

„Und es hat doch ſeine großen Vortheile für den Erblaſſer, ja, ſogar für den Erben," vernahm man aus dem Hintergrunde des Salons die Stimme des Legationsrathes. „Stell' dir zum Beiſpiel vor, Fremont, es wäre da ein reicher Mann, der vermachte unſerem

Digitized by Google

Tondern — um nur einen Namen zu nennen — wir wollen ſagen, die fünfzigtauſend Thaler, die er ſich vorhin gewünſcht; das weiß Tondern und lebt darauf hin, als wenn er die fünfzigtauſend Thaler ſchon im Sack hätte; er glaubt ja, er werde ſie einſtens bekommen. Darauf geht es aber, wie unſer verehrter Freund vorhin ſagte: der Erblaſſer ſtirbt nämlich erſt circa ſechzig Jahre nach Abfaſſung des Teſtaments an Altersſchwäche. Was dann? Da hätte ſich der arme Tondern eine vergebliche Hoffnung gemacht und wahrſcheinlich ein noch ſchlechteres Ende genommen, als ihm ſo ſchon bevorſteht."

„Du biſt unzurechnungsfähig," verſetzte mürriſch der, von dem eben die Rede war. „Deßhalb laſſe ich dir auch deine Bemerkungen hingehen. Wenn du übrigens künftig wieder perorirſt, ſo übe deine Beiſpiele an einem Anderen und nicht an mir."

Baron von Breda war aufgeſtanden und hatte ſich ans Fenſter begeben, wo er in die immer noch ſtürmiſche Nacht hinausſchaute. Hier und da war das Gewölk zerriſſen und ließ einen bleichen Strahl des Mondes durchſchimmern, phantaſtiſche Wolkenformen zeigend.

Jetzt öffnete ſich die Thür des Kabinettes, und Graf Helſenberg kam von dort zurück, gefolgt von einem Herrn in ſchwarzem Frack, wobei derſelbe eine ſteife weiße Halsbinde trug, welche das im gegenwärtigen Augenblicke ſehr ernſte und feierliche Geſicht einrahmte. Es war Herr Doktor Plager, der ſich, die Feierlichkeit des Momentes und die vornehme Geſellſchaft, in die er eintrat, vollkommen würdigend, nach einem ſehr tiefen Bückling den vier Herren vorſtellen ließ und ſich dann nach einigem Zögern auf einen Stuhl ſetzte; und als er ſich nun endlich niedergelaſſen, berührte er mit dem Rücken nicht die Lehne deſſelben, ſondern ſaß mit dem ſtarr emporgekämmten Haar gerade und aufrecht da — eine faſt unheimliche Erſcheinung, ein würdiger Träger oder ſelbſt Repräſentant des wichtigen und ernſten Papieres, welches er in der Hand hatte.

„Die Herren, ſämmtlich meine genauen Bekannten," wandte ſich Graf Helſenberg an den Rechtsconſulenten, „ſind bereits von dem

Dienſte unterrichtet, den ich ſie bat, mir zu leiſten. Wie Sie ſehen, ſind es aber nur vier, und der Form des Geſetzes nach brauchen wir fünf Zeugen. Es iſt mir recht fatal, daß Ihr Schreiber nicht mitgekommen iſt."

„Auch ich bedaure das unendlich," entgegnete Herr Doktor Plager, wobei er ſein Kinn in die weiße Halsbinde vergrub. „Herr Larioz wird untröſtlich ſein; aber er fand ſich wirklich ſo unwohl, vollkommen fieberhaft, daß ich es für gewiſſenlos gehalten hätte, ihn in die kalte Nachtluft hinaus zu nöthigen."

„Es thut mir doppelt leid, daß Don Larioz nicht gekommen iſt," ſagte der Graf lächelnd und indem er fortfahrend ſich an George von Breda wandte; „du hätteſt eine ganz intereſſante Bekanntſchaft gemacht; ein ſpaniſcher Edelmann, der, Gott weiß, durch welche Schickſale, Schreiber bei meinem ſehr ehrenwerthen Rechtsfreunde geworden."

„Ein echter Spanier?" fragte Herr von Tondern.

Der Rechtsconſulent nickte ehrerbietig mit dem Kopfe, wobei er ſich freundlich zu lächeln bemühte.

„Ein echter Spanier," wiederholte der Graf, „unternehmend wie ein Andaluſier und dabei ſtolz wie ein Caſtilianer. Ich weiß ſelbſt nicht, warum, aber obgleich ich ihn Vormittags nur eine Stunde geſprochen, habe ich eine faſt unbegreifliche Neigung zu ihm gefaßt."

Bei dieſen Worten warf er dem Rechtsconſulenten einen eigenthümlichen Blick zu, den dieſer dadurch beantwortete, daß er ſich leicht vornüberbeugte, die Augenlider herabfallen ließ und das wichtige Papier ein klein wenig gegen ſeine Bruſt erhob.

„Was nun den fünften Zeugen anbelangt," fuhr der Graf nach einem augenblicklichen Stillſchweigen fort, „ſo habe ich mir nicht anders zu helfen gewußt, als irgend einen Unbekannten zu preſſen. Zufälliger Weiſe iſt mein zweiter Kutſcher krank und erhält gewöhnlich um dieſe Zeit" — er warf einen Blick auf die Uhr — „den Beſuch des Arztes meiner Dienerſchaft. Ein wackerer Mann, der Arzt nämlich, den ich ſchon lange ſelbſt conſultirt hätte, wenn ich es über-

Digitized by Google

haupt noch der Mühe werth oder von irgend einem Nutzen hielte, über mich selbst zu sprechen."

In diesem Augenblick vernahm man im Kabinette, dessen Thür vorhin nicht geschlossen worden war, eine ziemlich laute Stimme, welche sagte: „Das kann ich Ihnen versichern, mein lieber Herr Kammerdiener — und Sie mögen meinen Worten glauben, wenn es Ihnen gut dünkt — der verschlimmerte Zustand unseres Patienten dahinten gestern Abend kam einzig und allein daher, daß er etwas gefressen — Sie werden mir im vorliegenden Falle erlauben, diesen Ausdruck zu gebrauchen — was er nicht hätte fressen sollen; ja, ich kann wahrhaftig es nicht anders nennen, denn das Factum steht fest: er hat sich den Magen überladen, item ist kränker geworden, und es hat etwas Kräftiges gebraucht, ihn wieder so weit zu bringen, wie wir ihn schon vor ein paar Tagen hatten. — Das habe ich Ihnen zur Vorsicht gesagt, mein lieber Herr Kammerdiener; denn sie werden einsehen, daß Jemand da sein muß, der über dergleichen Patienten eine strenge Aufsicht führt. — So, jetzt bin ich mit der Geschichte fertig und bitte, Seiner Erlaucht zu melden, daß ich ganz zu seinen Diensten stehe."

Nachdem die Stimme im Kabinette sich also hatte vernehmen lassen, erschien der Kammerdiener an der Thür des Salons und wollte die ihm aufgetragene Meldung machen, doch ließ ihn der Graf nicht zu Worte kommen, sondern rief ihm entgegen: „Wir wissen schon! Bitten Sie den Herrn Doktor, er möge gefälligst zu uns eintreten."

Dies geschah denn auch augenblicklich, und unser Bekannter, Doktor Flecker, trat auch hier gerade so unbefangen und ungeniert ein, wie er dies bei dem Schneidermeister Schwörer oder der Frau Brenner gethan; ja, als er einige Schritte gegen die Gesellschaft gemacht und flüchtig mit dem Kopfe genickt, nahm er seinen Hut unter den linken Arm, zog mit der Rechten sein Taschentuch hervor und putzte mit demselben die Gläser seiner Brille, die von der Wärme in den Zim-

Digitized by Google

mern wiederholt angelaufen waren; dann ſetzte er dieſelbe wieder ruhig auf ſeine Naſe und erwiderte nun erſt den freundlichen Gruß des Grafen mit einem etwas tieferen Kopfnicken, eine Bewegung, die er hierauf auch gegen die übrigen Herren machte, nachdem der Graf ſeinen und deren Namen genannt. Etwas erſtaunte der Doktor, als er den Rechtsconſulenten in weißer Halsbinde erblickte; doch klopfte er ihm zur Begrüßung freundlich auf die Achſeln und ließ ſich dann bequem auf einen Lehnſtuhl nieder, den der Kammerdiener hinter ihn gerollt.

„Es freut mich ſehr, daß Sie meiner Bitte Folge gegeben," ſagte Graf Helfenberg zu dem Arzte. „Aber Sie werden ſich wundern, lieber Herr Doktor, trotzdem im Augenblicke hier Niemand zu finden, der Ihnen die Hand zum Pulsfühlen entgegenſtreckt. Bei mir verlohnt ſich das nicht mehr der Mühe, und die Anderen ſind kerngeſund."

„Aeußerlich ja," murmelte der Legationsrath, der in der Diagonale des Zimmers eine Bahn wie ein Komet beſchrieb. „Aeußerlich wohl, aber viel krankhafte Seelenzuſtände."

Wofür ihm Tondern, hinter deſſen Stuhle er das letzte Wort ausſprach und ſtark betonte, einen geringſchätzenden Blick zuwarf.

Der Armenarzt hatte ſich mit einer ſehr ſchnellen Neigung des Kopfes gegen den Grafen verbeugt und ſagte dann launig: „Ich habe mir das denken können; jedes Geſchöpf auf dieſer Erde hat ſeinen beſtimmten Rayon; der Vogel lebt in der Luft, der Fiſch im Waſſer, der Wurm in der Erde, der Armenarzt in dem vierten Stockwerk der Häuſer oder in den Bedientenkammern. Und deßhalb ſollte man, um in meinem Gleichniß fortzufahren, eigentlich ängſtlich ſein, das angewieſene Terrain zu verlaſſen; denn wenn Fiſch und Vogel aus dem Waſſer und der Luft in den erſten Stock einer menſchlichen Wohnung gebracht werden, ſo geſchieht das in der Regel nicht, um ihnen einen vergnügten Augenblick zu machen, ſondern um ſie aufzuſpeiſen. Sie werden mir zugeben, daß ich mich faſt im gleichen Falle befinde, wo-

gegen ich Ihnen aber beſtens verſichern will, daß ich ohne Furcht und mit großer Bereitwilligkeit erſchienen bin. Eure Erlaucht haben über mich zu befehlen."

„Der Doktor wird gewiß nicht erſchrecken," ſprach Herr von Tondern mit einer gewiſſen protegirenden Miene, die er anderen Ständen gegenüber gern anzunehmen pflegte, „wenn er hört, um was es ſich handelt. Wie Mancher glaubt, und wohl mit größerem Rechte, ſein Teſtament machen zu müſſen, wenn er den Arzt nahen ſieht! Das geht meiſtens Hand in Hand."

„Ja, es geht oftmals Hand in Hand, Herr von Tondern," bemerkte achſelzuckend der Doktor, „und obendrein erbt dabei ein gewiſſenhafter Arzt noch etwas, was ihm nicht mehr genommen werden kann — das Bewußtſein, ſeine Pflicht gethan zu haben. Das kann man nicht von jedem anderen Erben ſagen."

Graf Helfenberg ſchien nicht auf dieſes Geſpräch geachtet zu haben; er hatte die Augen mit der Hand bedeckt, und als er dieſelbe jetzt wieder herabſinken ließ, ſagte er: „So wollen wir an unſer Geſchäft gehen. — Ich glaube, ich muß das Wort nehmen?" wandte er ſich mit einer höflichen Verbeugung an den Rechtsconſulenten.

Dieſer nickte würdevoll mit dem Kopfe und erhob ſich darauf von ſeinem Stuhle, um ſich hinter denſelben zu ſtellen, wobei er das verhängnißvolle Papier vor ſich hielt.

Herr von Tondern zog die Augenbrauen etwas finſter zuſammen und flüſterte ſeinem Nachbar zu: „Den Worten des Grafen nach haben wir ein myſtiſches Teſtament zu erwarten."

„Das wäre fatal!" entgegnete Baron Fremont, wobei er diesmal, da ſich ſein Geſicht unwillkürlich verlängerte, die untere Reihe ſeiner Zähne ſehen ließ.

Graf Helfenberg war ebenfalls von ſeinem Stuhle aufgeſtanden und ſprach: „Nachdem ich mich entſchloſſen, meinen letzten Willen aufzuſetzen, habe ich denſelben eigenhändig niedergeſchrieben, dieſe

meine Schrift von dem hier gegenwärtigen vereidigten Rechtsconſulenten, Herrn Doktor Plager, beglaubigen laſſen, dann dieſes Teſtament couvertirt und verſiegelt und erkläre nun, daß man es als meinen letzten Willen betrachten und vollſtrecken ſolle. Auch wünſche ich, daß es bei dem hieſigen Stadtgerichte deponirt werde, wo es dann nach meinem Tode zu finden ſein wird."

Bei dieſen Worten war der Rechtsconſulent mit einem ernſten, faſt traurigen Geſichte tief in ſeine Halsbinde hinabgetaucht, wodurch er vielleicht pantomimiſch ein Untergehen in wehmüthigem Schmerze anzeigen wollte. Dann aber ließ er ſein ganzes Geſicht wieder ſehen, machte den Anweſenden eine tiefe Verbeugung und ſagte: „Seine Erlaucht, der Herr Graf von Helfenberg, haben alſo nach ſeinem freien Willen teſtirt und haben ſein Teſtament darauf vor meinen Augen verſchloſſen und verſiegelt, und ich erlaube mir nun, die hochverehrten Herren, die als Zeugen anweſend ſind, zu bitten, auf dieſes Convert ihre Namen und Inſiegel beiſetzen zu wollen.

„Es iſt ſo, wie ich dir geſagt," flüſterte Tondern abermals dem Baron Fremont zu, indem er ſich bückte, als wolle er etwas aufheben, was ihm entfallen. „Es iſt eigentlich verflucht das! Ich bin überzeugt, Helfenberg hat an uns gedacht; aber es wäre von großem Vortheil, mit ſeinem Ehrenworte verſichern zu können, man habe dort einmal ſeine zehn- oder zwanzigtauſend Thaler zu erwarten."

Der Andere nickte kaum bemerkbar mit dem Kopfe, worauf er ſich erhob, um an den Tiſch zu treten und das Document mit ſeinem Namen zu verſehen, zu welchem Ende ihm Baron Breda die Feder reichte.

Dann unterſchrieb auch Herr von Tondern, hierauf der Legationsrath und zuletzt Doktor Flecker.

Als das wichtige Document ſomit in der vorgeſchriebenen Form hergeſtellt war, nahm George von Breda es in die Hand, überreichte es dem Grafen, wobei er mit ſeiner tiefen Stimme, die aber in dieſem Augenblicke etwas weicher klang, als gewöhnlich, ſagte: „Wir haben

Digitized by Google

das getreulich erfüllt, wozu du uns gebeten. Wenn ich mir aber hiermit erlaube, dieses Papier in deine Hände zu legen, so will ich dabei einen Wunsch aussprechen, dem gewiß alle, die hier versammelt sind, von Herzen beipflichten werden; das ist nämlich der Wunsch, daß du dich veranlaßt sehen mögest, dieses Papier in einigen Jahren vor uns wieder zu eröffnen und vor unseren Augen zu zerreißen. Wenn dieser Wunsch in Erfüllung geht, mein lieber Hugo, so soll dieser Moment für mich und gewiß für Alle einer der schönsten unseres Lebens sein."

Die Stimme des Barons zitterte fast, als er die letzten Worte sprach, und zu gleicher Zeit schlang er seinen Arm um den Hals des Freundes und drückte ihn fest und innig an sich, wobei der Contrast dieser beiden Gestalten schmerzlich anzusehen war.

„Für deinen guten Wunsch danke ich dir," erwiderte der Graf nach einem augenblicklichen Stillschweigen mit trübem Lächeln. „Daß er aber nicht in Erfüllung gehen kann und wird, davon ist Niemand mehr überzeugt, als ich selbst, und wenn ihr meine Worte bestätigt haben wollt, so fragt dort unsern guten Doktor, der mich schon öfter forschend und mitleidig betrachtet hat. Und wo ein Arzt mitleidig schaut," setzte er mit erzwungener Lustigkeit hinzu, „da ist für den Patienten nicht viel zu hoffen. — Wozu auch diese Hoffnungen, deren ich mich gänzlich entwöhnt habe! — Glaubt nicht," fuhr er weicher fort, „daß ich vor euch den starken Geist spielen will, glaubt auch nicht, daß es übergroßer Leichtsinn ist, der mich das Kostbarste, was der Mensch besitzt, anscheinend gleichgültig dahin schwinden sehen läßt. Ich will euch nicht sprechen von den furchtbaren Kämpfen, die ich durchgemacht; aber glaubt meinen Worten, ich habe sie durchgemacht. — Sie liegen nun vollends hinter mir," fügte er nach einer Pause bei und hob das Testament in die Höhe. „Jetzt will ich heiter in die Zukunft blicken."

Die Freunde nahten sich der Reihe nach dem Fauteuil des Kranken und drückten ihm schweigend die Hand; auch der Legationsrath flatterte herbei, beugte sich auf den Grafen nieder, und als er ihn

Digitized by Google

dann leicht auf die Stirn geküßt, eilte er mit raſchen Schritten wieder nach einer dunkeln Ecke des Zimmers.

„Amen! Amen!“ ſagte der Armenarzt ſo leiſe, daß Niemand es verſtand, als vielleicht der Rechtsconſulent, der dicht an ſeiner Seite war. In der That hatte der Doktor den kranken jungen Mann lange forſchend und auch mitleidig betrachtet, was George von Breda ebenfalls nicht entgangen war, weßhalb dieſer ſein glänzendes Auge fragend auf den Arzt richtete, der, dieſe Frage verſtehend, leicht mit den Achſeln zuckte.

Eine allgemeine Unterhaltung wollte übrigens nach dem eben vollzogenen Akte nicht mehr ſo recht in Gang kommen; auch lehnte der Graf ſich ziemlich theilnahmlos, wie ermüdet, in ſeinen Fauteuil, weßhalb die Anweſenden ſich anſchickten, den Salon zu verlaſſen. Dabei war es bemerkenswerth, daß ſich Herr von Tondern und Baron Fremont dem Rechtsconſulenten anſchloſſen und Fremont ſich ſogar anbot, ihn in ſeinem Wagen nach Hauſe zu führen, was denn auch Doktor Plager nach einiger Weigerung annahm.

Als der Armenarzt ſich von dem Grafen verabſchiedete, ſagte der letztere: „Es ſtürmt und regnet draußen, lieber Doktor. Darf ich Sie nach Hauſe oder ſonſt wo hin bringen laſſen?“

„Ich bin das ſchlechte Wetter gewohnt, Erlaucht,“ erwiderte der Arzt jedoch, „und führe deßhalb meine nothwendige Equipage, Regenſchirm, Ueberſchuhe und Paletot, beſtändig bei mir; auch würde es meine armen Patienten erſchrecken, wenn ich ſo auf einmal im Wagen bei ihnen vorführe. Deßhalb danke ich herzlich für das freundliche Anerbieten.“

„Aber ich ſehe Sie nicht zum — letzten Mal, lieber Doktor? Sie kommen ja häufig ins Haus. Laſſen Sie ſich doch hin und wieder bei mir ſehen. Ach! ich habe manche höchſt langweilige Stunden! Doch vergeſſe ich,“ ſetzte er lächelnd hinzu, während er gegen den Scheidenden die Hand empor hob, „daß anderer Leute Zeit koſtbarer

iſt, als die meinige. — — Und doch wieder nicht," murmelte er in ſich hinein, und biß darauf die Zähne feſt auf einander.

Auch der Legationsrath war nach Hauſe gegangen und Niemand mehr bei dem Kranken zurückgeblieben als George von Breda, der am Kamin lehnte und mit dem Stiefel gegen ein verglimmtes Stück Holz ſtieß.

„Es iſt lieb von dir, daß du noch einen Augenblick bleibſt," ſagte der Graf nach einem längeren Stillſchweigen. Aber opfere mir nicht zu viel von deiner Zeit; bei mir iſt es ſtill und einſam, bei dir zu Hauſe ungleich behaglicher. „Apropos, fuhr er raſch fort, ehe der Andere etwas entgegnen konnte, „wie gefällt ſich deine Nichte in eurem Hauſe?"

„Du kennſt ſie?" fragte der Baron gleichgültig.

„Ich habe ſie einmal flüchtig geſehen — ein ſehr ſchönes Mädchen."

„Und ein gutes Kind. Ihr friſcher, heiterer Sinn belebt mein Haus auf die angenehmſte Art."

„Das kann ich mir denken, du Glücklicher!" entgegnete der Graf, während er den Kopf tiefer auf die Bruſt hinab ſenkte. „So eine friſche Stimme thut wohl, ein ſo herzliches, liebes Lachen. O, das könnte auch ich brauchen hier in meinem öden Steinhaufen."

George von Breda blickte theilnehmend und aufs innigſte mitfühlend auf den armen Freund, deſſen Geſicht er nicht ſehen konnte. Ja, es mußte öde und ſtill in dem gewaltigen Palaſte ſein, und dieſe Oede um ſo ſchrecklicher und fühlbarer, da ſie gewiß häufig, ach, ſehr häufig von furchtbaren und finſteren Gedanken und Phantaſieen bevölkert war! War es ihm doch in ſeinem mitfühlenden Herzen zu Muthe, als ſähe er ſie aus den dunklen Ecken des Salons furienartig heran ſchweben und auf die Bruſt des armen Kranken niederfallen. — Es war das ein ſchreckliches Geſchick, ſo jung, ſo reich, mit allen Anſprüchen an das Leben und mit allen Mitteln, dieſen Anſprüchen

zu genügen, da zu liegen elend, ſchwach, zuſammengeſunken, vor ſich das verhängnißvolle Document mit den fünf Siegeln.

Es war, als ob den Grafen ſelbſt im gleichen Augenblicke dieſelben furchtbaren Gedanken quälten; denn er fuhr mit einem tiefen, ſchneidenden Seufzer in die Höhe, preßte die Hand vor die Stirn und ſagte, während er mühſam athmete: „Ja, dieſe Oede und Stille bringt mich noch zur Verzweiflung. Wie ich oft nach menſchlichen Stimmen ſchmachte, nach fröhlichem Lachen, davon haſt du keinen Begriff. Und dieſes Regenwetter! Dieſes melancholiſche Klatſchen der Tropfen an die Scheiben regt mir die Nerven fürchterlich auf. — — Ach, nur noch einen Frühling möchte ich erleben!“ ſprach er alsdann mit gefalteten Händen und unendlich weichem Tone der Stimme, „ach, nur noch einen letzten Frühling mit ſeinem friſchen Grün, mit Gräſern und Kräutern, mit Blüthen und Blumenduft! Nur noch einen einzigen — einen einzigen! Daß ich meinen geliebten Wald wieder ſähe, ja meinen geliebten Wald, und im Grün und Sonnenglanz ſie — ja ſie, deren Namen ich nie nennen darf, meinen einzigen Troſt, denn ſie umſchwebt mich lächelnd, eine himmliſche Fee.“

Dieſen Worten hörte der Baron tief erſchüttert zu. Schon einige Mal hatte Hugo von Helſenberg ſo geſprochen und auf ein Weſen angeſpielt, das er unſäglich lieben mußte und wodurch ſeine Leiden noch qualvoller, ja oft wahrhaft entſetzlich wurden. Einen Namen oder eine nähere Bezeichnung hatte er dem Freunde nie mitgetheilt, und begreiflicher Weiſe war dieſer zu diskret, um danach zu forſchen, um ſo mehr, da der Kranke es zu lieben ſchien, wenn man dergleichen Aeußerungen, die ſich zuweilen unwillkürlich ſeinem Herzen entrangen, für Phantaſieen und Träumereien nahm. Deßhalb antwortete ihm auch George von Breda: „Du ſollteſt dich von deinen Bekannten nicht ſo zurück ziehen. Geh doch mehr in die Häuſer, wo man dich ſo gern ſieht und wo man ſich ein Vergnügen daraus machen wird, dich zu unterhalten. Ich muß dir beiſtimmen, dein zurück-

Digitized by Google

gezogenes Leben hier in dem großen Palaste muß in der That oft unerträglich sein. Noch heute Abend sprach auch meine Frau darüber, ja, ich kann dir versichern, aufs liebreichste und freundlichste; sie bat mich, dir zu sagen, es würde ihr das größte Vergnügen machen, wenn du unser Haus vollkommen als das deinige ansehen wolltest. Und daß du mir den größten Gefallen damit thätest, brauche ich dir wohl nicht zu sagen. Wir alle wissen, wie sehr du das Grün der Bäume und milde Luft liebst. Nun gut, gerade das kannst du bei mir haben; laß dich jeden Tag zu mir hinaus fahren, geh in meinen Wintergarten, ruhe dort aus, spaziere umher, lies, rauch' deine Cigarre, mit einem Wort: thue, was du willst. Bist du es alsdann müde, allein zu sein, so werde ich dich unterhalten; willst du eine Partie Whist machen, so ist meine Frau da oder auch Eugenie; und darauf kannst du dich verlassen, Beiden wird es das größte Vergnügen machen, dir auch sonst die Zeit zu vertreiben."

Der Graf hatte die Hände auf seinen Knieen gefaltet, als der Andere so sprach, und um seine feinen bleichen Lippen spielte momentan ein freundliches Lächeln; aber nur wenige Sekunden, dann war es, als schüttle ein Frost seinen ganzen Körper, er wischte mit der Rechten heftig über die Stirn, wie um einen Gedanken zu verjagen, und sagte alsdann im Tone tiefen Leidens: „Du malst mir da ein Leben aus, guter George, das mich glücklich machen könnte, wenn es ausführbar wäre, das mich aber so zur Verzweiflung treiben könnte. — O, sprich nicht mehr davon, du weißt, ich will mich vor den Menschen nicht mehr sehen lassen. Selbst das ehrlichste Mitleid thut mir wehe, ja, am wehesten gerade, weil es ehrlich ist. Ich will nicht in der Erinnerung derjenigen, die ich hochschätze, die ich verehre, als die Gestalt fortleben, die ich heute bin, nein, nein! Sondern wenn man später von Graf Hugo Helfenberg spricht, so soll man sich mein Bild bewahren, wie es noch vor wenig Jahren war. — Es ist das, wenn du willst, eine Eitelkeit, vielleicht verwerflich, weil sie über das Grab hinausreicht, aber — am Rande desselben am Ende auch verzeihlich." — —

Digitized by Google

Es trat eine Pauſe ein, die wohl für Beide ziemlich peinlich war. Die Uhr ſpielte ihren gleichförmigen Takt, und dabei dachte der Graf, der ihr aufmerkſam zuhörte und das Geräuſch, welches ſie machte, mit dem Schlage ſeines Herzens in Einklang zu bringen verſuchte: Das elende Ding wird fortpicken, unverdroſſen und thätig, wenn ſich hier in meiner Bruſt ſchon längſt nichts mehr rührt, wenn fremde Menſchen in dieſen Sälen auf und abgehen und gleichgültig, ohne an den früheren Beſitzer zu denken, daſſelbe Zifferblatt betrachten, auf welchem jetzt meine Augen ruhen. —

Zwiſchen hinein jagte zuweilen der Wind ſauſend den Regen an die Fenſterſcheiben, und wenn das geſchah, ſo blickte George von Breda faſt erſchrocken, faſt ſchaudernd auf die zuſammengeſunkene Geſtalt ſeines Freundes und betrachtete mit ſcheuem Blick all' den Comfort rings umher, den ganzen behaglichen Salon, das ſtrahlende Licht der Lampen, das freundliche Flackern des Kaminfeuers, und dachte dabei an die Zukunft — an die nahe feuchte Erde draußen.

„Doch wozu dieſe trüben Gedanken und Träumereien!" rief der Graf endlich, indem er ſich empor raffte; „warum ſich die elenden Tage und Stunden ſelbſt verbittern! Für dein freundliches Anerbieten, lieber George, bin ich dir wahrhaftig dankbar, und meine Gründe, warum ich es in dem Umfange, wie du es wünſcheſt, nicht annehmen kann, werden dir gewiß einleuchten. Ja, ich will dir einen kleinen Beweis geben," ſetzte er lächelnd hinzu, „welche Anhänglichkeit ich an dein Haus habe. Ich bin zu aufgeregt, um jetzt in Stunden ſchlafen zu können; eine kleine Zerſtreuung wird mir wohl thun. Gib mir einen Platz in deinem Wagen; ich fahre mit dir nach Hauſe, wir promeniren eine halbe Stunde in deinem Wintergarten — o, das wird mir gut thun, und ich werde darauf vortrefflich ſchlafen. — Ja, ſieh mich nur erſtaunt an, es iſt mein vollkommener Ernſt, vorausgeſetzt, daß wir deine Damen nicht beunruhigen und ſtören."

Auf dem Geſichte des Barons hatte ſich bei dieſem Vorſchlage wirklich etwas wie Verwunderung gezeigt. Und nicht ohne Grund; es war faſt zehn Uhr und das kalte ſtürmiſche Wetter draußen ſonderbar gewählt zum Spazierenfahren. Da er aber ſah, wie ſich der Kranke ziemlich lebhaft erhob, ihm zunickte und darauf ſprach: „Ja, es iſt mein vollkommener Ernſt;“ und wie ſich alsdann ſeine Züge etwas verdüſterten, als er den forſchenden Blick des Freundes ſah, ſo reichte ihm dieſer eifrig die Hand dar und beeilte ſich, ihm zu ſagen: „Du wirſt wohl glauben, Hugo, daß, wenn ich nicht augenblicklich meine Freude über deinen Entſchluß kund gab, der Grund davon nur in der ſpäten Stunde und in dem Wetter liegt, das draußen herrſcht.“

„Das Wetter macht mir nichts,“ entgegnete der Andere; „aber was die Stunde anbelangt, ſo könnte es für dich zu ſpät ſein, oder müßte ich vielleicht befürchten, deine Damen zu beläſtigen?“

„Gewiß keines von Beiden, Hugo; meine Frau wird ſich ſchon zurückgezogen haben.“

„Was ich als beſtimmt vorausſetzte,“ fiel der Graf ein.

Der Baron nickte mit dem Kopfe und fuhr fort: „Und dieſen Abend habe ich ganz dir gewidmet, und je länger ich in deiner Geſellſchaft bin, um ſo lieber iſt es mir. Gehen wir alſo, wenn es dir recht iſt.“

„Ja, ja, gehen wir,“ wiederholte eifrig der Kranke, wobei er an der Klingelſchnur zog und ſo ſeinen Kammerdiener herbeirief. Er trieb ihn an, ihm eilig einen warmen Paletot zu geben, nahm ſelbſt von einem Nebentiſchchen Handſchuhe und Hut, kurz, war von einer ſo aufgeregten Geſchäftigkeit, daß ihn der Baron kopfſchüttelnd mit den Augen verfolgte.

„Soll ich mir einen Wagen zu dir hinaus beſtellen?“ fragte der Kranke, „oder bringt mich dein Kutſcher nach Hauſe?“

„Wie du willſt, aber ich denke, du bedienſt dich auch zum Zurückfahren meines Coupé's. Ich begleite dich.“

Digitized by Google

„Gut, wenn es dir recht ist, das heißt, was dein Coupé anbelangt. Ich danke herzlich für Alles.“

Damit verließen die Beiden das Zimmer, der Graf auf seinen Stock gestützt, aber lebhafter und aufrechter gehend, als er den ganzen Abend gethan, so daß ihm der Kammerdiener erstaunt folgte, verwundert sowohl über diese Lebhaftigkeit, wie auch über die Idee, so spät am Abend und bei dem Wetter noch auszufahren.

Digitized by Google

Zwanzigstes Kapitel.

Ein Lichtstrahl.

Bei dem Portier drunten hätte das Erscheinen des kranken Herrn aus denselben Gründen fast einen Schrei der Ueberraschung hervorgerufen. Der einzige Trost des alten Mannes war, daß er den Grafen in der Gesellschaft des Barons von Breda sah. „Bei dem ist er aufgehoben, wie in Abrahams Schooß," sagte er nachher zu den Bedienten, als diese in der Portierloge über dieses Ereigniß ihre Meinungen austauschten.

Unterdessen rollte der Wagen in die Nacht hinaus, erreichte nach kurzer Zeit das Haus vor der Stadt, fuhr in den Hof, und auf den Befehl des Barons hielt der Kutscher dicht vor dem überdeckten Eingange des Wintergartens. Das mußte im Haupthause der wartende Bediente gehört haben, denn statt daß sich dort die Thür öffnete, sah man den Lichterschein im Vestibül verschwinden, dann im Vorzimmer des Eßsalons erscheinen und bald darauf hinter den hohen Fenstern des Wintergartens glänzen.

Es war Friedrich, der Jockey, der nun hastig die Glasthüren aufriß und mit gerechter Verwunderung zuschaute, wie sein Herr dem kranken Grafen Helfenberg aus dem Wagen half und ihn sorgsam in das Vestibül geleitete.

Digitized by Google

„Ist meine Frau noch im Eßsalon?" fragte der Hausherr, worauf der Jockey entgegnete, daß sich die gnädige Baronin mit Fräulein Eugenien schon vor einer halben Stunde zurückgezogen hätte.

„Gut. Wenn Andreas noch bei der Hand ist, so soll er hier einige der Gaslichter anzünden; wir müssen doch auf unserem nächtlichen Spaziergange etwas sehen." Damit wandte sich George von Breda an seinen Freund: „Und jetzt erlaube, daß ich dich an einen kleinen delicièsen Platz führe, wo du, wie in einer Laube sitzend, das ganze Glashaus vor dir hast."

Hierauf schritten Beide nach dem Speisezimmer am entgegengesetzten Ende des Wintergartens und ließen sich dort auf ein paar tiefe, bequeme Gartenstühle nieder.

„Es muß schön hier sein," sagte der Graf nach einer Pause, nachdem er einen tiefen Athemzug gethan. „Ah! wie mir die angenehme Temperatur und der Duft der Pflanzen so wohl thut! Dazu das freundliche Plätschern des Springbrunnens! Du hast eine glückliche Idee gehabt, den Wintergarten so zu sagen in dein Haus hinein zu bauen. Daran wird bei ähnlichen Anlagen so wenig gedacht. Was nützen mir zum Beispiel meine großen Glashäuser auf Stromberg? O, hätte ich mir doch schon früher etwas Aehnliches an mein Haus in der Stadt bauen lassen! — Jetzt ist es zu spät."

„Sprich nicht so, mein lieber Hugo!" versetzte freundlich der Andere. „Wer kann in dem Falle sagen, es ist früh oder spät? Glaube mir, deine finsteren Gedanken können dir nur schaden. Wirf sie mit Gewalt weg, laß dir morgen früh deinen Baumeister kommen; so ein Gebäude von Glas und Eisen ist bald aufgeführt."

„Meinst du?" fragte der Kranke in lebhafterem Tone.

„Ich weiß das genau; und das Entstehensehen an sich wird dich schon zerstreuen."

„Vor einer halben Stunde noch hätte ich über einen solchen Vorschlag die Achseln gezuckt," entgegnete der Graf, „aber ich weiß nicht, woher es kommt, — wenn ich die grünen Blätter um mich sehe und

Digitized by Google

die milde Luft athme, auch das Waſſer rauſchen höre, ſo iſt mir gerade, als ſei ich noch einmal durch den Winter gekommen und habe alsdann noch einen langen Frühling und Sommer vor mir."

„Den Glauben halte feſt," verſetzte George von Breda, indem er ſeine Hand ſanft auf den Arm des Freundes legte. „Gewiß, lieber Hugo, Hoffnung nährt und erhält."

„Ja, du haſt Recht," rief der Kranke aus, doch zitterte ſeine Stimme mit einem Male wieder ſchmerzlich. „Hoffnung erhält und nährt, aber Hoffnungsloſigkeit fällt gewaltſam über uns her und drückt uns, ohne Rettung zu Boden. — Und ich habe keine Hoffnung — keine — keine — keine! — —"

„— Sieh, wie ſich das ſo freundlich macht, wenn plötzlich die Lichter aufflammen! Nicht wahr, es iſt ſo angenehm und gibt uns ein Gefühl, als wenn der Raum um uns her plötzlich in die Breite und Höhe wüchſe."

„O, es iſt ſchön, ſehr ſchön!"

„Und das zitternde Licht zwiſchen den Laubmaſſen, hier von unten beſtrahlt, auch die Umriſſe des feinſten Blattes deutlich zeigend, dort durchſichtig im ſaftigſten Grün."

„Ja, es iſt alles das wunderbar ſchön."

„Sieh jetzt auch den Strahl des Springbrunnens; wie es im Wiederſchein glänzt und flimmert! Man ſieht hier und da die einzelnen Tropfen, wie an einem Frühlingstage den Thau auf den Gräſern."

„O, ſo ſchön, ſo wunderbar ſchön! Aber für mich iſt es Täuſchung. Der Frühling iſt noch fern, ich werde ihn nicht mehr ſehen — keine — keine Hoffnung!"

Da vernahmen die Beiden mit einem Male am anderen Ende des Wintergartens eine weiche, liebe Stimme, laut, klangvoll und deutlich ſprechend: „Biſt du da, Onkel George? Tante droben hat das Licht im Wintergarten erblickt und ſagte mir, ich ſolle nachſehen. — Biſt du da?"

Digitized by Google

Bei dem Ton dieser Stimme war der Graf aufs höchste erregt emporgefahren; er faßte den Arm des Freundes, und dieser fühlte, wie seine Hand zitterte.

„Bist du es, Onkel George?" fragte jetzt die Stimme zum dritten Male, und im gleichen Augenblicke sah man Eugenie auf der Höhe der Treppe des Eßzimmers erscheinen. Dort flammten rechts und links vom Eingange zwei blendende Lichter und zeigten das junge, schöne Mädchen prächtig eingerahmt von den grünen Sträuchern im blendenden Glanze, und sie erschien in ihrem hellen einfachen Kleide, das dicke Haar so kunstlos um den edlen Kopf geschlungen, denen, die sie dort oben so plötzlich hervorschweben sahen, wie eine übernatürliche Erscheinung.

„Allerdings bin ich es, mein Kind," rief der Baron und setzte hinzu, als ihm der Graf eilig etwas zuflüsterte: „Ich danke dir für deine Bemühung, liebe Eugenie. Sage der Tante, ich werde gleich kommen."

„Du hast ja die Lichter anzünden lassen, Onkel George," fuhr das Mädchen mit freundlich klingendem Tone fort. „Das sieht prächtig aus. Ich habe es nur ein einziges Mal und flüchtig gesehen."

„Sie wird herunter kommen!" sprach leise der Graf mit bebender Stimme. „Thu' mir die Liebe und geh' ihr entgegen; führe sie fort, ich kann und will mich nicht sehen lassen."

„Gut, ich werde ihr sagen, daß du da bist."

„Daß ich — ?" fuhr der Andere auf; „ja, ja," sprach er gleich darauf, wie sich besinnend. „Sage ihr, wenn du willst, Graf Helfenberg sei da, ein scheuer Mensch, den es unglücklich mache, jemand Unbekanntes zu sehen."

Als hierauf der Baron vorschritt, erhob sich der Kranke langsam von seinem Stuhle und trat hinter einen der Bäume, durch deren Zweige er die ganze Gestalt Eugeniens sehen konnte; er drückte die Stirn an den Stamm, seine Augen starrten nach der lieblichen Er-

Digitized by Google

ſcheinung hin, während ſich ſeine Lippen in wildem Schmerz auf einander preßten.

Dort ſtand ſie und reichte ſeinem Freunde ſo herzlich die Hand, dann ſagte ihr dieſer leiſe ein paar Worte, worauf ſie den Kopf ein wenig wandte und mit den großen dunklen Augen ein paar Sekunden lang in den Wintergarten hinabſchaute. Dabei flog etwas wie Wehmuth über ihre Züge; ſie bewegte die Lippen, und wenn ſein Ohr auch begreiflicherweiſe nicht einen Ton ihrer Worte verſtand, ſo war es ihm doch, als klängen ſie in ſeinem Herzen wieder und als fühle er, daß ſie ſagte: „Das thut mir recht weh, o, das iſt ſehr unglücklich!“ — Wie ſie ſo ſchön war, ſo wunderbar ſchön! Es durchzuckte den Grafen ein entſetzlicher Schmerz, als er auf ſie hinſtarrend nun ſah, wie ſie ſich langſam wandte, um wegzugehen, und gleich darauf bebte es wieder wie ein unnennbares Glück in ſeiner Bruſt, als ſie noch einmal das glänzende Auge nach der Richtung wandte, wo er ſtand. O, warum durfte er nicht hervorſtürzen, warum nicht ihren Namen rufen, tauſendmal ihren geliebten Namen rufen: Eugenie! Eugenie! warum ſie nicht zurückhalten, ſie um die Seligkeit einer kurzen Unterredung bitten? — Warum durfte er das nicht? — O, das fühlte er wohl, um nicht in ihrem Herzen das mitleidige Intereſſe zu zerreißen, welches das junge ſchöne, blühende Mädchen einſt empfunden, als er ſie geſehen vor der Hütte im Walde, er, der Neffe des Jägers. War doch die Theilnahme, das Mitleid, welches damals aus ihren Augen leuchtete, faſt das Einzige, was ihn ſchmerzlich und doch wieder ſo ſüß an dieſes Leben feſſelte. Sah er ihn doch beſtändig vor ſich, ihren feuchten, glänzenden Blick, als er es gewagt, ihre Hand zu berühren, ihre warme ſüße Hand; ja, als er ſich ſogar unterſtanden, ihre Finger leicht und flüchtig zu küſſen. — O Seligkeit jenes Augenblickes, o tiefer Schmerz des gegenwärtigen! — Es war ihm, als zöge ſie ihn gewaltſam nach, wie ſie nun da droben verſchwand; er warf die Hände wie flehend vor, um ſie zurückzuhalten, oder mit dem glühenden Wunſche, ihr folgen zu dürfen, nicht körperlich, ſo elend

wie er war, nein, alles Leid, allen Schmerz, sein Leben hinter sich lassend, ihr nahe bleiben, sie umschweben zu dürfen, ein seliger Geist.

Aber so freundlich und wohlwollend tritt der Tod nicht leicht zu einem Sterblichen; aufs tiefste erschüttert, zusammenbrechend, sank der arme Kranke wohl auf die Bank nieder, vor welcher er stand, aber sein Bewußtsein blieb ihm, das Bewußtsein seines Elends, seines Unglücks, seiner Hoffnungslosigkeit. Er preßte die Hände vor das Gesicht und war glücklich über die erleichternden Thränen, die aus seinen Augen stürzten.

Als Georg von Breda zurückkehrte, fand er den Freund schwach und willenlos wie ein Kind. Wohl richtete er sich auf, doch bat er den Baron, ihn noch einige Augenblicke ruhig sitzen zu lassen, da ihn eine plötzliche Schwäche übermannt.

„Du wirst mein Begehren, dich hieher zu begleiten, thöricht finden," sagte er nach einer Pause mit matter Stimme, „und ich habe mir ein wenig zu viel zugemuthet; anderentheils aber hat es mir wohl gethan. Es war vorher eine Aufregung in mir, eine Unruhe, die ich nicht bemeistern konnte, die mich die ganze Nacht gequält hätte. Gott sei Dank! die ist etwas gewichen, und wenn ich mich auch abgespannt fühle, so bin ich doch ruhiger, angenehm ermüdet. Aber du, mein lieber George, wirst dich für ähnliche Besuche bedanken. Nun, das wird ja nicht häufig vorkommen."

„Sprich nicht so, Hugo," fiel ihm der Baron ins Wort, „Du kennst mich doch wohl genugsam, um zu wissen, daß ich ein paar Nachtstunden gern aufbleibe, und besonders, wenn ein Zweck damit verbunden ist wie heute. Laß die Grübeleien, erinnere dich lieber an frühere Zeiten, wo wir manch ehrliches Theil des Schlafes geopfert, ohne etwas davon zu haben, als anderen Tages einen schweren Kopf und einen leeren Geldbeutel."

„Das war damals, als wir spielten."

„Ja, als wir verspielten," erwiderte Georg von Breda lachend, „und du immer gewannest."

„Ich hatte im Spiel ein seltenes Glück," sagte träumerisch der Graf, „habe aber auch die Wahrheit des Sprüchworts empfunden: Glück im Spiel, Unglück in der Liebe."

„Das ist ein Kapitel, worüber du noch nie gesprochen."

„Und auch nie sprechen werde. Es liegt in meinen Papieren, und meine Erben brechen es auf," recitirte der Kranke mit so leiser Stimme, daß der Andere seine Worte kaum verstand. „Aber jetzt genug des grausamen Spiels," fuhr er nach einem augenblicklichen Stillschweigen heiterer fort, „des grausamen Spiels nämlich, dir deine Nachtruhe zu stehlen. Warum ich dich noch plagen will, ist, einen Gang mit mir durch den Wintergarten nach deinem so oft gerühmten Eßsalon zu machen; ich muß mir das ansehen, denn es ist fast lächerlich von mir, es auszusprechen, und doch wahr: dein Rath in meinem Hause an der Stadt einen ähnlichen Wintergarten zu bauen, hat mir wirklich gefallen. Es gäbe mir wenigstens eine Unterhaltung, wenn auch nur für kurze Zeit. Deßhalb laß mich dieses Appartement sehen, bis wo es in dein Haus mündet."

Damit schritten die Beiden langsam durch das Glashaus dahin.

„Du hast die Pläne selbst gemacht?" fragte der Graf.

„Ich habe sie entworfen und durch einen Architekten ausführen lassen."

„Den Mann kannst du mir recommandiren; wenn es dir genehm ist, kann er mir die genaue Zeichnung des Wintergartens, des Eßsalons, ja, wenn du nichts dawider hast, deines ganzen Hauses machen und mir die einzelnen Theile selbst erklären. Mich interessirt das. Ist dir's recht?"

„So recht, daß ich mich herzlich darüber freue, Hugo; ja, es macht mich ganz glücklich, daß du wieder einmal an so etwas denkst und nicht immer von — anderen Dingen sprichst. Ich versichere dich, meine Leidenschaft ist das Bauen," setzte er lachend hinzu, „und wenn du bei dir anfängst, so werde ich deinen Bauaufseher machen. Ich

Digitized by Google

bringe bei dir neue Dinge an, an welche ich hier leider zu spät gedacht. Hast du wirklich Lust, zu bauen?"

„Es könnte wohl sein, daß ich etwas bauen will," entgegnete der Graf mit einem sonderbaren Tone der Stimme. Fast schämte er sich, gegen den Freund falsch zu sein, denn er dachte in Wirklichkeit nicht im Entferntesten daran. Ihm war es nur darum zu thun, einen Plan des Wintergartens und des Hauses zu erhalten, um die Stellen zu suchen, wo sie sich aufhielt, wo sie wandelte, wo sie ihre Tage zubrachte.

Sie befanden sich jetzt auf der kleinen Terrasse, die ins Eßzimmer führte, wo Eugenie gestanden. Genau auf denselben Platz trat der Graf ebenfalls und blickte in das Glashaus zurück, wie sie vor wenigen Minuten gethan. O, ihm war so wohl, so selig in diesem Augenblicke! Es war ihm, als sei die Atmosphäre wunderbar verwandelt, als umwehe ihn ein eigenthümlicher geistiger Hauch, und deßhalb ging er fast bebend in den kleinen Eßsalon.

„Hier speist ihr jeden Tag?" fragte er mit leiser Stimme.

„Fast jeden Tag, und nachher bleibt meine Frau und Eugenie dort am Kamine sitzen."

„So auch heute Abend?" fragte hastig der Kranke. „Man sieht es, dort stehen noch die beiden kleinen Fauteuils. — Und hat deine Frau nicht gelesen?" setzte er mit einem fast lauernden Blicke hinzu. „Ja, es muß so sein, auf dem Gesimse des Kamins ist die Lampe stehen geblieben."

„Ja doch, sie wird gelesen haben," erwiderte unbefangen George von Breda. „Dort hat sie ihren Platz. Eugenie sitzt ihr gegenüber."

„Den Kamin muß mir der Architekt nicht vergessen," sprach der Graf scheinbar sehr ruhig. „Es muß sich vortrefflich daran sitzen."

Bei diesen Worten ließ er sich mit einer Aengstlichkeit, als begehe er etwas Schlimmes, auf den kleinen Fauteuil nieder, in welchem das junge Mädchen gesessen. Er blickte beinahe furchtsam auf seinen Freund hin, als halte er es für möglich, dieser könne seine Absicht

Digitized by Google

merken; doch hatte der Baron, gewiß ohne dergleichen zu denken, die Lampe von dem Kamin genommen und ſetzte ſie auf den Tiſch.

„Auch die Zeichnung eines ſolchen Fautenils bitte ich mir aus," fuhr Graf Helfenberg nach einer Pauſe fort; „ich habe wahrhaftig nichts ſo Bequemes. O, wie es ſich angenehm darin ſitzt!"

Und in der That durchſtrömte ihn ein angenehmes, wonniges Gefühl; er fuhr mit der Hand über die Lehne hinab; er legte ſie alsdann auf das Kamingeſims; ja, er berührte nach der Reihe alle Gegenſtände, die er von ſeinem Sitze aus erreichen konnte, den blanken Feuerſchirm, der ſich hin und her rücken ließ, die zierliche Schaufel und Zange, endlich den Teppich zu ſeinen Füßen, um ſich zu überzeugen — ſo ſagte er — ob derſelbe ſehr dick und weich ſei — dann ſtand er ſeufzend auf.

„An dieſen Eßſalon," ſprach der Hausherr, indem er die andere Thüre öffnete, „ſtößt noch ein kleines Kabinet, welches alsdann ins Haupthaus führt."

„Das iſt ein hübſches Kabinet," antwortete der Graf und dabei trat er hinein bis zur anderen Thür, deren Drücker er leicht mit ſeinen Fingern berührte. „Und nun iſt es gut," ſprach er darauf, „mache deiner Frau mein Compliment und ſage ihr, ich laſſe um Entſchuldigung bitten, ſie ſo ſpät am Abend geſtört zu haben; aber ohne Verſprechen, daß ich es nicht noch einmal ſo mache. Der Wintergarten ſei deliciös, und ich hoffe, ihn noch einmal in aller Einſamkeit beſuchen zu dürfen. Dann vergiß du mir die Zeichnungen nicht."

„Daran ſoll es nicht fehlen, und du wirſt ſie ſehr ſchnell erhalten," verſetzte George von Breda, indem er den Grafen freundſchaftlich unter den Arm faßte und durch das Eßzimmer nach dem Ausgange des Wintergartens geleitete. „Auch wiederhole ich dringend meine Einladung, mein Haus als das deinige anzuſehen. Komm, wann du willſt, und du wirſt ſehen, daß wir deinen Wunſch, allein ſein zu wollen, reſpectiren."

„Ich danke dir herzlich," antwortete der Kranke, und dabei reichte

er dem Freunde beide Hände; „du hast mir einen angenehmen Abend gemacht. Gute Nacht, mein lieber George!“

„Warum gute Nacht? Ich begleite dich bis in deine Wohnung.“

„Welche Idee! Wozu das? — Auf keinen Fall! Dein Kutscher wird mich sicher nach Haus bringen. — Herzlichen Gruß den Deinigen und gute Nacht!“

Damit stieg er in das Coupé, und ehe der kleine Friedrich, der diensteifrig am Schlage stand, diesen schließen konnte, rief er nochmals hinaus: „Aber vergiß mir die Pläne nicht!“

„Gewiß nicht.“

„Gute Nacht!“

Damit rollte der Wagen von dannen, und Graf Helfenberg befand sich für kurze Zeit in einer angenehmen, behaglichen Stimmung. Doch verflogen die lieblich gaukelnden Bilder, welche ihn beim Anblick der freundlich grünen Bäume des kleinen Eßsalons mit seinen traulichen Plätzen umschwebt, wie ein plötzlich zerrissener Traum, als nun die kalte, unheimliche Nacht ihn wieder umgab. Am Himmel wurden die fliehenden Wolken von heftigem Winde gejagt, und die nackten Aeste der Bäume beugten sich vor dessen rauher Hand. Im zweifelhaften Mondlichte erblickte der einsam Fahrende dort den Weg, der über die Höhe führte nach jenen stillen Thälern, wo er für kurze Zeit so glücklich gewesen war und wieder so entsetzlich elend; nur einen Augenblick sah er die hellere Straße, dann wurde sie bei einer raschen Wendung des Wagens seinem Gesichtskreise entrissen, — ja, hinweggerissen, wie auch alles, was er liebte, was ihn so unendlich glücklich gemacht hatte, hinweggerissen wurde von seinem schmerzerfüllten Herzen. Selbst die Wolken über ihm flohen rückwärts, keine schien freundlich mit ihm ziehen zu wollen; ja, die welken Blätter am Boden, Regen und Schnee mochten nicht einmal mit ihm gemeinsame Sache machen! sie, die auch vergänglich waren wie er, sie jagten dorthin, wo er her kam, sein Pfad schien ihnen zu kurz, zu traurig. — Und warum mußte es so sein? Warum konnte er, so jung

noch, nicht mehr freudig in das Leben hinein sehen, das ihm des Schönen, des Herrlichen so viel hätte bieten können? Warum stand er in den Jahren, wo man sich freuen und immer inniger fühlen soll, schon am Ende seiner Tage? Warum? — warum? Und dieses warum? fragte er sich oft, und bei jeder neuen Frage schloß er jetzt, wo er allein war, krampfhafter seine Hände, biß er sich die Lippen blutig. Warum? — warum? Für die Erde, die jetzt kalt, schwarz und finster um mich liegt, ist diese Sturmnacht, diese winterliche Erstarrung nur ein vorübergehender schwerer Traum, warum nicht auch für mich? Gräser und Blumen, die jetzt der starre Tod umfangen hält, werden aufleben zu einem frischen Dasein wie früher, warum ich nicht? Sie werden noch mit Liebe angeschaut werden, noch lange, lange Jahre von leuchtenden, liebenden Menschenaugen; warum ich nicht? Warum? — warum?

Damit biß er aufs Neue die Zähne zusammen, und wie leuchtende Blitze fuhr das, was er vor kurzer Zeit gesehen, die glänzend bestrahlten Blätter des Wintergartens, einen zierlichen Rahmen bildend, in welchem ihre wunderbare Gestalt erschien, an seiner Seele vorüber, und wie es nicht mehr geschehen seit längerer Zeit, so erfaßte jetzt auf einmal wieder grimmige Verzweiflung sein Herz; er bäumte sich auf und stöhnte: Nein, ich will nicht! — ich will nicht!

Da war es gut für den Unglücklichen, daß in diesem Augenblicke der Wagen aus schnellem Laufe mit einem plötzlichen Rucke hielt und so gewaltsam seine finsteren Träumereien zerriß. Zu abgespannt und gleichgültig, um nach der Ursache des Haltens zu blicken, drückte er sich fest in die Ecke des Coupés, und doch konnte er sein Ohr, wie er wohl gewünscht, nicht verschließen, und vernahm deßhalb die Stimme des Kutschers, der scheltend sagte: „Das lief noch einmal gut ab, aber wer heißt Euch auch wie toll und blind in meine Pferde hineinlaufen?“

Darauf antwortete eine andere Stimme: „Sie werden mir zu-

geben, lieber Freund, daß man bei der finsteren Nacht gerade nicht blind zu sein braucht, des andern Prädikats gar nicht zu gedenken, um mit einem so polizeiwidrig rasch fahrenden Wagen, der nicht einmal Laternen hat, auf höchst unangenehme Art zusammen zu gerathen. Statt zu schimpfen, hätten Sie besser gethan, sich zu entschuldigen; item, merken Sie sich das für ein ander Mal."

Der Graf horchte auf, als er diese Stimme vernahm, die ihm bekannt vorkam; er blickte hinaus. Schon setzte sich der Wagen in Bewegung, da erkannte er die kleine Gestalt des Armenarztes, der an der Straße stand und heftig mit seinem Regenschirm gesticulirte.

Warum mußte gerade dieser die Ursache sein, daß der Graf seinen finsteren Gedanken entrissen wurde? Warum mußte ihm der Arzt gerade jetzt in den Weg treten, als er verzweifelnd nirgend mehr Hülfe und Rettung sah? Oft erscheint, wenn wir in dunkler Nacht gehen, dicht vor unseren Augen etwas wie ein zuckendes Licht — es ist nicht das Leuchten eines Blitzes, es ist nicht der Strahl eines Sternes, aber es zerreißt auf Momente die trostlose Finsterniß, es ist im Stande, unsere Gedanken zu wenden. So war es dem Grafen, als er plötzlich die kleine Gestalt des Arztes der Armen, seines Arztes vor sich sah; gehörte er doch auch zu denen, die in dessen Pflege waren; war er doch ärmer als alle die Armen.

Ein Zug an der Schnur, die von dem Arme des Kutschers in das Coupé hinein, machte die Pferde augenblicklich wieder halten; Graf Helfenberg öffnete den Schlag und rief den Namen des Doktors, welcher alsbald näher trat und erstaunt ausrief: „Aber ums Himmels willen, Euer Erlaucht, bei diesem Wetter auf der Straße? Sie werden mir erlauben, daß mich das fast noch mehr wundern muß als vorhin der Ueberfahrungs-Versuch Ihres Kutschers."

„Und Sie, bester Doktor, was machen Sie so spät hier?"

„Was ich so spät hier mache? O, gnädiger Herr, den Glücklichen und den Aerzten schlägt keine Stunde."

„Erklären Sie mir das deutlicher. Aber, wenn ich bitten darf, in meinem Wagen — ich fahre Sie nach Hause."

„Meinetwegen denn; ich folge Ihrem Befehl. Aber ehe ich einsteige, werden Sie mir die Bemerkung erlauben, daß bei diesem Nachhauseführen doch nur die Wohnung Euer Erlaucht gemeint sein kann."

„Nein, nein, die Ihrige, lieber Doktor," sagte hastig der Graf. „Aber kommen Sie in den Wagen." — Der kleine Arzt war immer noch auf dem Tritte des Wagens stehen geblieben.

„Euer Erlaucht werden mir verzeihen, wenn ich in dem Punkte eigensinnig bin wie ein altes Maulthier. Aut Caesar, aut nihil, das heißt nach Ihrer Wohnung fahren oder gar nicht."

„Ich sehe wohl, mit Ihnen ist nicht zu spaßen. So kommen Sie denn herein. Wenn Sie aber vorher die Gefälligkeit hätten, dem Kutscher zuzurufen, er solle nach Hause fahren, so wäre ich sehr dankbar dafür."

Also that Doktor Flecker, dann schüttelte er seinen Regenschirm ab und trat in das Coupé, welches im raschen Laufe der Pferde davon fuhr.

Gleich darauf erreichten sie das Pflaster, wo das Rollen auf den Steinen die Conversation sehr beschwerlich gemacht hätte, weßhalb eine solche unterblieb. Wenige Zeit nachher kamen sie auch vor das Palai des Grafen, der Wagen hielt unter dem Thorbogen, und augenblicklich wurde der Schlag geöffnet, worauf der Doktor zum großen Erstaunen der Dienerschaft dem Coupé entsprang. Sorgfältig half er dem Grafen aussteigen und geleitete ihn bis an die Haustreppe. Hier wollte er sich empfehlen, doch sagte ihm der Kranke: „Wenn Sie nicht gar zu sehr pressirt wären, mein lieber Doktor — eine Frau, die Sie sehnlich erwarten könnte, haben Sie, glaube ich, nicht — so würde ich es als eine Gunst ansehen, wenn Sie noch eine halbe Stunde bei mir eintreten wollten. Es wäre ein gutes Werk, mit mir

noch ein wenig zu plaudern, das wäre Recept und Arznei, die Sie einem armen Kranken, wie ich bin, nicht vorenthalten dürfen."

„Und woraus ich mir ein Vergnügen mache," entgegnete heiter der Doktor. „Wenn Eure Erlaucht mir also erlauben, so steigen wir hinauf. Die Luft auf der Treppe ist ein bischen kühl."

Damit faßte er den Grafen unter den Arm, und Beide stiegen langsam an den Ritterfiguren, die bei den flackernden Lichtern, welche die Lakaien trugen, fast freundlich aussahen, vorüber, die Treppe hinauf.

Der alte Portier drunten blickte seinem Herrn und dessen Begleiter einen Augenblick voll Theilnahme nach, dann patschte er Einem von der Dienerschaft, der bei ihm stehen geblieben war, mit der dicken, fleischigen Hand auf die Brust und sagte: „Wenn ich je einmal König werden sollte, der kleine Doktor müßte mein Leibarzt werden. Was der Mann mit den einfachsten Hausmitteln auszurichten versteht, davon habt Ihr gar keine Idee."

Dieses Lob des alten Pförtners gründete sich darauf, daß ihm der Doktor bei allerlei Magenbeschwerden, die er häufig hatte, bald diesen, bald jenen Liqueur verordnete, oder ihn bei Indigestionen mehrere Tage lang auf Kamillenthee und sonst nichts gesetzt hatte. — Hausmittel in der That, die denn auch immer eine vortreffliche Wirkung geäußert.

Der Graf war schon längst oben in den Zimmern verschwunden, als ihm der Portier immer noch nachblickte, immer noch kopfnickend, in tiefes Nachsinnen versunken, und dann, ehe er in seine Loge zurücktrat, seufzend bemerkte: „Ja, Hausmittel! Hausmittel! die hätten dem armen Herrn auch besser gethan als all die Kuren, mit denen sie ihn schon gequält haben. Wie schon gesagt, ich König und der kleine Doktor da mein Leibarzt."

Oben in dem uns bekannten Kabinette angekommen, ließ sich Graf Helfenberg, von dem Exceß, den er begangen, doch einigermaßen

ermüdet, in seinen Lehnstuhl am Kamine nieder, nachdem der Kammerdiener für den Doktor einen andern herbeigerollt.

„Sie sind Raucher?“

„Zu Haus ein Anhänger der langen Pfeife.“

„Nehmen aber auch ausnahmsweise eine Cigarre?“

„Mit Vergnügen.“

„Und was glauben Sie, bester Doktor,“ fuhr der Hausherr lächelnd fort, „zu einem Tropfen sehr guten Punsch? Das könnte nach der Fahrt in der kalten Nacht wohl nichts schaden?“

„Ich glaube nicht, daß wir damit ein Unrecht begingen,“ meinte lachend Doktor Flecker.

Der Kammerdiener entfernte sich, ohne einen weiteren Befehl abzuwarten.

„Und erlauben Sie mir auch ein Glas?“ fragte der Hausherr.

„Immerhin, das wird Eurer Erlaucht nicht den geringsten Schaden thun.“

„Schaden *mehr* thun, wollten Sie sagen,“ erwiderte der Andere und betonte das „mehr“ sehr scharf. „So seid ihr Aerzte. Zuerst quält ihr uns mit Arzneien und Enthaltsamkeit, um am Ende der Sache ihren Lauf zu lassen, wie Gott will.“

„So war es in der That nicht gemeint,“ versetzte der Armenarzt. „Ich halte einen guten Punsch für ein sehr unschuldiges Getränk.“

„Sei es darum,“ sprach Graf Helfenberg, indem er sich in seinem Fauteuil ausstreckte. „Wir wollen einmal einen kleinen Exceß begehen auf Ihre Verantwortung. Die Cigarre habe ich mir schon zugelegt, und da Sie es erlauben, also auch ein paar Tropfen Punsch.“

Dieser wurde auch im nächsten Augenblicke von dem Kammerdiener in einer kleinen Krystallbowle gebracht. Derselbe füllte auf den Wink des Grafen zwei Gläser und verließ eben so schweigend wie vorhin das Zimmer.

„Wo kommen Sie denn ſo ſpät her, beſter Doktor," fragte der Hausherr nach einer Pauſe, „bei dieſem entſetzlich ſchlechten Wetter?"

„Natürlich von einem Kranken, Erlaucht."

„Aber da draußen wohnt ja Niemand mehr."

„O ja, in den kleinen Häuſern an der Chauſſee viele arme Leute."

„Richtig, arme Leute."

„Meine Patienten."

Der Graf ſah mit einem Blick der Theilnahme auf den kleinen Doktor, der behaglich aus ſeinem Punſchglaſe ſchlürfte. Sein Rock war überaus einfach, auch nicht nach neuem Schnitt, und das wirklich abſcheuliche Wetter hatte ſeine Stiefel und den unteren Theil ſeiner Beinkleider ziemlich ſtark mitgenommen.

„Ich hatte da einen ſehr ſchönen, intereſſanten Fall," ſagte der Doktor, wobei er in die glühenden Kohlen des Kamins blickte. „Ein ſchwerer Fall, der mich recht freut."

„So! ein ſchwerer Fall kann den Arzt recht freuen?"

„Das will ich meinen, je nachdem der Ausgang iſt. — Daß wir Aerzte," fuhr der Doktor fort, „ſehr häufig im Dunkeln umher tappen, iſt eine alte Geſchichte, und ſehr wahr das Gleichniß mit dem Stock und dem Topf; auch wird gar zu häufig der Topf getroffen. Um ſo freudiger iſt es dann aber für Jemand, der ſeine Wiſſenſchaft wirklich von Herzen liebt, wenn ihm auf einmal im Finſtern ſelbſt der unbedeutendſte Lichtſtrahl erſcheint, wenn man einſieht, man war auf falſchem Wege, und biegt nun plötzlich mit aller Sicherheit endlich in die richtige Straße ein."

Der Graf hatte den Kopf auf die Hand geſtützt und lauſchte aufmerkſam. „So geben Sie zu," ſagte er nach einem kleinen Stillſchweigen, „daß ihr Aerzte euch öfters irrt?"

„Davon iſt Niemand beſſer überzeugt, als ein denkender Arzt ſelbſt," erwiderte eifrig der Andere.

„Und doch habe ich noch nie gehört," ſprach der Graf, „daß ein Arzt ſelbſt beim ſchwierigſten Falle in Verlegenheit gekommen wäre,

Digitized by Google

augenblicklich zu ſagen: Dies oder Das iſt die Krankheit des Patienten."

„Es gibt allerdings Bevorzugte unſerer Kunſt, die, ich möchte ſagen, von der Natur mit einem glücklichen Scharfblick begabt ſind, um ſogleich die Diagnoſe einer Krankheit ſtellen zu können."

„Die ſich aber auch irren können und dann wieder um ſo weniger geneigt ſind, den falſchen Schritt, den ſie vielleicht gethan, anzuerkennen. O, ich kenne das!" bemerkte der Graf.

Hierauf verſank er wieder in tiefes Nachdenken, doch ſchien daſſelbe unangenehmer Art zu ſein; ſein Kopf glitt von der Handfläche herab, und die Finger gruben ſich in ſein Haar.

Doktor Flecker blickte mitleidig zu ihm hinüber und hatte offenbar eigenthümliche Gedanken, als er in dem prächtigen Kabinet umherſchaute, all dieſen Reichthum, all dieſen Luxus ſah und dazu die zuſammengebrochene Geſtalt des jungen Mannes vor ſich.

Dieſer richtete ſich nach einiger Zeit haſtig in die Höhe, warf einen feſten, durchdringenden Blick auf den Arzt und fragte ihn mit ſcharfem und beſtimmtem Tone: „Und was mir fehlt, darüber ſcheint bei allen Aerzten kein Zweifel zu herrſchen, und Ihre Anſicht vereinigt ſich mit denen der Uebrigen. — — Bitte, lieber Doktor, geben Sie mir eine Antwort," fuhr er nach einer Pauſe fort, als der Arzt achſelzuckend ſchwieg.

„Ich hatte, wie Eure Erlaucht am beſten wiſſen, noch nie Gelegenheit, Ihren Zuſtand genauer zu unterſuchen. Wenn ich mir ein Urtheil nach dem bloßen Augenſchein erlauben dürfte, ſo ſtimmt es allerdings mit dem überein, was ich von Ihrem Zuſtande gehört."

„Daß ſich —? Bitte, ohne Umſchweife!"

„Daß ſich bei Eurer Erlaucht Symptome eines Rückenmarkleidens zeigen."

„Symptome!" lachte bitter der Kranke. „Davon kann nicht mehr die Rede ſein, ſondern von einer ausgebildeten Krankheit unter den

gefährlichſten Anzeichen. — Oder den beſten," ſetzte er finſter hinzu, „wenn ich endliche Erlöſung für ein Glück halte."

Er drückte ſeine rechte Hand feſt auf die Stirn, dann fuhr er fort: „Ja, ſo iſt es; ſo haben mir eine Menge Ihrer Collegen geſagt, und darauf hin habe ich Kuren durchmachen müſſen, die oft ſchlimmer waren, als meine Leiden ſelbſt. Nehmen wir alſo an: es iſt, wie auch Sie ſagen. Und ich bin jetzt ſelbſt ſo davon überzeugt, daß ich ſeit langer Zeit mit Niemandem mehr darüber ſprach. Doch ich weiß nicht, wie es kommt, beſter Doktor — bin ich heute Abend durch einige Zufälligkeiten erregter, empfänglicher, als ſonſt? — Genug, ich habe ein ſolches Vertrauen zu Ihnen gefaßt, daß ich — nicht an eine Rettung glaubend," ſprach er, bitter lächend — „aber einen Troſt darin finde, gerade mit Ihnen ein paar Worte über meinen Zuſtand zu reden."

„Was mir vom höchſten Intereſſe iſt!" entgegnete Doktor Flecker, „wobei er ſich vornüberbeugte und ſeine Brillengläſer ſcharf auf den Kranken richtete.

„Es iſt vielleicht kindiſch von mir," meinte Graf Helfenberg mit einer leicht vibrirenden Stimme; „aber bitte, wiederholen Sie mir nochmals, daß auch Aerzte ſich irren können!"

„Recht gern und mit beſtem Gewiſſen!" verſetzte lachend der Doktor. „Es irren ſich nicht nur Armenärzte und Armendoktoren, die das Recept für ſechs Kreuzer ſchreiben, ſondern auch Geheime Obermedicinal- und Sanitätsräthe. Generalſtabs-, Hof- und Leibärzte, und wie alle die vornehmen Chargen heißen mögen, die der liebe Gott zur Beglückung des leidenden Menſchengeſchlechts in dieſe liebe Welt geſetzt."

„Gut denn. Wenn ich eine Indigeſtion habe," fuhr der Graf fort, „ſo habe ich vielleicht zu ſtark dinirt; einen Katarrh, ein ſchlimmes Fieber oder dergleichen, ſo habe ich mir das durch eine Erkältung zugezogen. Welche Urſache liegt nun meinem Leiden zu Grunde? Ich weiß, was Sie mir als Arzt entgegnen werden und was mir ſchon unzählige Mal entgegnet worden iſt. Nachdem ich lange in die be-

Digitized by Google

treffenden Aerzte gedrungen, sprach man achselzuckend und bedauernd von einer wild verlebten Jugend, von meinen Reisen in Italien, meinem Aufenthalte in Paris, und was alles sonst noch. Nun kann ich Ihnen aber mein heiliges Ehrenwort geben — was ich bis jetzt nicht der Mühe werth gehalten," setzte der Kranke stolz hinzu, „und woraus Sie sehen können, lieber Doktor, wie sehr ich Sie schätze und achte — daß ich weniger wild gelebt, als Tausende meiner Bekannten; daß meine Reisen in Frankreich und Italien von keinen Extravaganzen begleitet waren. Ja, ich will Ihnen gestehen, was ich nie einem Menschen gestand, daß ich eben diese letzten Reisen, von welchen man mein Leiden herschreiben will, mit dem geliebten Bilde eines Mädchens in meinem Herzen machte, das mir als Schutzgeist diente und mich von Vielem, Vielem zurückhielt. Was ich Ihnen eben sagte," fuhr der Graf mit feierlicher Stimme fort, indem er die Hand erhob, „ist die strengste Wahrheit, und wenn Sie mich in einer schweren Stunde wieder darum befragen würden, so könnte ich mit dem besten Gewissen nicht anders sprechen. Glauben Sie also meinen Worten?"

„Ich glaube fest daran!" entgegnete der Armenarzt mit weichem Tone.

„Das vorhin Angegebene kann also nicht die Ursache meiner Leiden sein; noch weniger aber sind sie ererbt; denn auch Sie werden vielleicht wissen, daß sich mein Vater und mein Großvater derselben vortrefflichen Gesundheit erfreuten, wie ich selber bis zu jenem Augenblicke, wo ich die Anfänge meines Leidens fühlte."

„Und dieses Augenblickes erinnern Sie sich deutlich?"

„Als wenn es heute wäre! Es traf da Einiges zusammen, was mich auch sonst ihn nicht leicht vergessen ließe."

Der Doktor hatte mit der größten Aufmerksamkeit zugehört.

„Darf ich Eure Erlaucht," sagte er alsdann, „um eine Mittheilung aus jener Zeit bitten? Wenn Ihnen das nämlich thunlich erscheint," setzte er, wie seine Forderung entschuldigend hinzu.

„Warum nicht! Es ist mir sogar eine Erleichterung," erwiderte

Graf Helfenberg. „Es war zu Rom während des Carnevals; wir hatten alles mitgemacht, was ein Fremder in dieſer tollen Zeit mitzumachen pflegt: wir befuhren den Corſo, wir beſuchten Theater und Bälle, wir amuſirten uns bis gegen Morgen, während wir die Hälfte des Tages verſchliefen.“

„Der Herr Graf ſagten: wir; dürfte ich fragen, wen Sie unter dem Wir verſtehen?“

„Ja ſo, das habe ich vergeſſen. Ich traf in Florenz einen Ruſſen meines Alters, der mir ausnahmsweiſe ſympathiſch war, ja, zu dem ich mich ſo hingezogen fühlte und er zu mir, daß wir in kurzer Zeit unzertrennlich waren, in eine Wohnung zogen und alle Excurſionen zuſammen machten. Es war ein nobler Charakter und wiſſenſchaftlich weit gebildeter, als ich, was am Ende nicht viel ſagen will; aber er hatte in der That enorme Kenntniſſe, hatte ſchon mehrere Jahre in Italien zugebracht, und ſprach die Landesſprache mit einer wunderbaren Fertigkeit, faſt ohne fremden Accent. Wir ſahen einander ähnlich, ja, man hatte uns ſchon für Brüder gehalten. Seine Kenntniß des Landes und der Sprache halfen ihm bei manchen ſeiner tollen Abenteuer. -- Ja, er führte zuweilen ein tolles Leben,“ ſprach der Kranke nach einer Pauſe ſeufzend; „bei ihm würde mich Alles nicht wundern, und er iſt friſch und geſund. — Aber weiter.

„Eines Tages während des Carnevals war ich unwohl und blieb zu Hauſe; er fuhr allein auf den Corſo, ſpeiste mit mir und ging allein auf den Ball, von wo er endlich ſpät in der Nacht nach Hauſe kam und es nicht unterlaſſen konnte, mich zu wecken, um mir eine der köſtlichſten Geſchichten zu erzählen, ſo ſagte er, die ihm jemals paſſirt. Ehe ich auf den Corſo ging, erzählte er, ſchlenderte ich zu meinem Schneider, um mir einen Maskenanzug für den Abend zu beſorgen; ich ſah da einen einfachen, aber ſehr eigenthümlichen Domino, und ich weiß nicht, wie mir die Idee kam, einen ſolchen für den Abend haben zu wollen. Der Schneider machte wegen der Kürze der Zeit und auch ſonſt noch wegen etwas, das ich damals nicht begriff,

Digitized by Google

Schwierigkeiten, aber mit Gold kann man Vieles durchſetzen. So verſprach er mir denn den gleichen Domino, hielt auch ſein Wort, und ehe ich auf den Ball fuhr, warf ich bei ihm den beſtellten Anzug über meine Kleider. Der Ball war voll Masken und des bekannten tollen Gewühls. Ich fand wenig Bekannte und amuſirte mich Anfangs. Endlich aber werde ich von einem ſchwarzen weiblichen Domino auffallend intriguirt; derſelbe hatte eine ſtahlblaue Atlasmaske vor dem Geſichte, aus dem ein Paar glänzender Augen hervorſtrahlte. Eine gute Weile glitten wir bei einander vorüber, uns bald hier, bald da im Saale treffend und einige Worte wechſelnd. Das dauerte vielleicht eine halbe Stunde, worauf die Unbekannte verſchwunden war. Kurz darauf aber vernahm ich ihre Stimme wieder, doch hatte ſie jetzt einen roſa Domino und eine weiße Maske. Man hat nun meine Spur verloren, ſagte ſie. Haſt du deinen Wagen drunten? — Was ſollte ich antworten? Ohne mich aber viel zu beſinnen, entgegnete ich, allerdings ſei der Wagen drunten. — So laß ihn dicht an der Treppe vorfahren, antwortete ſie, ich folge im Augenblicke. Da hatte ich den Anfang des ſchönſten Abenteuers und ich beſchloß, Gebrauch davon zu machen, berichtete mein leichtſinniger Ruſſe weiter. Ich ließ meinen Wagen vorfahren, der roſa Domino folgte, wie er geſagt, wir ſtiegen ein. Wohin? fragte ich. Das wird doch dein Kutſcher wiſſen, entgegnete ſie, nur fort, fort! wir dürfen hier nicht halten. Ich gab François ein Zeichen, und der Wagen rollte davon. Wohin? war mir vorderhand gleichgültig, daß aber mein Kutſcher ſtille, dunkle Straßen aufſuchen würde, dafür kannte ich ihn. So fuhren wir alſo in der Finſterniß fort, ich ſehr geſpannt auf die Entwicklung dieſer Geſchichte. Der Anfang dieſer Entwicklung ließ auch nicht lange auf ſich warten; ſie drängte ſich an meine Bruſt, indem ſie ſagte: Den ganzen Tag habe ich vergebens nach dir geſehen, du böſer Menſch; warum kamſt du nicht? — Da man in Rom zur Zeit des Carnevals bei ähnlichen Veranlaſſungen nirgendwo anders hinkommen kann, als auf den Corſo, ſo antwortete ich kecklich, ich ſei mehrere Stunden dort

geweſen, was auch keine Lüge war. — Aber unter unſerem Balcone habe ich dich nicht geſehen, forſchte ſie weiter. — Mußte ich mich denn nicht in Acht nehmen? erwiderte ich, das römiſche Leben kennend; er ging ja gar nicht von deiner Seite. — Ach, das iſt wahr! ſeufzte ſie; leider ging er nicht von meiner Seite, auch heute Abend nicht, und wenn mir nicht Cecce geholfen hätte — ſie ſpaziert mit meinem ſchwarzen Domino und meiner blauen Maske ſtatt meiner oben im Saale — ſo wäre es mir auch jetzt nicht einmal möglich geweſen, dich einen kleinen ſüßen Augenblick zu ſehen.

„So erzählte mein Ruſſe," fuhr der Graf fort, und als er ſo erzählt, lächelte er vergnügt in ſich hinein, ehe er weiter ſprach: Ja, ſie hatte Recht, wir ſahen uns einen kleinen, ſüßen Augenblick, bei welchem ich vor Entzücken und auch wieder vor Angſt zitterte wie nie in meinem Leben. Anfänglich hatte ich geglaubt, es ſei auf eine Prellerei abgeſehen und ich habe es mit einer liſtigen Perſon zu thun. Aber das war ſie nicht, und wenn auch keine Roſe ohne Dornen, ſo war ſie doch eine friſche Roſe. — Wir kamen glücklich auf den Ball zurück, und ſomit wäre das Abenteuer in allen Theilen glänzend ausgefallen, wenn ich ſo klug geweſen wäre, mich darauf nach Hauſe zu begeben. Ich blieb aber noch da, und als ich nach ein paar Stunden verſchwinden wollte, traf ich bei einer Ausgangsthür Naſe an Naſe mit jenem Domino zuſammen, deſſen Copie ich war. Da ich mich im Unrecht wußte, ſo blieb ich erwartend ſtehen, doch ließ mich der Andere unangeredet vorüber, nur ſah ich aus ſeiner ſchwarzen Maske ein paar blitzende Augen auf mich gerichtet. So langſam wie möglich ſtieg ich die Treppen hinab, um ihm Zeit zu laſſen, mir zu folgen, was er übrigens nicht that, und erreichte unangefochten meinen Wagen, ſetzte mich hinein und fuhr nach Hauſe.

„Das erzählte er mir," fuhr der Graf nach einer Pauſe fort, „und auch ich war leichtſinnig genug, über das köſtliche Abenteuer, wie er es nannte, mit ihm zu lachen. — Es ſollte aber ſeine ernſten Folgen haben."

Digitized by Google

„Das kann ich mir denken," ſagte kopfnickend der Armenarzt, der mit geſpannter Aufmerkſamkeit zugehorcht.

„Schon den andern Abend," ſprach der Graf weiter, „als wir vom Monte Pincio über die ſpaniſche Treppe hinab ſtiegen — es dunkelte bereits — drängte ſich ein Kerl an uns und ſtieß plötzlich mit dem Meſſer nach mir. Mein Freund aber hatte die verdächtige Bewegung bemerkt, und von einem tüchtigen Fauſtſchlage getroffen, rollte der Bandit die Stufen hinab. Aehnliches wiederholte ſich indeſſen in den nächſten Tagen, und dabei war es merkwürdig und nicht gerade angenehm für mich, daß meiſtens mir die Attentate galten. Ich muß geſtehen, daß mein Ruſſe darüber in Verzweiflung war und, als dieſe Anfälle gar nicht mehr aufhören wollten, zur Abreiſe rieth. Wir trafen denn auch alsbald dazu unſere Anſtalten; doch ehe wir uns in den Reiſewagen ſetzten, erkrankte mein Freund plötzlich, anſcheinend mit gefährlichen Symptomen, ſo daß er zurückbleiben mußte. Natürlich wollte ich ihn nicht verlaſſen, doch beſchwor er mich, nach Neapel vorauszugehen, wobei er die Hoffnung ausſprach, mir bald nachfolgen zu können. Dagegen ſtellte ich ihm vor, wie es mir für ſeine Pflege beſſer erſcheine, wenn ich in der Nähe bleibe. — Umſonſt! er verſicherte mir, die Angſt wegen neuer Anfälle würde ihn nicht zur Ruhe kommen laſſen und immer kränker machen. Einmal aus dem Kirchenſtaate hinaus würden dieſe Geſchichten ſchon aufhören. Was ihn ſelbſt anbelange, ſo müſſe er jedenfalls einige Zeit zu Hauſe bleiben, könne ſich alſo vollkommen ſchützen, und dann ſcheinen auch unſere unſichtbaren Feinde der feſten Meinung zu ſein, ich ſei der Uebelthäter. — Intereſſirt es Sie auch, Doktor, was ich Ihnen erzähle?" unterbrach ſich der Hausherr und nahm ein paar Tropfen von ſeinem Punſche.

„Ob es mich intereſſirt!" erwiderte der Armenarzt. „Ich bin ſehr begierig auf den Verlauf und Schluß."

Und wirklich hatte er auch die Stellung Jemandes angenommen, der mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zuhorcht. Schon eine lange

Zeit saß er vornübergebeugt und hielt sein Punschglas in der Hand, und die vortreffliche Cigarre war ihm längst ausgegangen, ohne daß er es zu bemerken schien.

„Bitte, Erlaucht," sagte er, „lassen Sie mich nicht zu lange auf das Ende warten."

„Wir sind bald am Ende," entgegnete der Graf. „Ich verließ Rom und meinen Freund mit schwerem Herzen, nachdem ich noch für ihn gethan, was ich gekonnt. So ließ ich unter Anderem meinen deutschen Kammerdiener bei ihm zurück, und behalf mich mit einem Italiener, der sich mir herrenlos bei meiner Abreise vorstellte und der ein vortrefflicher Bedienter war."

„Ah!" machte der Doktor, und dieses „Ah!" klang halb wie ein Seufzer, halb wie ein Ausruf der Ueberraschung.

„In Albano," fuhr der Kranke fort, „blieb ich fast acht Tage, immer hoffend, der Zustand meines Reise-Gesellschafters würde sich vielleicht bessern und ihm erlauben, mir zu folgen. — Vergebens. — — Aber hier in Albano war es, bester Doktor," sagte der Graf mit einem düsteren Blicke auf sein Gegenüber, „wo sich die ersten Anfänge meines Leidens zeigten."

„Da schon? Ja, es ist möglich," entgegnete der Arzt mit ganz leiser Stimme.

„Ich spürte eines Morgens eine leichte, aber vorübergehende Schwäche in meinen Gliedern; es flimmerte mir wie ein Nebel vor den Augen, auch hatte ich Brustbeklemmungen. Das ging aber vorüber und ich dachte nicht weiter daran. Erst als ich einige Zeit in Neapel war — mein Freund war vierzehn Tage nach meiner Abreise wieder hergestellt und eingetroffen — stellten sich abermals dieselben Erscheinungen ein und blieben mir von da an," setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu, „beständige und treue Begleiter. Ich zog die berühmtesten Aerzte zu Rathe, man zuckte die Achseln, man rieth mir, Italien zu verlassen, deutsche Bäder zu gebrauchen. Doch sah ich wohl an den Mienen Ihrer italienischen und französischen Collegen,

von welcher Art sie mein Leiden hielten und welche Ursachen man demselben unterlegte."

„Und jener italienische Bediente," forschte der Doktor mit einer wahren Aengstlichkeit, „den Sie in Rom annahmen? Blieb er lange bei Ihnen? Wann und wo verließ er Sie?"

„Er verließ mich in Neapel, wenige Zeit nachher, nachdem der Russe mit meinem Kammerdiener dort eingetroffen war. Er ging nach Rom zurück, wohin ihn Familien-Angelegenheiten riefen."

„Er ging nach Rom zurück," wiederholte der Doktor mit dem gewöhnlichen Tone seiner Stimme, dann setzte er hinzu, aber so leise, daß der Kranke seine Worte nicht verstehen konnte: „Nachdem sein Werk vollendet; — ein Lichtstrahl! ein Lichtstrahl!"

Doch blickte er in die Höhe, und man hätte sehen müssen, wie seltsam seine Augen glänzten, wenn die blaue Brille nicht gewesen wäre.

„Daß es mir bei deutschen Aerzten und in deutschen Bädern nicht besser ging," sagte der Graf nach einer Pause, „haben Sie gehört und sehen es mir wohl auch an. Ich las es auch in den Mienen berühmter Leute Ihres Faches, daß ich ein verlorner Mann sei."

„Und sprachen Sie bei diesen Consultationen," fragte Doktor Flecker, „nie von dem Vorfalle in Rom, wie Sie mir ihn erzählten? Thaten Sie das nie?"

„Wohl that ich es, und erinnere mich dabei wohl einer sarkastischen Aeußerung, die mir in die Seele schnitt. Es fragte mich einer Ihrer Collegen, ob ich selbst recht viele solcher Abenteuer bestanden, wie ich da von meinem russischen Reisegesellschafter erzählt. Was sollte ich darauf erwidern? Ich zuckte die Achseln und schwieg."

Das Benehmen des Armenarztes hatte sich gegen das Ende der Erzählung auf eine merkwürdige Art verändert; so unbeweglich er vorhin da gesessen, Punschglas und Cigarre in der Hand, so beweglich war er jetzt mit einem Male geworden; dabei schien er sehr zerstreut; denn er setzte das Punschglas in die Asche des Kaminfeuers, während

Digitized by Google

er die Cigarre auf das Kamingeſimſe legte. Dann rückte er hin und her, wie Jemand dem es unbehaglich iſt, ſtill ſitzen bleiben zu müſſen, und der gern auf und ab laufen möchte, um irgend etwas, das ihn auf der Seele drückt, Luft zu machen. Auch geſticulirte er ſonderbar mit Armen und Händen, fuhr jetzt mit der einen Hand durch ſein Haar und nahm mit der andern die Brille ab, um deren Gläſer zu wiederholten Malen mit ſeinem Rockzipfel zu putzen. Wenn er aber für Momente ſo ohne Augengläſer da ſaß, ſo hätte der Graf bemerken können, wie der Blick des Doktors jetzt außerordentlich heiter, dann wieder tief betrübt ſchien, und dazu paßte auch vollkommen die Stellung ſeiner Mundwinkel, nach welcher man hätte glauben ſollen, er wolle jetzt laut anlachen und gleich darauf in ein betrübtes Weinen ausbrechen.

„Für das, was Sie mir mitgetheilt, Herr Graf," ſprach er nach einem längeren Stillſchweigen, „ſage ich Ihnen meinen beſten Dank. Wenn ich Ihnen bemerke, daß ich viel daraus gelernt, ſo werden Sie mir hoffentlich glauben. Dabei kann ich Ihnen allerdings nicht verſchweigen, daß ich mich gewiß nicht für geſcheidter halte, als unzählige meiner Collegen; aber Sie werden mir zugeben, daß es im Menſchenleben Augenblicke gibt, wo man — wie ſoll ich in der Geſchwindigkeit ſagen? — empfänglicher iſt, aufgeweckter, erleuchteter — erleuchteter, das iſt das Wort! wo einem plötzlich auf Momente die Nebel ſchwinden, die der liebe Gott ſo weiſe über Vieles in ſeiner Schöpfung gebreitet, wo man einen Blick thut in der Weſen Inneres, vor dem man zurückſchrickt aus Freude und Entzücken. — Aber nein, nein!" unterbrach er ſich ſelber, indem er aufſprang und ſich, mit den Händen heftig geſticulirend, dicht vor den Grafen ſtellte; „ich muß das ruhiger ſagen. Sie werden am Ende glauben, Herr Graf, der allerdings vortreffliche Punſch habe mich exaltirt; und doch, wenn Sie ſich in meiner Lage befänden, müßten Sie mir zugeben, daß ich nicht anders ſprechen kann, als ich ſpreche; ja, Sie müßten mir verzeihen, wenn ich hier vor ihren Augen einen Luftſprung machte. A—a—a—h!"

Digitized by Google

Damit ſchnappte er nach Luft und faßte ſich dann mit ſeinen beiden Händen an dem eigenen Rockkragen, wie um ſich ſelbſt ein wenig zurecht zu ſchütteln.

Der Kranke hatte mit nicht geringem Erſtaunen dieſen ſeltſamen Worten des Doktors zugehört. Daß etwas Beſonderes dahinter ſtecken müſſe, und vielleicht für ihn etwas ſehr Gutes, ja, unendlich Glückliches, begriff er wohl und richtete ſich deßhalb haſtig aus ſeiner gebückten Stellung auf, den Doktor erwartungsvoll und fragend anſehend.

„Ich muß mir ſelbſt eingeſtehen," fuhr dieſer fort, wobei er ſich vor die Stirn ſchlug, „daß ich ein alter, unzurechnungsfähiger Narr bin und mich betrage wie ein Kind. Aber," ſetzte er mit vor Rührung zitternder Stimme hinzu, indem er ſeine Rechte auf die Schulter des Grafen legte, „Sie werden mir zugeben müſſen, daß es wohl verzeihlich iſt, wenn jemand, der in tiefer Finſterniß gewandelt, auf einmal aufſchreit, da er einen Lichtſtrahl ſieht!"

„Einen Lichtſtrahl? O, einen Lichtſtrahl?"

„Ich ſollte nicht ſo ſprechen," ſagte der Doktor mit etwas weniger Lebhaftigkeit, aber einem Tone der Stimme, der ihm vor Rührung faſt umſchlug. „Und ich will auch mein Maul halten, um Ihnen keine Hoffnungen zu machen, die ſich vielleicht doch nicht erfüllen könnten."

„Aber ich bitte, ſprechen Sie!" erwiderte haſtig der Kranke. „Was liegt am Ende an einer Hoffnung mehr oder weniger? Mir ſind ſchon ſo viele verſchwunden, daß ich mich bald daran gewöhnt habe. — Iſt es doch immer eine Hoffnung, die vielleicht für Tage, ja, Wochen aushält und die wenigſtens das Gute hat, mir momentan eine kleine Freude zu machen. — — Sie glauben," forſchte er nach einer Pauſe, während welcher ihn der Armenarzt kopfnickend betrachtet, weiter, „mein Leiden ſei anderer Art, als man mir bis jetzt geſagt?"

„Ich glaube ſo," ſprach der Andere feierlich.

„Sie glauben an eine Urſache, die — wie ſoll ich mich ausdrücken? — in ihren Wirkungen minder gefährlich wäre?"

Digitized by Google

„Minder gefährlich? — Das kann nur Gott wissen. Aber ich glaube an eine Ursache, der wir vielleicht im Stande sind, mit unseren Heilmitteln erfolgreich entgegen zu wirken."

„Erfolgreich, Doktor!" rief der Kranke, während sein Körper zusammenzuckte. „O, seien Sie nicht grausam! zeigen Sie einem Verdurstenden nicht einen Strahl klaren, frischen Wassers, den er aber zu erreichen nicht mehr die Kraft hat!"

„Ich habe gesagt: vielleicht erfolgreich," entgegnete der Arzt ruhig, beinahe kalt. „Aber wenn ich weiter sprechen soll, so müssen Sie mich mit Ruhe anhören."

„Ich werde mich dazu zwingen," erwiderte der Graf mit leiser, bebender Stimme. „Welche Ursache, glauben Sie, liegt meinem Leiden zu Grunde?"

„Ehe ich das sage," fuhr der Doktor mit einer fast quälenden Ruhe fort, „erlauben Sie mir eine Frage. Sie hatten auf Ihrer italienischen Reise Unglück beim Reiten? Sie stürzten, Ihr Pferd fiel auf Sie? War das vor oder nach jener römischen Geschichte?"

„Es war einige Monate später. Jener Unfall war nicht so bedeutend, wie man ihn gemacht. Aber weiter! weiter! Was ist die Ursache meiner Leiden?"

— „Gift!" sprach der Doktor, das schreckliche Wort nur schwach betonend. „Ja, Gift, wahrscheinlich Arsenik, Ihnen während längerer Zeit in ganz unbedeutenden Dosen beigebracht."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Gift!" wiederholte der Kranke, aber er sagte das mit keinem Tone des Schreckens, er sagte es mit einem Ausdrucke wie Jemand, dem eine schwere Last von der Seele fällt. — „Gift! Ist mir doch dieser Gedanke selbst schon zuweilen wie ein Blitz erschienen. — Und wenn dem so wäre, Doktor? Ist alsdann — doch wozu" — fuhr er leidenschaftlich fort — „nach einem Lichtstrahl, den wir schimmern sehen, zu vermuthen, nun werde in die finstere, ewige Nacht, die mich umgibt, plötzlich eine hell glänzende Sonne hereinbrechen? Warum

ſind wir ſo leichtgläubig in unſeren Hoffnungen und Wünſchen? Nicht wahr, Doktor, das iſt kindiſch? Und ich will auch ganz, ganz ruhig ſein."

Damit faltete er die Hände und ſenkte ſeinen Kopf tief auf die Bruſt herab.

„Einen Lichtſtrahl haben wir," verſetzte gerührt der Armenarzt, „und die Hoffnung iſt uns nicht unverwehrt. Wenn Sie mir Ihr Vertrauen ſchenken, ſo ſoll es ſich in nächſter Zeit zeigen, ob wir eine Morgenröthe zu erwarten haben, und wenn uns dieſe erſcheint, iſt ja auch die Sonne nicht mehr fern."

„O, mein Gott! mein Gott!" rief der Kranke erregt.

„Sie haben ſelbſt geſagt, Sie wollten ganz ruhig ſein, und darum muß ich Sie bitten. Sie haben ſich ſo männlich gezeigt in Ihrer Hoffnungsloſigkeit; bezwingen Sie ſich auch jetzt, geben Sie nicht zu vielen Hoffnungen Raum, ſprechen wir von Ihnen wie von einem Dritten. — — Ja, ich will darauf ſchwören, daß meine Anſicht die richtige iſt; jener Italiener, den Sie von Rom mitnahmen, hat Ihnen täglich etwas von dem tückiſchen Gifte beigebracht, zu wenig, um Sie zu tödten, genug, um Ihren inneren Organismus, wenn auch nicht zu zerſtören, doch zu lähmen."

„Und?" fragte Graf Helfenberg mit einem bezeichnenden, flehenden Blicke.

Der Armenarzt richtete ſtatt aller Antwort ſeine Augen nach oben. Gleich darauf drückte er aber feſter die Brille an das Geſicht und ſagte: „Wie lange war jener Italiener bei Ihnen?"

„Vielleicht vier Wochen. Und je mehr ich nachdenke, um ſo mehr glaube ich, daß Sie Recht haben. Er überreichte mir mein Frühſtück; auch ſervirte er häufig mein Diner, welches ich zu Hauſe nahm."

„Das iſt für heute genug," verſetzte Doktor Flecker nach einer Pauſe. „Suchen Sie jetzt Ruhe zu finden, ſo gut als es Ihnen möglich iſt. Nehmen Sie ein Brauſepulver; regen Sie ſich nicht weiter auf — aber ich begreife wohl, das Letztere iſt ein Rath, den

zu befolgen Ihnen nicht wohl möglich ist. — Nun gut, bringen Sie die Nacht hin, wie Sie können, morgen sprechen wir weiter."

„Und Sie wollen mich verlassen?" fragte ängstlich der Kranke. „O, bleiben Sie, Doktor! Ich werde Ihnen sogleich ein Zimmer hier in meiner Wohnung einrichten lassen. Nein, nein, Sie dürfen nicht fort."

„Ich muß," entgegnete achselzuckend der Arzt. „Was sollten meine armen Kranken denken, wenn man mich heute Nacht rufen ließe und ich käme nicht? Denken Sie, — Jemand ohne Trost und Hülfe lassen!"

„Ja, Jemand ohne Trost und Hülfe zu lassen, ist schrecklich. — Aber morgen, nicht wahr, Doktor, morgen in aller Frühe? Doch warten Sie, bis man einen Wagen für Sie anspannt."

Der Armenarzt schüttelte lachend den Kopf.

„Morgen in aller Frühe komme ich zu Fuß wieder," sagte er, „wie ich jetzt zu Fuß nach Hause gehe. Meine Patienten würden sich fürchten, wenn sie mich im Wagen sähen. — Aber jetzt Ruhe, so viel Ihnen möglich ist. Ich habe die Ehre mich zu empfehlen."

Damit ging er zur Thür hinaus, dem Grafen eifrig winkend, zurückzubleiben, der sich erhoben und ihn begleiten wollte, und der nun aufrecht mit gefalteten Händen in seinem Lehnstuhl sitzen blieb. In seinem Kopfe jagten sich Gedanken, Wünsche, Hoffnungen; doch kämpfte er die letzteren gewaltsam nieder, und was er seinen Phantasieen erlaubte, war, daß er dachte, wie einem Schiffbrüchigen zu Muthe sein müsse, der allein, allein an das Wrack seines Fahrzeugs geklammert, umtost von der grollenden See, plötzlich an dem finster umzogenen Horizonte ein weißes Segel sähe. Das dachte er schaudernd und wünschte sich ein solcher Schiffbrüchiger zu sein.

Unterdessen hüpfte der Doktor mehr, als er ging, durch die einsam liegenden Straßen seiner Wohnung zu, wobei er zuweilen ziemlich laut allerlei verdächtige Worte vor sich hin sprach, als: „Gift! ja wohl, Gift! vergiftet muß er sein. O, wenn das wäre und Doktor

Flecker es entdeckt hätte! — Brrr! das wäre eine wundervolle Geſchichte. Ich hätte alsdann das Recht, dem geſammten Collegium zu ſagen: „Sie werden mir zugeben, verehrteſte Herren, es iſt eigentlich ſonderbar, daß von den Aerzten Seiner Erlaucht bis jetzt keiner darauf gekommen iſt, Niemand als ich, Doktor Flecker, der Armenarzt.“

Dann rieb er ſich die Hände und verſank ſo in Gedanken, daß er auf dem ihm ſonſt ſo wohl bekannten öden Hofe ſeiner Wohnung ſtolperte, ehe er die Hausthür erreichte. Statt aber, als er dieſe geöffnet und wieder geſchloſſen, über die weiten hallenden Treppen ſogleich ſeinem Zimmer zuzugehen, ſchlich er an die Wohnung ſeines Freundes Larioz und drückte dort leiſe die Thür auf.

Im Zimmer brannte ein trübes Nachtlicht, es ſtand auf dem Boden neben dem großen Stuhle, in welchem Gottſchalk ſaß, der eingenickt war, aber jetzt beim Aufgehen der Thür empor fuhr.

Auf den Fußſpitzen ſchleichend, trat der Doktor näher und ſagte flüſternd: „Gelt, ich habe dich warten laſſen, Kleiner? Aber ich hatte draußen ſo viel zu thun, item, konnte nicht früher kommen. — Was macht unſer Freund?“

„Jetzt ſchläft er ruhig,“ antwortete der kleine Schreiber. „Vor einer Stunde klagte er über Kopfſchmerzen, über Froſt und Hitze.“

„Sprach er etwas?“

„Ja, über Sachen, die ich nicht verſtand, von einem mauriſchen Zauberer, Cabanzeros, glaube ich; auch ſuchte er immer einen Vers zu finden, deſſen Anfang er häufig ſagte: „Traue, treue Trina —“

„Da hat er phantaſirt.“

„Ja, er hat phantaſirt, auch vom Dolche Rubens, namentlich aber von einer ſchönen Spanierin; das kam am häufigſten vor, und dann ſah er mich mit ſeinen großen Augen an und fragte mich wiederholt: Iſt ſie nicht ſchön? worauf ich natürlicher Weiſe keine Antwort geben konnte.“

„Begreiflich, begreiflich!“ erwiderte raſch der Andere. Dann näherte er ſich behutſam dem Bette und ſagte alsdann zurückkommend:

Digitized by Google

„Es hat nichts zu bedeuten, er ſchläft ganz ruhig, krieche du nur auch in dein Neſt.“

„Aber wenn er aufwacht und aufs Neue anfängt, zu phantaſiren, und mich ſo dringend fragt, wie vorhin, ob ſie nicht ſchön ſei?“

„Dann gib ihm zur Antwort,“ ſprach der Doktor, „ich ſei da geweſen und hätte geſagt, Dulcinea ſei das ſchönſte Weib auf Erden.“

Damit zog er ſich kopfnickend zur Thür hinaus.

Digitized by Google

Einundzwanzigstes Kapitel.

Alte Bekannte.

Es kann uns, liebenswürdige Leserin, imgleichen theurer und geneigter Leser, in diesem Leben öfters passiren, daß wir gute Bekannte, wenn auch nicht völlig vergessen, so doch in gewissen Zeitläuften einigermaßen vernachläßigen. Dieses Mal spreche ich nicht von uns beiden, sondern meine einen Bekannten in vorliegender, sehr wahrhaftiger Geschichte, dem ich schon lange einen Besuch zugedacht, ohne diesen Vorsatz mit dem besten Willen ausführen zu können. Es ist aber kein Besuch, der uns über Marmortreppen, über dicke Teppiche zu Doppelthüren führt, die sich wie von selbst leise öffnen und schließen; auch fahren wir nicht im sanft rollenden Coupé, sondern bedienen uns unserer Füße, und das zwar an einem kalten Wintertage, wo die Höhen rings um die Stadt wie in einen weißen Pelzmantel eingehüllt sind, wo die Häuser keine Dächer zu haben scheinen, diese wenigstens in ihrer Farbe sich kaum merklich von der Luft unterscheiden, so daß man oft mit Erstaunen zu sehen glaubt, wie Schornsteine und Dachläden ohne allen Zusammenhang mit der Erde am Himmel schweben.

In dem Hause, das wir besuchen wollen, steigen wir eine wackelige Treppe hinauf, aber ich hoffe, daß der Leser sie wieder erkennt, diese Treppe. Wie so Vieles in dieser armen Welt, das im Laufe

Digitized by Google

der Zeit alt und unscheinbar geworden, war auch sie einstens schön gewesen — die Treppe nämlich, und heute, wo der weiße Schnee draußen das Licht durch das weit aufstehende Thor in den Hausgang hinein reflektirt, sieht man hier deutlicher die wirklich prachtvollen Holzconstructionen, daneben aber auch um so genauer die Verwahrlosung, in der sich Alles befindet.

Die Treppenstufen knarren und ächzen heute wieder wie damals, als wir zuerst hier waren; wir lassen den ersten und zweiten Stock hinter uns und kommen in den dritten, wo wir in ein geräumiges Zimmer treten, das uns seine weißen Kalkwände zeigt, den Ofen, in dem aber heute ein Feuer brennt, den Kanarienvogel, der in seinem Käfig vergnügt auf und ab hüpft, in der Fensternische; an der Wand das Portrait des jungen, eleganten Mannes, umgeben von Hirschfängern, Rehgeweihen und Gewehren. Dort ist auch die Kiste mit den Rehfellen, welche Sophastelle vertritt und auf welcher jener Mann in Hemdärmeln sitzt, der die zu den Fellen gehörigen Rehe einstens erlegt und nun im Begriff ist, sich seiner schweren Jagdstiefel zu entledigen. Auf dem Boden stehen ein paar Pantoffeln, in welche er nun die Füße mit den wollenen Strümpfen steckt, während er behaglich mit der Zunge schnalzend sagt: „Das habe ich lange entbehrt; das thut Einem wohl, wenn man sich so wieder einmal recht warm machen kann. Es ist da draußen im Walde recht schön, aber man kriegt's auch satt, namentlich wenn man nicht darauf halten kann, wie man will, und stundenlang herumschleichen muß, um das Wild zu verhören."

Vor dem Jäger, Herrn Breuner, der also sprach, stand der kleine Franz, den Hirschfänger des Vaters auf der Schulter und dessen Jagdhut auf dem Kopfe, der aber so tief über ihn herabhing, daß er fast die Achseln berührte.

„Und hast du viele Bären geschossen?" fragte der Kleine. „Du hast gesagt, du wolleſt mir von einem den Pelz mitbringen, darin könne ich, wenn es kalt sei, spazieren gehen."

„Habe ich das wirklich gesagt?“ versetzte lachend und wie erstaunt der Jäger. „Nun, dann hätte ich es auch gewiß gethan. Aber da fällt mir gerade ein, daß die Bären dieses Jahr schlecht gerathen sind. Doch habe ich ein Eichhorn für dich in der Jagdtasche, das soll dir die Mutter ausstopfen lassen.“

„Ein Eichhorn?“ fragte der Knabe eifrig, wobei er den Hut aus den Augen empor hob; „wo ist mein Eichhorn?“

„Gleich, gleich, Palmarum. Weißt du, wie die Großmutter sagt? Geduld ist der Seelen Speise, aber schlimm für den, der sie essen muß. Du wirst mir erlauben, daß ich vorher meinen Jagdrock ausziehe und die Suppe esse, die Mama mir gekocht hat. Ich versichere dich, das Eichhorn läuft nicht mehr davon.“

„Darf ich es ihm vielleicht geben?“ fragte Frau Brenner mit sanfter Stimme. „Du weißt, wie die Kinder sind; es dauert ohnedies noch ein paar Minuten, bis die Suppe gut ist.“

„Meinetwegen,“ entgegnete der Jäger. „Ah, wie freue ich mich, wieder hier zu sein! Es war draußen unheimlich und kalt.“ — Dabei dehnte er sich, streckte die Hände in die Höhe und fuhr dann mit den Fingern an den Schläfen herab, bis zu seinem vollen Bart, in dem er sich kratzte.

An dem Tische saß eine Frau, die eben erst angekommen war: sie hatte noch ein dickes wollenes Tuch um die Schultern und gestrickte Handschuhe an den Händen; bis jetzt hatte sie noch kein Wort gesprochen, auch schien sich Herr Brenner nicht sonderlich um sie zu kümmern; doch fragte sie jetzt: „Also war die Jagd nicht schön?“

„Was schön!“ antwortete brummig der Jäger. „Eine Jagd ist immer schön, wo es was zu schießen gibt.“

„Daran fehlt's aber in dem Revier des Herrn Barons nicht,“ fuhr die Frau fort. „Das hat mir der Herr Klaus erzählt, der sich jeden Winter einen warmen Jagdrock bei uns machen läßt; er sagt, die Jagd des Herrn Baron von Breda sei wunderschön und in Ordnung wie keine.“

Digitized by Google

Herr Brenner hatte mit finsterer Miene nach der Frau hinüber geblinzelt, während er das Rehfell streichelte, auf dem er saß. Da ihm aber das, was er so eben gehört, begreiflicherweise keinen Anlaß zum Aerger gab, so zog er die Augenbrauen in die Höhe und sprach mit gefälligerem Tone und die Achseln zuckend: „Wenn der Klaus das sagt, muß es wahr sein. Und er hat Recht, unser Revier ist in Ordnung wie wenige. Alles rund bei einander, ein famoser Wildstand. Und doch diesmal eine schlechte Jagd. Nicht wahr, das versteht Ihr nicht, Frau? Und es ist doch wahr."

„Nein, das verstehe ich auch nicht; aber ich wäre dankbar, wenn Ihr mir das erklären wolltet."

„Eigentlich geht's Euch gar nichts an," versetzte kurzweg der Jäger; „da ich mich aber ungeheuer behaglich fühle und auch sehe, daß Palmarum trotz seines Eichhorns — gelt, das ist ein schöner Kerl?" unterbrach er sich, „und man sieht gar keinen Anschuß — Maul und Nase aufsperrt, um mich zu hören, so will ich Euch denn sagen, warum die Jagd gut und doch schlecht war."

Die gute Frau Brenner hatte nach der Suppe gesehen, die noch nicht fertig war, und sich dann neben ihren Mann gesetzt, wobei sie die Hände in den Schooß legte und mit leuchtenden Blicken den kleinen Franz betrachtete, der das Eichhörnchen in seinen Armen hielt, als wollte er es erwärmen und wieder zum Leben zurückbringen. Doch ließ das schon starre Thierchen den Kopf auf die Seite hängen, hatte die vier Füße steif gestreckt und zeigte die nadelspitzen, langen weißen Zähnchen.

„Im Herbst ist die Zeit," sprach Herr Brenner, „auf die sich ein tüchtiger Jäger immer freut. Da sind wir denn auch jedes Jahr hinaus gezogen, der Herr Baron, ein paar seiner guten Freunde, dann der Kammerdiener, welcher sich die Ohren zuhält, wenn ein Gewehr knallt, und das Murmelthier, der Jockey, der über Alles ein großes Maul hat und von der Jagd nicht so viel versteht als des Pfarrers Katze, denn die weiß doch Mäuse zu fangen, er aber nicht, was ihm

zukommt: Maulschellen für seine ungewaschenen Reden. — Doch das gehört nicht daher. — Das waren mir jedes Jahr vergnügte Tage; die Jagd war brillant, der Herr gut gelaunt, seine Freunde lustig; in der Frühe ging es hinaus, bei einem so frischen Morgen in den schönen Wald, der Eine hierhin, der Andere dahin, und da wurde gepirscht, daß es ein Vergnügen war. Wer das nicht kennt und mitgemacht hat, der hat noch gar nichts in der Welt genossen. Wie Einem das Herz schlägt, wenn Alles ringsum so feierlich still ist, und auf einmal röhrt es aus dem Dickicht heraus, daß Berg und Thal ein fröhliches Echo geben! Jetzt vorwärts, so leise wie möglich." Herr Brenner that dabei, obgleich er nicht von der Kiste wegkam, als schleiche er durch den Wald, wobei er seine Füße mit den Pantoffeln, langsam auf die Spitzen tretend, bewegte. „Da haben wir endlich vor uns eine kleine Waldwiese, die fällt sachte ab, einem kleinen Thale zu, wo ein schäumendes Wasser vorbeirauscht. Auf der Wiese steht das Rudel, und jetzt, droben aus dem Gebüsch hervor, schreitet er, der Hirsch, hebt den Kopf und röhrt wieder. Und wie er röhrt, schwillt ihm der Hals an, daß es eine Freude ist, und der Hauch schlägt ihm ordentlich blau aus dem Maule heraus. Während er aber so röhrt, schleicht man näher und immer näher hin, nimmt die Büchse schußfertig — —" Herr Brenner erhob den rechten Arm mit dem ausgestreckten Zeigefinger an das Auge — „und auf einmal — prrdautz! da liegt er, aufs Blatt getroffen."

„Prrdautz!" machte auch Franz, wobei er das Eichhorn auf den Boden fallen ließ.

„Nein, nein, das ist kein Vergnügen," sagte die sanfte Frau Brenner, „so ein armes Thier, das an gar nichts denkt, nieder zu schießen."

Der Jäger zuckte mit den Achseln und wiegte sich wohlgefällig auf der Kiste hin und her. „Wer das freilich nicht mitgemacht hat," sagte er nach einer Pause, „der versteht's auch nicht. — Aber," setzte er beinahe ärgerlich hinzu, „wenn man sich das ganze Jahr darauf

gefreut hat, und es wird nun nichts daraus, da kann man wohl ein Recht haben, verdrießlich zu werden."

„Nicht wahr, der Herr Baron sind dieses Mal gar nicht hinaus gegangen?" fragte Frau Brenner.

„Nicht einen Schritt, und kein Mensch hat's begriffen. Zuerst dachte ich: nun, er wird schon kommen, und als er immer nicht kam, als der Verwalter draußen mit dem Kopfe schüttelte und mir sagte: Paß auf, Jonas, diesmal ist's nischt mit dem Jagen, da dachte ich: so soll doch gleich ein Kreuzdonnerwetter dreinschlagen; und ging zum Schullehrer und ließ ihn einen Bericht über die Jagd machen, der Jemand den Mund wässerig machen mußte, der in seinem Leben auch nur ein einziges Mal eine Flinte losgebrannt. — Half aber alles nicht. Freilich bekam ich eine Antwort, aber darin stand: ich sollte vorderhand da bleiben, dies oder jenes Stück schießen und herein schicken, der Herr würde sich vielleicht noch entschließen. — Ja, er entschloß sich auch, aber zum Zuhausebleiben. Hatte ich doch einen ungeraden Vierzehnender für ihn, der sich mir nur immer so vor die Nase hinstellte. Den sollte der Herr schießen — Ah! ich könnte fuchsteufelswild werden!" Damit kratzte sich Herr Brenner hinter dem rechten Ohr. „Ich mochte ihn nicht niederlegen, und wer weiß nun, welcher Bauernlümmel seinen ersten Jagdversuch an dem edlen Thiere macht!"

„Aber der Herr war freundlich mit dir, als du heute Morgens zurück kamst?" fragte Frau Brenner schüchtern.

„Sehr freundlich, wie immer," entgegnete ihr Mann. „Nur weiß der Teufel, ich fand ihn nicht so ganz bei der Sache wie sonst; ich sprach ihm von allen Revieren, ich zählte ihm die Hirsche und Rehe vor, die sich hier und dort befanden; er sagte zuweilen wohl: so, so! — ei, ei! aber er war zerstreut, nicht so recht bei der Sache. — Das kann ich euch versichern," fuhr der Jäger nach einem augenblicklichen Stillschweigen fort, „der Herr Baron kennt in den Bergen da droben alle Pfade und Schleichwege, wie seine Tasche. — Nun gut;

Digitized by Google

daß er aber mit seinen Gedanken anderswo war, das merkte ich oft an seinen sonderbaren Fragen; er verwechselte oft Wege und Reviere. — Was hat das zu bedeuten? — Was kann das sein, Frau? He! sage mir deine Ansicht."

Frau Brenner konnte sich nicht enthalten, bei dieser Frage einen Blick auf die andere Frau zu werfen, die aber, wie ganz gleichgültig, die Augen niedergeschlagen hatte und an den langen Fransen ihres wollenen Umschlagtuchs zupfte.

„Was wird das sein?" entgegnete Madame Brenner dann nach einer Pause. „Jeder Mensch kann einmal zerstreut sein oder andere Gedanken haben; das ist dir und mir schon passirt."

Der Jäger nahm seinen großen Schnauzbart zwischen die Lippen, hob die rechte Hand empor und fuhr mit dem Zeigefinger hin und her, als wollte er damit eine Verneinung ausdrücken. Dann blies er das dichte Haar seines Bartes von sich und sagte: „Paperlapap! wenn ein so eifriger Jäger wie der Herr zerstreute Antworten gibt, während er über seine eigene Jagd spricht, das hat schon was zu bedeuten. Ist er vielleicht unwohl gewesen?"

„Ich habe nichts davon gehört," versetzte Frau Brenner.

„Ja, es gibt da was," meinte der Jäger mit finsterem Blicke. „Ich war einen Augenblick im Stalle und sprach mit dem Reitknecht."

„Mit dem Friedrich?" fragte aufmerksam die Frau.

„Ach was! mit der Kröte rede ich nie, mit dem Jakob sprach ich. Und der, als ich ihn fragte, ob denn Niemand wisse, warum der Herr Baron nicht zur Jagd hinaus gekommen sei, machte ein so einfältiges Gesicht, daß ich daraus abmerkte, er wisse mehr, als er sagen wolle. Anfänglich dachte ich mir: weiß der Teufel, vielleicht hat der Herr was gegen dich, und da ich Gewehre mitgebracht hatte, so ging ich in sein Schlafzimmer und stellte sie dort auf, als er gerade drin war."

„Nun, und er war gegen dich wie immer?"

Digitized by Google

„Wie immer, sehr freundlich; und da der Herr Baron der Mann nicht ist, um mit etwas hinter dem Berge zu halten, wenn er sprechen möchte, so ging ich ganz zufrieden davon."

„Und er sagte dir nichts?"

„Doch, gleichgültige Dinge; er fragte um das Waldrevier, das sich dort drüben bei dem Landgut befindet, wo der Herr Schwager des gnädigen Herrn wohnt. Da wollte er von mir wissen, ob ich glaube, daß die Forste dort gut im Stande seien; vielleicht will oder muß er es kaufen, denn die da drüben werden doch mit der Zeit auswirthschaften."

„Es ist ein Unglück um so eine Herrschaft," sagte nachdenklich Madame Brenner. „Aber sprich nicht so laut, die Großmutter hört dergleichen nicht gern, und sie hört sehr gut, wie du weißt." — Dabei blickte sie nach der Thür des Nebenzimmers, die nur angelehnt war.

„Ist denn," fragte die andere Frau, „der Herr Schwager des gnädigen Herrn, von dem Ihr so eben sprecht, der Vater von dem jungen Fräulein, das jetzt in eurem Hause ist, Herr Brenner?"

„Von Fräulein Eugenie? Ja wohl, das ist der Vater. Eine scharmante, liebe junge Dame," sprach der Jäger nach einer Pause mit außerordentlicher Freundlichkeit. „Ich hatte sie lange nicht gesehen, doch erkannte sie mich gleich wieder. „Ei, sieh doch! das ist ja der Jäger Jonas," sagte sie, und erinnerte mich daran, wie ich ihr einmal eine kleine Flinte geladen, mit der sie draußen Vögel schoß. Ich sage Euch," meinte Herr Brenner darauf, „es ist gut, daß die junge Dame im Hause ist; das gibt doch ein bischen Abwechselung, ein bischen Leben. War es doch oft da so still wie in einem Kloster."

In diesem Augenblicke ging die Thüre auf, und die älteste Tochter des Jägers, Margarethe, kam herein und trug die Schüssel mit der dampfenden Suppe für den Vater.

„Siehe da, Judica!" sagte dieser lachend. „Hast du mir das

gebraut? Nun, da wird's gut sein. Du kennst meinen Geschmack und bist ein braves Mädchen. Wie geht dir's, Judica?"

„Mir geht es gut, Vater," erwiderte diese; und wenn man ihre fröhlich leuchtenden Augen sah, sowie den offenen, ehrlichen, ungetrübten Ausdruck eines heiteren Gemüthes, der auf ihren schönen Zügen lag, so konnte man wohl glauben, daß sie die Wahrheit sage.

„Aber nenn' Margarethe doch nicht Judica!" sprach bittend Frau Brenner, indem sie ihrem Manne den Suppennapf darreichte, der ihn auf die Knie stellte und nach dem Brode langte, das ihm das junge Mädchen mit einem Messer brachte. „Wenn du zu den Buben Oculi oder Palmarum sagst, so ist das meinetwegen komisch, und man lacht darüber; aber Judica klingt so eigenthümlich — Judica; ich weiß nicht, so jüdisch, und das mag ich nicht. So was bleibt an einem Mädchen hängen, und wenn du es immer wiederholst, so sagen es zuletzt andere Leute auch."

Herr Brenner, der offenbar gut gelaunt war, denn die Suppe roch außerordentlich appetitlich, schnitt große Stücke Brod hinein, rührte sie mit dem Löffel zwischen die Brühe und erwiderte alsdann: „Wollen's überlegen, wenn es dir so großen Kummer macht. Aber ich habe einmal ein Gelübde gethan, wenn ich vier Kinder hätte, sie Judica, Lätare, Oculi und Palmarum zu nennen. Wenn der Herr Pfarrer nicht so eigensinnig gewesen wäre, so hätte man sie auch so getauft."

„Das hätte noch gefehlt!" klagte die Frau.

„Sprich dich nur aus," sagte der Jäger, „ich habe jetzt einen guten Moment und kann schon was ertragen." — Damit führte er einen gewaltigen Löffel voll Suppe zum Munde und aß mit großem Behagen.

„Ich will nichts mehr darüber verlieren," sprach sanft Frau Brenner. „Du wirst doch mit der Zeit gescheidter werden. Vielleicht gewöhne ich mich auch daran," setzte sie seufzend hinzu. „Aber wenn du wirklich gut gelaunt bist," fuhr sie mit bittender Stimme fort,

Digitized by Google

„so hör' die Frau einen Augenblick an, sie möchte gern mit dir sprechen."

„So, die Frau Schwörer!" entgegnete kopfnickend der Jäger. „Ich habe sie ganz gut gekannt, that aber nicht dergleichen, denn es ist schon eine gute Weile her, daß wir uns nicht gesehen, und damals kamen wir auf nicht angenehme Art aus einander."

„Ach ja," sagte die Frau des Schneiders, „es war recht traurig und thut mir heute noch sehr weh."

„Da wir nun einmal bei dem Kapitel sind," sprach Herr Brenner, indem er mit beiden Backen kaute und seine Frau ansah, „was macht denn der Ocu —? Gottschalk will ich sagen, um dir einen Gefallen zu thun. Ist sein neuer Herr zufriedener mit ihm als der brave Meister Schwörer? Treibt er einfach sein Schreiberhandwerk, wie es sich gehört, oder muß er auch dort Betstunde mithalten und Heuchelei treiben? — Pfui, Teufel!"

Dabei that er, als sei etwas Unrechtes in der Suppe gewesen, und spuckte heftig auf die Seite.

„Wie ich höre, geht es sehr gut mit Gottschalk."

„So, also der Doktor da, der Advokat, ist mit ihm zufrieden? Nun, Ränke und Schwänke wird er genug da lernen, das fehlt sich nicht, hat aber auch nichts zu sagen; denn der Gottschalk ist ein kluger Kerl, der wird schon wissen, was er zu thun hat. Daß er das Schreiberhandwerk lernt, hat auch seine gute Seiten, denn die Feder regiert die Welt, und wer auf dem Papier dem Andern ein K für ein U vormachen kann, der hat's halt gewonnen. — Mit dem andern Handwerk ist's überhaupt nichts mehr."

„Ja wohl, ja wohl," sprach Madame Schwörer mit einem Blick an die Zimmerdecke.

Der Jäger sah sie einen Augenblick lachend an, dann sagte er: „Wenn Ihr auch zu meiner Rede ja wohl, ja wohl sagt, so sind doch unsere Meinungen himmelweit verschieden. Ihr meint, das Handwerk tauge nichts mehr."

Digitized by Google

„Und das ist wahr," entgegnete die Frau des Schneidermeisters.

„Seht Ihr," versetzte Herr Brenner, und ich sage gerade anders. Das Handwerk ist so gut, wie es ehedem war, aber die Handwerker taugen nichts. Natürlicher Weise gibt's Ausnahmen, aber im Allgemeinen ist es eben so, wie ich sagte. Da hört man klagen über Mangel an Arbeit, über schlechten Verdienst, und wenn ihr was haben wollt, so kriegt ihr es nicht. Früher hieß es: ihr bekommt euren Rock Samstag Abends um fünf Uhr, und Samstag Abends um fünf Uhr stand der Lehrling da und hatte ihn fertig auf dem Arm. Jetzt aber — o weh! o weh! da müßt ihr wochenlang laufen, ja, müßt euch aufs Bitten legen, bis so eine verfluchte Schneiderseele — das ist im Allgemeinen gesagt, Frau Schwörer — sich herbeiläßt, euch für euer schweres Geld etwas zu machen. Früher nahm ein Meister nie mehr Arbeit an, als er liefern konnte; aber heute läßt er die ganze Kundschaft warten, um seinem Nachbar etwas aus den Zähnen zu reißen. Weiß der Teufel! Unser eins muß doch auch seinen Dienst thun und hat oft gewaltig viel auf dem Buckel, das kann ich Euch versichern; wo wollte es aber hinaus, wenn ich meinem Herrn sagte: ich habe das und das heute nicht machen können, ich werde es morgen thun!"

So wie wir das hier niederschreiben, hatte Herr Brenner seinem Zorne freilich nicht Luft gemacht, sondern er that das in großen Zwischenpausen, in denen er sich Zeit genug nahm, seine Suppe behaglich zu verzehren. Die beiden Frauen hörten ihm anscheinend sehr aufmerksam zu, wobei Madame Schwörer zuweilen tief aufseufzte.

Margarethe hatte an dem Käfig des Kanarienvogels geputzt und nun eine kurze Pfeife des Vaters von der Wand genommen, die sie ihm mit einem angezündeten Schwefelholze brachte, und der kleine Franz ließ das Eichhorn auf dem Boden marschiren, so gut es eben gehen wollte.

Der Jäger hatte mit großem Appetit gegessen und that nun ein paar tiefe Züge aus der Pfeife, welche ihm seine Tochter gegeben hatte.

Digitized by Google

„Frau Schwörer wollte dir alſo ſagen" — ſprach ſeine Frau mit bittender Stimme.

Herr Brenner machte eine abwehrende Handbewegung und verſetzte: „Gleich, gleich, wir kommen ſchon daran. Vorher aber möchte ich noch wiſſen, wie es dem Gottſchalk eigentlich geht und ob er ſich bei dem langen Schreiber wohl befindet?"

„Da geht es ihm recht gut, Gott ſei Dank!" entgegnete Frau Brenner. „Der Herr Larioz mag ihn ſehr wohl leiden, hält ſtrenge Aufſicht über ihn und gibt ſich auch die Mühe, ihn noch in ſeinen Freiſtunden über allerhand Nützliches zu unterrichten."

„Und den Mann," wandte ſich der Jäger an die Frau des Schneiders, nachdem er eine tüchtige Rauchwolke aus ſeinem Munde gequalmt, „habt Ihr ſo mir nichts, dir nichts für den Teufel gehalten! O je, o je! Und er hatte doch nichts gethan, als den armen Gottſchalk von der Straße aufgeleſen, wo Ihr ihn in Regen und Kälte ſtehen ließet. Meint Ihr, Frau Schwörer, das hätte ich vergeſſen?"

Auf den Zügen der Frau des Jägers malte ſich eine gewiſſe Aengſtlichkeit, denn ſie fürchtete nicht mit Unrecht, Herr Brenner möchte heftig werden. Auch legte ſie ihm ihre kleine Hand auf den Arm und ſagte, nicht ohne Beziehung, zu Margarethe: „Denk mir an den Herrn Larioz und vergiß nicht, die Suppe zu kochen, wie dir der Herr Doktor Flecker aufgetragen: etwas Gerſtenſchleim ohne alles Gewürz."

„Ich werde es gewiß nicht vergeſſen," antwortete das junge Mädchen. „Sie ſteht ſchon beim Feuer."

„Was iſt das für eine Suppe?" fragte Herr Brenner.

„Für eben den Herrn Larioz, der ſeit acht Tagen krank iſt.

„Ei, das thut mir leid. Da muß ich ihn dieſer Tage beſuchen. Und was fehlt ihm?"

„O, nichts Gefährliches, ein leichtes Fieber. So ſagte der Herr Flecker, der mich auch gebeten hat, Suppe für ihn zu kochen."

„Das verſteht ſich," ſprach der Jäger.

Digitized by Google

„Die Suppe bringen wir hin," mischte sich das Bübchen ins Gespräch, „Margarethe und ich. Und ich darf zuweilen droben spielen und bekomme einen Bogen Papier, und Gottschalk macht mir Schiffe und Federhüte daraus."

„So? — Nun, das ist recht. Das wollen wir morgen selbst einmal mit ansehen. Aber jetzt" — damit wandte er sich an die Frau des Schneidermeisters — „was will denn Madame Schwörer eigentlich?"

Diese hatte die Hände gefaltet und sprach gar nicht so resolut, wie man es bei ihr zu Hause gewohnt war; auch ließ sie den Kopf etwas auf die Seite hängen und seufzte mehr, als es gerade nothwendig war. „Ach," sagte sie nach einer Pause, „Herr Brenner, es geht uns recht schlecht."

Sie fuhr bei diesen Worten mit dem Zipfel ihres wollenen Halstuches an die Augen.

„Nur nicht geflennt, Frau!" sprach der Jäger, „das kann ich um Alles in der Welt nicht ertragen. Daß es nicht besonders gut bei euch geht, das habe ich gehört, und war dies auch nach jener Geschichte nicht anders möglich. Eure damaligen Freunde, die Betbrüder und Heuchler, sind bei euch übel weggekommen und haben euch im Stich gelassen, nachdem sie euch geholfen, die Kundschaft des Meisters gründlich zu ruiniren. Kam doch lange kein ordentlicher Mensch mehr in die Werkstatt, und nicht mit Unrecht, Frau Schwörer, das kann ich Euch versichern. Denkt dagegen nach, wie es vor Jahren war, das Handtieren auf den Schneidertischen! Es war eine Freude, zu euch zu kommen."

„Ach Gott, ja, das war eine schöne Zeit!" seufzte die Frau.

„Damals ging der Meister, wie alle ehrliche Menschen, ins Wirthshaus, trank auch zu Haus seinen Schoppen, wenn es nothwendig war, knuffte die Lehrlinge, wo es hin gehörte, und auf ein paar Schock Donnerwetter kam es ihm dazumal nicht an. Er hatte aber auch verfluchtes Volk in der Werkstatt, Kerls, die am Sonntag

aussahen wie Cavaliere, und alsdann versoffen, was sie die Woche verdient hatten. Wenn damals in irgend einer Kneipe die Polizei ein Nest junger Schneidergesellen ausnahm, da war die Hälfte von euch dabei, das könnt Ihr nicht leugnen."

„Das ist wahr, aber dafür haben sie auch zu Haus gearbeitet, daß es eine Freude war."

„Ob sie gearbeitet haben! ich will's meinen," sagte der Jäger bedächtig, indem er die Asche in seiner Pfeife zusammen stieß. — „Nun gut, auf einmal fährt die Bombe ins Haus, oder, wenn Ihr wollt, Euer Mann kriegt den Rappel, fromm zu werden. Ich merkte das Ding gleich, denn ich kam dazumal oft hin; mir fehlten alsbald vier der tollsten Kerls in der Werkstatt, wahre Banditen, die aber einen Rock zusammen fegten, daß es eine Freude war. Ich sage Euch, meine Livree saß damals, daß der Oberst den gnädigen Herrn fragte: Wo, Teufel! lassen Sie für Ihren Jäger arbeiten?"

„Das muß wahr sein," sprach Madame Schwörer mit Entschiedenheit, indem sie sich an die Frau des Jägers wandte, „etwas Schöneres und Vortrefflicheres als den Herrn Brenner konnte man nicht sehen."

„Also eines Tages," fuhr dieser geschmeichelt fort — „es war vor Ostern — fehlen mir die Banditen in der Werkstatt, und statt ihrer sehe ich so platthaarige Eulengesichter, die mich mit geducktem Kopf nur so von unten anschielen."

Es war sehr komisch, wie der Jäger die Physiognomieen der neuen Gesellen des Meisters Schwörer nachzunahmen versuchte. „Doch genug," fuhr er nach einer Pause fort, „Ihr wißt das besser als ich, wie das Heil bei euch einzog und die gute Kundschaft wegblieb."

„Das sei Gott geklagt!" nahm die Frau das Wort. „Was habe ich dazumal ausstehen müssen! Der Schwörer hatte an einem Samstag Abend einen Schoppen über den Durst getrunken, und als er nach Hause ging, wurde ihm etwas unwohl, und da fiel er leib-

haftig in die Krallen des Teufels, denn auf der Straße unterstützte ihn der Bäckermeister Fischer."

„Aha, der!" meinte der Jäger, „der immer zu leichtes Brod bäckt. Eine Canaille, die heute kein Brod mehr abgibt, wenn sie riecht, daß morgen um ein paar Pfennige aufgeschlagen wird. Aber fromm, sehr fromm!"

„Leider, leider!" fuhr die Frau fort. „Und der hat meinem Manne den Kopf verrückt, hat ihm gesagt, das sei eine letzte Mahnung, und wenn jetzt nicht die Gnade bei ihm zum Durchbruch käme, dann sei sein letztes Brod gebacken."

„Ja, ja, wir wissen das," sprach der Jäger; „aber laßt die vergangenen Zeiten vergangen sein und mich mit kurzen Worten hören, was Ihr von mir wollt."

„Das kann ich ja mit kurzen Worten nicht sagen. Es geht uns eben schlecht; die Werkstatt ist und bleibt leer, und was zu thun ist, das kann mein Mann ganz gut mit einem Lehrjungen besorgen."

„Und wie ist er jetzt gelaunt, der gute Meister Schwörer? Hat er sich seines ganzen Heiles begeben und will fortan arbeiten wie andere Christenmenschen, oder gibt es noch immer Betstunden und Traktätchen?"

„Eigentlich noch schlimmer als das: er weiß nicht, was er will. Hat unser braver Pfarrer auf meine Bitten zu dem Manne doch so eindringlich gesprochen, daß es einen Stein hätte erweichen können, und ihm gesagt, die Kopfhängerei, wie er sie getrieben, das Laufen in die Betstunden, statt seinen Geschäften nachzugehen, sei nicht der rechte Weg gewesen. Hat er ihm doch gesagt, er solle seinen Kopf frisch aufheben, heiter sein, guten Muth haben und sich nicht immer für einen großen Sünder und schlechten Kerl halten; Sünden habe freilich Jedermann, aber wer seine Geschäfte tüchtig und fleißig besorge, seinen Leuten ein gutes Beispiel gebe, seine Kunden ehrlich behandle, der brauche sich nicht für verloren zu halten, wenn er auch keine Betstunden besuche, wenn er auch nicht mit gesenktem Haupt

einherſchleiche, wenn er auch zuweilen in's Wirthshaus gehe, und wenn ihm auch in der Hitze bei der Arbeit ſo ein kräftiges Wort entfahre, — Ihr verſteht mich ſchon?"

„Ganz genau, der Pfarrer hat vollkommen Recht; ich für meine Perſon hätte ihm das nicht beſſer ſagen können. Und hat er das nicht eingeſehen?"

„O, er hat's ſchon eingeſehen, aber er hat nicht den Muth, wieder ein anderes Leben anzufangen. Sehen Sie, Herr Brenner — und darin beſteht meine Bitte an Sie — wenn ich nur Jemand hätte, der ihn wieder auf den rechten Weg brächte."

Der Jäger nahm einen Augenblick ſeine Pfeife bei Seite, kraute ſich in dem vollen Barte und meinte, komiſch mit den Augen blinzelnd: „Curios! Ich ſoll den Meiſter alſo auf den rechten Weg bringen? Nun, das ließe ſich vielleicht machen. Was meinſt du, Jeannette, tauge ich dazu? Ließe ſich das machen?"

„Ich meine," entgegnete Frau Brenner, „wenn der Eine was dazu und der Andere was davon thäte, ſo könnte es euch beiden nichts ſchaden; du könnteſt mit dem Meiſter Schwörer Sonntag Vormittags in die Kirche gehen und er Abends mit dir ins Wirthshaus. So wäre es recht, ſcheint mir."

„Ach ja, ſo wäre es recht," ſagte Madame Schwörer.

„Wenn nur Sonntag Vormittags mein Dienſt nicht wäre!" ſprach der Jäger einiger Maßen verdrießlich, „der Herr Baron iſt eigen und —"

„Ich weiß, daß der Herr Baron es ſehr gern ſieht," fiel ihm ſeine Frau ins Wort, „wenn ſeine Dienerſchaft in die Kirche geht. Denk doch nur an Gottſchalk; er hat ſchon ein paar Mal gefragt, warum du denn nie mit ihm geheſt."

Der Jäger blies eine dicke Tabakswolke von ſich, und wer ihn genauer anſchaute, bemerkte wohl, daß er nach Margarethen hinüber ſchielte, die mit ihren leuchtenden Augen den Vater feſt anſah und dabei mit der rechten Hand durch die blonden Locken des kleinen Bru-

Digitized by Google

ders fuhr. Ob ſie den Blick ihres Vaters verſtand? Wahrſcheinlich, denn ſie näherte ſich ihm und ſagte mit ihrer angenehmen Stimme, welche ſanft wie die der Mutter war und doch wieder kräftig klang wie die ſeinige: „Ja, Vater, das könnteſt du wohl thun; es würde mich recht, recht ſehr freuen.“

Herr Brenner ſchien ſich nicht ganz behaglich zu fühlen, er rückte auf dem Rehfell hin und her, zog ſeinen Hemdkragen etwas in die Höhe und verſuchte es, finſter auszuſchauen, was ihm aber nicht recht gelingen wollte.

„Ich glaube, ihr habt was mit mir vor,“ ſprach er alsdann. „Ach, laßt mich! Wenn ich dem Meiſter Schwörer helfen ſoll, ſo will ich es recht gern thun; ich will ihm ſagen, in welches Wirthshaus ich Abends gehe; dort kann er mich treffen, und damit Baſta.“

Dieſes Baſta betonte er ſo ſtark, daß die arme Frau Brenner eingeſchüchtert ſtill ſchwieg. Nicht ſo aber Madame Schwörer.

„Sie ſind ein braver Mann, Herr Brenner,“ ſagte dieſe, „und wenn Sie es thun wollen, ſo thun Sie es auch ganz. Wollen Sie meinem armen Zacharias helfen, obgleich er es nicht um Sie verdient hat, ſo werden Sie es recht thun. Gehen Sie Morgens mit ihm in die Kirche und er geht Abends mit Ihnen in das Wirthshaus. Gottes Lohn dafür, und wie will ich Ihnen dankbar ſein!“

„Der Vater thut's,“ ſprach Margarethe in beſtimmtem Tone, wobei ſie dieſen feſt anſah. „Ich bin überzeugt, er thut's.“

Herr Brenner ſuchte bei dieſem Drängen eine Veranlaſſung, ein paar heftige Worte ſagen zu können, und rief deßhalb: „Aber, beim Henker! es iſt ja gerade, als wenn ich ein Heide wäre. Ich gehe auch zu Zeiten in meine Kirche, das kann Niemand läugnen. Und wenn euch allen damit ein ſo großer Dienſt geſchieht, ſo kann ich einen ſolchen Gang auch mal mit Meiſter Schwörer probiren, vorausgeſetzt, daß es mein Dienſt erlaubt. — Aber jetzt laßt mich zufrieden, jetzt habe ich genug der Quälereien. Ich ſage Euch, Frau Schwörer, Ihr könnt Euch etwas darauf einbilden, daß Ihr mich breit geſchlagen.“

Digitized by Google

Damit ſtand er auf, fuhr ſeiner Tochter Margarethe, die ſo lieb und freundlich lachte, mit der Hand über das Geſicht, pätſchelte den kleinen Buben auf den Kopf und ging dann in eine Ecke des Zimmers, wo er ſein Gewehr aufnahm, beide Hahnen aufzog und die Batterie betrachtete.

Frau Schwörer hob ihre Hände empor, nickte der Frau Brenner zu, als wollte ſie ihr beſtens danken, und darauf machte ſie gegen dieſelbe eine fragende Geberde.

Die Andere nickte mit dem Kopfe und zuckte die Achſeln, als wollte ſie ſagen: Verſuch's!

„Ich freue mich recht ſehr," ſagte darauf Madame Schwörer, „wenn ich das zu Hauſe meinem Manne erzählen kann. Ihr ſollt ſehen, nun wird Alles gut. Wenn der brave Herr Brenner einmal A geſagt hat, ſo ſagt er auch B."

„Ja, und ſo fort durchs ganze Alphabet bis zum Z," brummte der Jäger, der jedes Wort gehört zu haben ſchien.

„Davon bin ich überzeugt," fuhr die Frau fort, „daß meinem Manne jetzt geholfen wird. Herr Brenner ſpricht dann eines Tages mit dem gnädigen Herrn Baron und ſagt ihm: Wiſſen Sie, Herr Baron, da iſt der Schwörer, der hat ſchlechte Livreen gemacht."

„Das iſt nicht zu läugnen," meinte der Jäger.

„Hat ſich aber nun gebeſſert; ich ſehe ihn zuweilen im Wirthshaus. Herr Baron ſollten es mit dem Manne noch einmal verſuchen."

„Und dann?" fragte unwirſch Herr Brenner, wobei er die Hahnen ſeines Gewehres knacken ließ.

„Dann wird der Herr Baron ſagen: Gebt dem Meiſter Schwörer etwas zu arbeiten; und das wird eine Arbeit geben, wie ſie noch gar nicht dageweſen."

„Ihr zählt noch über das Z hinaus, Frau," erwiderte der Jäger; „laßt's gut ſein, dazu müſſen wir erſt ſehen, wie ſich der Meiſter im Wirthshaus ausnimmt."

Digitized by Google

Da er aber lachte, während er das sprach, so unterstand sich Madame Schwörer, ebenfalls zu lachen, indem sie lustig ausrief: „Und Sie in der Kirche! Wenn ich das nur nicht versäume!“

Herr Brenner that, als habe er diese Rede nicht gehört, und um die Fortsetzung derselben zu verhindern, setzte er das Gewehr auf den Boden und ließ den eisernen Ladstock mehrere Mal in beide Läufe fallen.

Das Bübchen hatte sein todtes Eichhorn in der Zimmerecke zunächst der Thür auf die Hinterbeine gestellt, wo es eine sehr traurige Figur machte. Auf einmal wandte Franz den Kopf herum und sagte: „Margarethe, ich glaube, es klopft Jemand an die Thür.“

Das junge Mädchen ging, nachzusehen, und nachdem sie geöffnet, sagte sie: „Ach, Herr Friedrich!“ und ließ den, der so eben geklopft, ins Zimmer treten.

Digitized by Google

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Neffe des Jägers.

Herr Brenner hatte den Ladstock des Gewehres noch nicht an seinen gehörigen Platz zurückgebracht, und als er den Eintretenden erblickte, hielt er wie überrascht inne, so daß er eine Sekunde lang den Arm mit dem Ladstock hoch erhoben hielt. Eigentlich lag gar nichts Auffallendes in der Erscheinung des Mannes, der nun ins Zimmer trat, freundlich mit dem Kopfe nickte und dann fragte, ob Madame Wendel vielleicht zu sprechen sei. Er trug einen einfachen Jagdrock, einen grauen Hut, in der rechten Hand einen Stock, auf welchen er sich im Gehen zu stützen schien. Obgleich seine Figur nur mittelgroß war, auch starke Formen zeigte, so schien er doch von Krankheit etwas gebeugt, sowie auch die Züge des anziehenden Gesichtes eine Spur tiefen Leidens zeigten.

Nach den Worten, die der Fremde gesprochen, hatte Herr Brenner den Ladstock eilig an seinen Ort gebracht, und seine Stirne zog sich zusammen, als denke er über etwas nach. Dabei wunderte sich seine Frau, die ihn anschaute, daß er nach seinem Rocke langte, der neben dem Kanarienvogel am Fenster hing, und Miene machte, ihn anzuziehen.

Digitized by Google

Der eben Eingetretene schien indessen hiervon keine Notiz zu nehmen, wiederholte seine Frage nach Madame Wendel, und als Frau Brenner hierauf bejahend nach der Thür des Nebenzimmers zeigte, ging er nach einer flüchtigen Verbeugung dorthin, klopfte an und verschwand nach einem lauten Herein! in dem Zimmer der Frau Großmutter.

Herr Brenner blickte ihm aufmerksam nach, dann fuhr er mehrere Mal mit der Hand über das Gesicht, wie man es zu machen pflegt, wenn man sich auf etwas besinnen will, schüttelte alsdann mit dem Kopfe und sagte, indem er sich an Margarethe wandte: „Wer ist denn das?“

Gänzlich unbefangen und mit ihrem gewöhnlichen offenen Blick entgegnete das junge Mädchen: „Wer es eigentlich ist, wissen wir nicht; weder die Mutter, noch ich haben je mehr mit ihm gesprochen, als du eben gehört.“

„Aber wie kommt er ins Haus?“ forschte der Vater weiter.

„Durch den Jäger Klaus, Vater,“ erwiderte Margarethe.

Herr Brenner runzelte etwas Weniges die Stirn und warf den Kopf unmuthig auf die eine Seite. „Was hat denn Klaus eigentlich wieder hier zu schaffen? Wir sind doch keine so besonderen Freunde, daß er Veranlassung hätte, meine Wohnung mit seinem Besuch zu beehren.“

„Er kommt auch nicht zu uns,“ sagte das Mädchen mit leiserer Stimme. „Du weißt aber doch genau, Vater, daß er die Großmutter recht gut kennt und daß Großmutter was auf ihn hält.“

„Ja, ja, das ist so eine alte Freundschaft von damals, als noch Beide zusammen hinten auf dem Wagen gesessen. Das hat lange Jahre hindurch gehalten.“

„Klaus ist der Einzige, der die Mutter häufig besucht,“ mischte sich Frau Brenner in das Gespräch und setzte mit einiger Schüchternheit hinzu: „Wie Margarethe sagt, so ist es, die Mutter kann den alten Jäger wohl leiden und sagt, es sei ein recht braver Mann.“

Digitized by Google

„Nu, nu," machte Herr Brenner, indem er etwas befangen nach der Thür des Nebenzimmers blickte; „wenn das die Großmutter ſagt, ſo habe ich nichts dagegen, es kann auch meinetwegen wahr ſein. Aber was iſt denn der Andere eigentlich?"

„Ich glaube, der Neffe des Jägers," erwiderte Margarethe.

„So, der Neffe des Jägers? Habe doch nie gewußt, daß der Klaus auf der ganzen weiten Welt etwas Angehöriges beſäße, als einen alten Schweißhund, der aber vortrefflich iſt. — So, ſein Neffe? —" Und wieder fuhr er mit der Hand über das Geſicht, ſtrich den vollen Bart nach dem Kinn hinauf und ſagte, nachdem er ein paar Sekunden an die Decke geblickt: „Mein Auge iſt gut, und mein Gedächtniß trügt mich ſelten; das Geſicht und die Figur habe ich ſchon geſehen; nur genirt mich der Jagdrock und der graue Hut. Na, wenn's die Großmutter angeht, da kann mir's vorderhand recht ſein. — Komm, Palmarum, du kannſt mit in den Keller gehen, wir wollen den Hunden was zu freſſen bringen und nachſehen, wie viel ſie verlernt haben."

Hierauf zog er ſeinen Rock an, ſetzte eine grüne Mütze auf und ging nach der Thür. Ehe er aber das Zimmer verließ, ſprach er noch lachend zu Madame Schwörer: „Alſo es bleibt dabei, ich will den Schneidermeiſter in die Dreſſur nehmen; wenn der nicht in längſtens vierzehn Tagen die Fährte nach dem Wirthshauſe wieder gefunden hat, ſo will ich mein Leben lang dazu verdammt ſein, Sperlinge zu ſchießen."

„Gott ſei Dank, daß er gut gelaunt war!" ſagte Madame Schwörer; „nun habe ich wieder Hoffnung. Denkt ein bischen an mich, Frau; ich will's Euch wahrhaftig all mein Leben lang nicht vergeſſen."

„An uns ſoll es nicht fehlen," meinte die Frau des Jägers; „aber was er einmal verſpricht, das pflegt er auch zu halten. Ihr könnt verſichert ſein, er holt am Sonntag früh Euren Mann zur Kirche ab, und dafür habe ich alle Urſache, Euch dankbar zu ſein."

Digitized by Google

Nach noch einigen für die Weiber außerordentlich nothwendigen, für uns aber sehr unwesentlichen Redensarten verließ Madame Schwörer das Zimmer und wurde von Margarethen bis zur Treppe begleitet. Frau Brenner setzte sich in ihre Fensternische, und wenn sie auch an die eben stattgefundene Unterredung dachte, so blickte sie doch oft nach der Thür des Nebenzimmers und versank dabei in tiefes Nachsinnen; weßhalb wußte sie eigentlich selbst nicht.

Der Neffe des Jägers war unterdessen in das Zimmer der Großmutter getreten, hatte die Thür fest hinter sich zugemacht und ging dann nach dem Sessel der alten Frau, der er freundlich die Hand reichte. Als sie dieselbe nahm, machte sie eine tiefe Neigung mit dem Kopfe und sagte einigermaßen verlegen: „Euer Erlaucht sind zu gnädig: ich weiß nicht, wie ich dazu komme, so freundlich von Ihnen behandelt zu werden."

„Das ist sehr einfach," antwortete der Neffe des Jägers, „ich mache es Ihnen gerade so, wie Sie mir es machen. Sie haben mich freundlich aufgenommen, und dafür kann ich doch, weiß Gott im Himmel! nicht weniger thun, als daß ich Ihnen mit solchen Kleinigkeiten zeige, wie sehr es mich freut, wenn ich Sie zuweilen sehe."

Er hatte bei diesen Worten einen Stuhl genommen und sich neben die Frau Großmutter gesetzt.

Diese sagte mit einem feinen Lächeln: „Es ist aber eigentlich recht lange her und viel, daß sich der Herr Graf Helfenberg der damals so lustigen Katharine, die fleißig mit ihm gespielt, wieder erinnert."

„Ja, es ist lange her!" seufzte der junge Mann.

„Es war der Anfang meiner traurigen Tage," fuhr die Großmutter fort, und dabei blickte sie mit ihrem leuchtenden Auge vor sich hin, als wollte sie Jahr um Jahr in Gedanken auf die Seite schieben, als wollte sie die Mauern des kleinen Zimmers, das sie nun so lange nicht mehr verlassen, durchbrechen, um aus dem Winter ihres Lebens und der Gegenwart nach dem Sommer ihres Daseins zurück-

Digitized by Google

zukehren, wo aber die Blüthe ihres Lebens schon vorüber war, und nach den grünen Waldplätzen, wo sie damals schon nichts mehr thun konnte, als mit dem kleinen Sohne des alten Grafen Helfenberg zu spielen, wenn er, wie häufig geschah, mit seinem Vater zum Besuche zu ihrer ehemaligen Herrschaft kam.

„Ja, die Zeiten haben sich recht geändert," versetzte der junge Mann, indem er seine Hand auf den Arm der Großmutter legte; „und wir Beide sind auch nicht so geworden, wie wir es gedacht."

„Was mich anbelangt," sagte die Frau nach einem schmerzlichen Nachdenken, „so wußte ich schon mein Schicksal, und Euer Erlaucht werden sich wohl erinnern, wie Sie damals, ein heiterer Knabe, oft über mich gelacht, daß ich Sie nicht einmal mehr einholen konnte, wenn Sie mir rückwärts davon liefen."

„Ich erinnere mich," sprach finster der Neffe des Jägers, „und bei Gott, ich habe sehr zur Unzeit gelacht; denn mir würde es heute nicht besser gehen, als Ihnen damals."

Die Großmutter warf einen raschen Blick auf die zusammengesunkene Gestalt des jungen Mannes. Doch zwang sie sich zu einem Lächeln, während sie antwortete: „O, Herr Graf, das hat bei Ihnen gute Wege; das ist ein vorübergehendes Leiden, und ich möchte mit Ihnen wetten, wenn man mich einmal dort hinaus trägt, von wo man nicht wiederkehrt, so könnten Sie mich frisch und munter begleiten, wenn es anders möglich wäre, daß Sie mir diese Ehre anthäten."

Der junge Mann war bei diesen Worten zusammengezuckt, aber nicht über die Reden der Großmutter, sondern über den dumpfen Ton der Kirchenglocke, die man nun mit einem Male in der Entfernung langsam und feierlich anschlagen hörte. Er that einen tiefen Athemzug, hob die Hand empor und sprach, während er sich zu einem Lächeln zwang: „Ueber das, was Sie eben sagten, möchte ich Ihnen, wenn das möglich wäre, eine Wette anbieten."

„Und die wäre?"

Digitized by Google

„Daß Sie eines Morgens dieſelbe Glocke, die dort tönt, wieder anſchlagen hören, und daß man Ihnen dann auf Ihre Frage ſagen wird: Es iſt für den Grafen Helfenberg, — nur ein Wunder, daß es ſo lange gedauert hat! — — — Doch weg mit dieſen Bildern, die mich häufig zur Unzeit geniren! Ich habe ſchon lange verſucht, mir das abzugewöhnen, und es gelingt mir auch in letzter Zeit beſſer. Räume ich doch dieſen finſteren Phantaſieen Rechte genug ein, wenn ich ihnen geſtatte, über mich herzufallen, ſobald ich allein bin. — O, helfen Sie mir ſie verjagen; erzählen Sie mir etwas aus der damaligen Zeit!“

„Wenn ich nur etwas wüßte,“ ſagte die Großmutter, „was Sie aus jener Zeit intereſſiren könnte!“

„Alles, wenn Sie es mir auf Ihre lebendige Art erzählen.“

Die alte Frau ſann einen Moment nach, dann blickte ſie wieder mit ihren klaren Augen vor ſich hin, und ein leichtes Lächeln ſpielte um ihre Züge. „Wie unſere Spielplätze von damals wohl ausſehen mögen!“ ſprach ſie darauf. „Es iſt nun ſo gar lange her, daß ich nicht mehr auf Stromberg war; da wird ſich viel verändert haben.“

„An Stromberg ſelbſt mit ſeinen Gütern und Parken nicht viel,“ entgegnete der junge Mann. „Mein Vater, als er es vor langen Jahren von Ihrer ehemaligen Herrſchaft gekauft, änderte gar wenig und unterhielt alles das, was er übernahm, hauptſächlich aus Pietät gegen die frühere Beſitzerin, bei der er manche angenehme Stunde verbrachte.“

„Ja, der Herr Graf Helfenberg war gern dort, ſehr gern,“ meinte nachſinnend die Großmutter. „Gab er doch für Stromberg, ſo viel ich mich erinnere, neben einer großen Kaufſumme noch die reizende Beſitzung, wohin ſich die Gräfin Eller mit ihren beiden Töchtern ſpäter zurückzog.“

„Dieſer beiden Töchter erinnere ich mich auch noch, jedoch ziemlich unbeſtimmt,“ ſagte der Neffe des Jägers anſcheinend mit ſehr gleichgültigem Tone, doch warf er einen forſchenden, faſt lauernden

Blick auf die alte Frau. „Ich war damals in der Penſion, ſelten zu Hauſe, und wenn mich mein Vater zuweilen zur Gräfin Eller mitnahm, ſo war es mir am liebſten, wenn ich mit einem kleinen Gewehr in den Gebüſchen herumſtreichen konnte."

„Ja, ja, dieſe beiden kleinen Gräfinnen, ich ſehe ſie wohl noch vor mir, als wenn es geſtern wäre. Als ich den Dienſt verließ, waren ſie freilich noch ſehr jung, die eine neun, die andere ſieben Jahre ungefähr, ſo glaube ich. Ich heirathete dazumal, kam aber freilich darauf noch Jahre lang häufig ins Haus, bis mich endlich mein Leiden an die Stube feſſelte."

„Mir kamen ſie gänzlich aus dem Geſichtskreiſe," ſprach der junge Mann, „nur ſo viel erfuhr ich, daß beide ſehr früh geheirathet."

Als er das ſagte, hatte er den Kopf auf den Arm geſtützt und ſchaute unbefangen vor ſich nieder, ſo daß er auch nicht den eigenthümlichen Blick der alten Frau bemerkte, mit dem ſie ihn ein paar Sekunden lang forſchend betrachtete.

„Es waren zwei ganz verſchiedene Naturen," fuhr die Großmutter nach einer Pauſe fort; „die Aeltere, von Jugend auf ein ſtilles, ruhiges Kind, beſchäftigte ſich viel mit ihren Büchern, lernte fleißig, war der Stolz ihrer Lehrer und, ich kann es wohl ſagen, der Liebling der Mutter. Die Jüngere war blendend ſchön, aber ſchon als Kind ein Wildfang, wie man ſich nur denken konnte. Mit vollem Rechte ſagten wir oft, es ſei ein Bube an ihr verloren gegangen; Reiten und ſelbſt Fahren war ihre Leidenſchaft, und für ſie war die alte Gräfin nicht ſtreng genug. So wuchſen Beide heran, und die Jüngere hat ihrer armen Mutter manche ſchwere Stunde gemacht."

„Aber ihr Charakter war gut, wie ich gehört?" fragte der junge Mann.

„Wankelmüthig," entgegnete die Großmutter; „jetzt, ihre Fehler einſehend, konnte ſie bei den Vorwürfen der Mutter ſtundenlang weinen, aufs heiligſte Beſſerung geloben, um morgen wieder wilder an-

Digitized by Google

zufangen, als ſie heute geendigt. So hat ſie auch leider fortgemacht, und es ziemt mir nicht, über Sachen zu ſprechen, die Euer Erlaucht vielleicht beſſer wiſſen als ich ſelbſt."

„In Wahrheit habe ich mich nie beſonders darum gekümmert," verſetzte Graf Helfenberg. „Sie heirathete einen älteren Mann."

„Den Herrn Baron von Braachen."

„Ganz richtig. Und ſo viel erinnere ich mich wohl, daß man viel über dieſe Heirath geſprochen. — Sie hat eine einzige Tochter, die ſehr ſchön iſt; ich habe ſie ein oder zwei Mal geſehen."

Bei dieſen Worten traf derſelbe forſchende Blick der alten Frau abermals das Geſicht des jungen Mannes, der aber auch jetzt wieder, wie früher, anſcheinend gänzlich unbefangen und gleichgültig vor ſich niederſchaute.

„Ja, eine einzige Tochter," ſprach nach einer längeren Pauſe ſeufzend die Großmutter. „Als ſie geboren wurde, hielt ich es für meine Schuldigkeit, dem Kinde meiner ehemaligen Herrſchaft, der ich heute noch zu tiefſtem Danke verpflichtet bin, ſchriftlich in aller Ehrfurcht meinen Glückwunſch zu Füßen zu legen. Die Frau Baronin von Braachen nahm meine Theilnahme ſo freundlich auf, daß ſie ihrer Kammerfrau erlaubte, mit dem kleinen Mädchen hieher in meine beſcheidene Wohnung zu kommen. Es hat mich das denn auch außerordentlich gefreut, und es machte mir auch ſpäter das größte Vergnügen, wenn ich Gutes und Liebes von der kleinen Eugenie erfuhr."

„Alſo ſie erfuhren doch von Zeit zu Zeit, wie es derſelben ging?" fragte der Graf nach einem tiefen Athemzuge.

„Allerdings, und die genaueſten Nachrichten durch meinen Schwiegerſohn, der, wie Euer Erlaucht wiſſen, Jäger bei dem Herrn Baron von Breda iſt und mit ſeinem Herrn häufig nach dem Gute des Herrn von Braachen kam."

„Sehen Sie," ſagte der junge Mann nach einem längeren Stillſchweigen, „wie hübſch Sie mir das alles erzählen! Das hat mich ſo zerſtreut, ich möchte ſagen: erfreut, daß ich mich viel wohler fühle,

und deßhalb komme ich auch so gern zu Ihnen. — Die Tochter der Frau von Braachen ist jetzt hier in der Stadt bei ihrem Onkel, Baron Breda. — — Gleicht sie ihrer Mutter?"

„Man sagt, sie sei sehr schön. Und das wird sie wohl von der Gräfin Henriette haben. Sonst soll sie derselben nicht ähnlich sehen, sondern ein liebenswürdiges, folgsames und sehr gutes Kind sein."

„Ja, ja," meinte nachdenkend der Graf.

„Mein Schwiegersohn erzählt gern von ihr," fuhr die alte Frau fort, „und in seiner Art mit einer wahren Begeisterung. Doch hätte das nicht viel zu bedeuten," setzte sie lächelnd hinzu, „da sie, wie gesagt, sehr schön sein soll und freundlich gegen die Dienerschaft. Aber auch die Kammerfrau der Baronin von Braachen besucht mich hier und da, und daß die nur Liebes und Lobenswerthes von dem jungen Mädchen zu erzählen weiß, ist mir ein viel gültigeres Zeugniß. Es würde mich in der That freuen, sie noch einmal zu sehen, aber das geht nicht an."

Während das die Großmutter sagte, blickte der junge Mann sie mit einer wahren Spannung an, auch wollte er hastig etwas erwidern, doch schien er sich eines Anderen zu besinnen und sagte nach einer Pause in ganz-gleichgültigem Tone: „Warum soll das nicht angehen? Ich bin überzeugt, wenn Fräulein Eugenie nach dem, wie sie geschildert, nur eine Ahnung davon hätte, daß Sie Ihnen, der ehemaligen treuen Dienerin ihrer Großmutter, Vergnügen mit ihrem Besuche machen könne, sie würde augenblicklich kommen. Vielleicht ginge es ihr wie mir," setzte er lächelnd hinzu, „daß auch sie sich gern von der damaligen Zeit erzählen ließe, von Stromberg und der Gräfin Eller."

Die Großmutter schüttelte mit dem Kopfe und blickte vor sich nieder, worauf sie sprach: „Wenn das ganz von selbst käme, so muß ich sagen, es würde mich außerordentlich glücklich machen, Fräulein Eugenie zu sehen. Aber eine junge Dame wie sie, schön, gefeiert, der Welt lebend, wird sich viel um eine alte Dienerin ihrer Großmutter bekümmern! — Doch Sie, Herr Graf, sehen sie wohl öfter?" fragte

die Frau raſch, wobei ſie ihr Geſicht dem jungen Manne ganz zuwandte.

„Ich?“ antwortete einigermaßen verlegen der angebliche Neffe des Jägers, „ich? — nein, ich ſehe ſie nicht häufig. Einige Mal hatte ich wohl das Glück, in ihrer Nähe zu ſein, doch bin ich feſt überzeugt, ja ich möchte darauf ſchwören, daß ſie mich, den Grafen Helfenberg, durchaus nicht kennt. — Sie fragen mich,“ ſagte er nach einer Pauſe, während welcher er ſichtbar über etwas nachgedacht, „weil Sie aus meinen Fragen zu entnehmen ſcheinen, als intereſſire ich mich für das junge Mädchen, und darin haben Sie nicht ganz Unrecht. Doch iſt es nicht ein Intereſſe, welches ich, Graf Helfenberg, an Fräulein Eugenie von Braachen nehme. Ja, ich habe ſie ein paar Mal geſehen, auch geſprochen, und das auf ganz eigenthümliche Art.“

Er lächelte ſtill, faſt traurig in ſich hinein, während ihn die Großmutter mit ihren leuchtenden Blicken ſcharf fixirte.

„Das war da draußen im Walde,“ ſprach er mit leiſer Stimme, während er wie träumend vor ſich hinblickte, „im vergangenen Sommer. Ich fühlte mich damals kränker als jetzt und fuhr zu dem alten Klaus, der ſeine Jagdhütte in einem kleinen, reizenden Waldthale hat. Mir that das Grün und der Duft der Bäume ſo wohl. — Da erſchien auch einmal Fräulein Eugenie; ſie hatte einen Spaziergang gemacht und den alten Klaus aufgeſucht, wie ſie häufig zu thun pflegte.“

„Und war erſtaunt,“ fragte die alte Frau, indem ſie ſehr langſam ſprach, „dort Seine Erlaucht, den Herrn Grafen Helfenberg zu finden?“

„Sie war wohl erſtaunt, jemand Fremdes dort zu finden, aber ſie machte nicht die Bekanntſchaft des Grafen Helfenberg; ich hatte die Idee, das zu ſein, was ich auch hier bei Ihnen bin: der Neffe des Jägers.“

Der Blick der alten Frau verdüſterte ſich, und ſie ſprach zu ſich ſelber: „Er hat viel von ſeinem Vater.“

„Da hatte ich freilich einen andern Beweggrund als hier,“ fuhr

der junge Mann fort. „Sie wissen, daß ich Sie gern wieder einmal gesehen und gesprochen hätte. Soll Graf Helfenberg kommen, der ja nie aus seinem Hause geht," setzte er finster hinzu, „und den Leuten unnöthiges Gerede geben?"

„Das sehe ich ein, aber warum dort im Walde?"

„O, das ist noch viel klarer," lachte bitter der Graf. „Sollte Graf Helfenberg, von dem Fräulein Eugenie vielleicht gehört, er sei ein lustiger, wilder Mensch, ein toller Reiter und Jäger, nun auf einmal vor ihr erscheinen schwach, elend, krüppelhaft, wie er es wirklich ist? — Nein, ich schämte mich vor meinem Namen. Das ist ja auch der Grund," sagte er, nachdem er einen Moment die Lippen fest zusammen gebissen, „warum ich mich vor der ganzen Welt verborgen in meinem Hause halte. Mag man sprechen über mich, was man will, mag man meinen Zustand noch schlimmer schildern, als er ist — ich, wie ich war, mag nicht vor den Leuten erscheinen, wie ich bin."

Bei diesen Worten war er aufgestanden und an das kleine Fenster getreten, wo er die Stirn an die kalten Scheiben legte und tief und schmerzlich aufseufzte.

Die Großmutter blickte ihm nach, schüttelte leise mit dem Kopfe und bedeckte ihr Auge leicht mit der Hand. Es war ein paar Sekunden lang so still in dem Zimmer, daß man deutlich eine Stimme vernahm, die auf dem Gange sprach und in fröhlichem Tone sagte: „Aber, Judica — Margarethe, das muß ich mir ausbitten, daß nicht die Idee von Gewürz in die Suppe kommt; reiner Gerstenschleim, höchstens mit ein bischen Salz. Sie werden mir zugeben, daß ich das als Arzt am besten wissen muß, item, eine ganz gewöhnliche Krankensuppe."

Beim Klange dieser Stimme hatte sich Graf Helfenberg rasch von dem Fenster abgewandt, nahm seinen Hut und sprach, indem er der alten Frau die Hand reichte: „Ich muß jetzt gehen, wenn ich wieder komme — und ich darf doch wieder kommen, nicht wahr? — so sprechen wir nur heitere Sachen."

Digitized by Google

Damit eilte er, ohne eine Antwort abzuwarten, zur Thür hinaus. Er hatte den Hut tief in die Augen gedrückt und wollte gerade zum Wohnzimmer hinaus auf den Gang, als ihm dort an der Thür der Armenarzt, Doktor Flecker, begegnete, der fast gegen ihn angeprallt wäre.

„Bitte um Entschuldigung," sagte höflich, aber nicht ohne Ironie der Doktor; „für uns beide ist die Thür zu schmal. Wenn Sie mir erlauben, warte ich so lange, bis Sie draußen sind."

Darauf brauchte er nicht lange zu warten, denn der Andere schritt mit ziemlicher Schnelligkeit auf seinen Stock gestützt der Treppe zu, nachdem er leicht mit dem Kopfe genickt.

„Wer ist denn das?" wandte sich der Arzt fragend an Margarethe, nachdem Jener verschwunden war.

„Das ist der Neffe des Jägers Klaus."

Worauf der Doktor kopfnickend erwiderte: „So, so, das ist der Neffe des Jägers. Hm, hm!"

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Vierzehntes Kapitel.

Polniſcher Punſch 7

Fünfzehntes Kapitel.

In der Schreibſtube 34

Sechzehntes Kapitel.

Burggaſſe Numero Vier 70

Siebenzehntes Kapitel.

Der Bund zum Dolche Rubens 99

Achtzehntes Kapitel.

Eugenie 129

Neunzehntes Kapitel.

Vor fünf Zeugen 167

Digitized by Google

Seite

Zwanzigstes Kapitel.

Ein Lichtstrahl 196

Einundzwanzigstes Kapitel.

Alte Bekannte 228

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Neffe des Jägers 247